Kapitän Ehrhardt

Abenteuer und Schicksale



Nacherzählt von ×××

Herausgegeben von Friedrich Freksa

4



Photogr. Urbahns, Kiel

Kapitän Ehrhardt

Abenteuer und Schicksale

Nacherzählt von ***

*

Herausgegeben von

Friedrich Freksa



17. bis 21. Tausend

August Scherl G. m. b. H. / Berlin SW 68

„Worte verwehn – Taten bestehn!“

Einleitung

Das deutsche Volk besitzt in Kapitän Ehrhardt einen seiner wenigen Führer. Seine Schicksale und Abenteuer haben ihn zu einer Sagenfigur gemacht. Es fügte sich, daß der Herausgeber mit dem Geächteten und seinen Begleitern viele einsame Tage zusammen war. Die Erlebnisse der Herren über das Revolutionsgeschehen bildeten Gespräche, die mehr Aufschluß gaben als all die umlaufenden Darstellungen und Berichte.

Um die Figur des Kapitäns zu umreißen, war es nötig, auch Schilderungen seiner Freunde mitzubenutzen. Die ganze aufreibende Arbeit, die nach sechs Monaten zur Befreiung des Chefs führte, war für die Darstellung nur durch den Bericht des jungen, energischen Stoßtruppführers zu gewinnen. Diese Befreiung aus dem Leipziger Staatsgefängnis dürfte eine Erzählung sein, die sich wie eine Sage durch die Jahrhunderte erhalten wird.

Stimmung und Geist der Brigade konnten auch nur dadurch wiedergegeben werden, daß die Gefechtsberichte und persönlichen Eindrucksschilderungen aus Tagebüchern usw. benutzt wurden.

Besonderen Wert legte der Herausgeber darauf, daß bei der Nacherzählung der charakteristische Tonfall und die persönliche Sprache des Kapitäns und seiner Gefährten bewahrt wurden.

Dies Buch ist entstanden mit der Absicht, das ganze Netz der Lügen und Verleumdungen um Ehrhardt zu zerreißen.

Eine nie wiederkehrende Gelegenheit bot sich, um für die Erinnerungstafeln des deutschen Volkes diese Sage von Führer- und Mannentreue in alle Zeiten zu bewahren. Einem Forscher aus späterem Jahrhundert wird diese Bilderreihe aus dem Deutschland nach dem verlorenen Krieg vielleicht mehr Einsicht gewähren als die amtlichen Dokumente und dicken Memoirenbücher, die jedes Jahr aus der Presse hervorgehen. Aus diesen Aufzeichnungen wird später einmal zu entnehmen sein, daß trotz Verwirrung, zerbrochener Sitten, Verwilderung der Geister, schamloser Raff- und Genußgier dennoch Männer mit ihrem Leben für den Glauben an ihr Volk und die Liebe zu ihrem Lande einstanden.

Brioni, 11. Mai 1924

Der Herausgeber

Erster Teil

Erstes Kapitel

Motto: Ich hatt' einmal ein schönes Vaterland — —

Eltern, Geschlecht und Heimat. — Die Jugend im Pfarrhaus. — Schon früh rumpele ich mit der rauhen Welt zusammen. — Die Ferne lockt. — Meine Fahrt nach Indien. — Das Briefmarkenalbum als Reiseschatz. — Traurige Heimkehr aus Genf. — Mein Knabentrotz. — Ich bin meinen Lehrern verdächtig. — Abenteuer in der französischen Schweiz. — Zusammenstoß mit einem Lehrer. — Ich werde aus dem Gymnasium relegiert und in kein badisches Gymnasium mehr aufgenommen. — Mein Vater steht zu mir. — Der Kaiser braucht Seekadetten. — Ich bestehe das Aufnahmeexamen — Schmerz meiner Mutter.

Vom Urgroßvater ab sind alle Ehrhardts Pastoren gewesen, und Vater und Mutter konnten sich nichts anderes denken, als daß auch ich einmal auf der Kanzel stehen würde. Aber der liebe Gott hatte mir doch zu viel Lausbubensinn gegeben. Schon als kleiner Junge liebte ich alles, womit geschossen werden konnte, und meine erste Pistole, die nichts taugte, habe ich mir von meinem Frühstücksgeld, das ich auf den Schulweg von Weil nach Lörrach mitbekam, pfennigweise zusammengespart.

Von meinen beiden Schwestern wollte ich nicht viel wissen. Als Mädchen erschienen sie mir, dem Buben, geringwertig. Ich halte bei Buben und jungen Menschen eine solche Anschauung für gut, wenn sie nicht zu lange dauert. Den Respekt für das weibliche Geschlecht brachte mir die Mutter bei. Sie hatte eine lose Hand und quittierte jede Dummheit oder Unnützigkeit mit einer schnellen Ohrfeige. Aber lange zu grollen vermochte sie ihrem Buben nicht.

Ich gehöre zu den glücklichen Menschen, bei denen sich alles schlechte, persönliche Erleben bald verwischt. Was meinen Freunden und meinem Vaterland widerfahren ist, vergesse ich nie. Da meine Jugend gleichmäßig und, ich darf wohl sagen, glücklich verlief, so sehe ich auf sie zurück wie auf einen schönen Sommertag. Das Ganze ist durchlebt. Der Abend ist gekommen, und der Mensch fühlt sich still und glücklich.

Aber ein Erlebnis aus den Tagen, da ich noch nicht lesen und schreiben konnte, blieb tief bei mir haften. Ich hatte eine feste Freundschaft mit unserem Nachbarn geschlossen, einem wackeren Bauern. Auf seinem Hof war ich mehr als auf unserem eigenen, denn dort war mir alles interessant: die Tiere im Stall, die vielen Hühner, selbst der ausgiebig große Misthaufen.

Nun hatte ich von meiner Mutter einen schönen Samtanzug mit weißem Spitzenkragen bekommen, den ich zum ersten Male an einem Sonntag anzog. Die Mutter warnte mich, dieses Festgewand schmutzig zu machen. Ich versprach es. Dann ging ich stolz zum Nachbarn hinüber, um mich zu zeigen. Der Hof lag da in sonntäglicher Stille. Ich schaute mich um. Da gewahrte ich mitten auf dem Hofe neben einem Leiterwagen ein Faß mit einem ganz dicken Spund. Ich klopfte daran. Das Faß war voll. Dann fing ich an, mit dem Spund zu spielen, und plötzlich fuhr das dicke Holz gegen meine Brust, daß ich hinfiel. Aus dem Faß aber heraus sprang ein armdicker Strahl gelber Jauche. Das ging alles so plötzlich und erschreckte mich so sehr, daß ich trotz des gewaltigen Schmutzes liegenblieb. Endlich raffte ich mich auf und rannte so schnell ich konnte ins Haus zu meiner Mutter. Eine lange, breite Schmutzspur zog ich hinter mir her bis in das gute Sonntagszimmer. Als das die Mutter sah, gab sie mir, wie sie es immer

tat, eine einzige Ohrfeige. Mehr gab sie nicht — aber die eine genügte.

Damit wäre es nun gut gewesen, aber als mein Anzug gewaschen war, ging der Jauchegeruch aus dem Samt nicht heraus. Mein Vater litt es nicht, daß das Kleid fortgeworfen würde. Er sagte: „Strafe muß sein; er muß ihn tragen, solange noch ein Faden daran ganz ist.“ Lange, lange Zeit noch hat der Anzug gejauchelt. Überall, wo ich hinkam, rümpften die Leute die Nase. Es war mir sehr zuwider. Aber solange wie mich der Nachbar mit dem Anzug trazte, solange hat er nicht gerochen. Noch zwei Jahre rief er mit seinen Leuten hinter mir her: „Männle, wie riecht's denn?“

Das hat mir viele schöne Jugendtage verbittert.

Der Vater befolgte den Spruch: Wer sein Kind lieb hat, züchtigt es. In den großen Flegeljahren empörte sich dagegen meine männliche Würde, und ich weigerte mich, das Haus zu betreten, es sei denn, mein Vater gab mir das Versprechen, mir nichts zu tun.

Vier Stunden hab' ich einmal im Winter in der Nacht verbockt draußen im Schnee gestanden, bis endlich die Mutter behauptete, es sei nun der Strafe genug. Um den Schnupfen zu verhüten, mußte ich einen schlechten Tee trinken, der mich zum Schwitzen brachte.

Unser Pfarrhaus in Weil war ein altes Kloster gewesen, Peter Hebel, der alemannische Dichter, hatte darinnen als Vikar gedient. Wir sahen hinüber in die Vogesen, an klaren Abenden erschienen die Alpen, und der Schwarzwald war nicht weit. Die Mädchen trugen noch die schöne Markgräfler Tracht mit den großen schwarzen Schleifen über dem Kopf, die der elsässischen so ähnlich sieht. Es sind Alemannen diesseits und jenseits des Rheins. Und die Lüge vom französischen Elsaß wird in Paris nie verdaut werden.

Aber mehr als die Landschaft reizten mich damals schon die Menschen. Von selbst machte es sich, daß ich der Führer des Bubenhaufens war. Irgendwie muß ich auch gefürchtet gewesen sein, denn einer meiner Offiziere, der eine Zeitlang Staatsunterkommen in dem badischen Gefängnis Offenburg gefunden hatte, erzählte mir, sein Gefängnisgeistlicher habe mich als Buben in Weil gekannt. Dort sei ich immer mit einer großen Peitsche herumgelaufen. Das mochte wohl dem sanftmütigen Knaben, der nachher Geistlicher geworden ist, nicht behagt haben.

Eines Tages langte ein Brief bei uns an, der schon durch seine ausländische Briefmarke im ganzen Hause Erregung hervorrief. Meine Schwester sammelte Marken, und ihr Album war ihr höchster Stolz. Alle Verwandten halfen ihr, möglichst viele fremde und seltene Stücke einzureihen. Nun kam ein Brief in unser Haus mit einer Marke, die den Überdruck „India“ trug.

Nach Tisch las ihn uns der Vater vor. Ein Vetter schrieb von seinen Erlebnissen, und ich glaube, er schrieb so lange Briefe überhaupt nur, um uns, die wir in der Heimat waren, eine möglichst große Bedeutung von seiner Person zu geben.

Aber mich rüttelten diese Briefe auf. Zum ersten Male sah ich nicht in einem Buche oder einer Zeitung die Ferne. Ein Mensch aus unserer Verwandtschaft war draußen in der weiten Welt, hinter dem Ozean, in Indien. Im Lande der Sonne, der Märchen.

Mit einem meiner Schulfreunde, Berti will ich ihn nennen, sprach ich viel von dem Brief des Vetters, und wir erwogen einmal, wenn wir mit der Schule fertig wären, wollten wir uns auch auf diesen Reisepfad hinausbegeben.

Die vielen Gespräche und Träumereien überwucherten unser ganzes Knabenleben. In den Schulstunden dachte ich nur noch an Indien, und so war es kein Wunder, daß ich keine besonders guten Noten von meinen Lehrern erhielt.

Besonders mein Ordinarius verfolgte mich mit Hohn und Spott, um meinen Ehrgeiz aufzurütteln, aber die Pädagogen, die sich nicht in ein Kind hineindenken können, erreichen oft das Gegenteil von dem, was sie gern möchten. Ich hatte mich innerlich in die Rolle eines Menschen hineingelebt, der in Indien auf die Tigerjagd ging, sich gegen Thugs wehrte und kühne Züge in den Himalaja unternahm. Da war es vernichtend für meinen Stolz, daß der Herr Ordinarius mir das blaue Extemporaleheft aufgeschlagen vor der Nase herumschwang und mit dem Zeigefinger der Rechten gegen mich Stöße führte, als wolle er mich durchbohren, und etwa folgende Ansprache vor der versammelten Klasse an mich richtete:

„Es ist nicht sowohl der Mangel des Intellekts, den ich bei dir bedaure, als auch das Fehlen jeglicher Charakterstärke. Nicht zweifelhaft zwar ist es, daß auch dem Dummen einmal der Verstoß unterlaufen kann und er „ut" mit dem Indikativ zu Unrecht konstruiert. Allein, ist der Dumme charakterstark, so wird er die brennende Scham empfinden, die die Erkenntnis seines Fehlers mit sich bringt, und er wird nicht rasten und ruhen, seine Aufmerksamkeit so zu sammeln, daß er diesen Fehler wieder gutmacht. Von den geistig Starken will ich nicht reden, die mit Leichtigkeit in die Gesetze der Latinität eindringen, aber was soll ich sagen zu einem Menschen, dessen Vorfahren Pfarrer und Professoren gewesen waren und dessen Vater ich noch im vorigen Sommer die Gedichte des göttlichen Horatius in seinem Garten sitzend lesen sah. Was soll ich von dem Sprößling dieses Hauses sagen, der mir nun nach meinem Merkblatt diesen Fehler im Extemporale bereits zum sechsten Male zu unterbreiten sich nicht zu entblöden wagt.

Ich sage dir zum letzten Male, mein Sohn, wir üben hier nicht nur Latinität, wir stählen durch Aufmerksamkeit und Einwirkung auf den Geist auch nicht zum wenigsten den

Charakter, der später einmal den Mann macht. Nicht für die Schule, für das Leben lernen wir! Das hast du nicht begriffen und scheinst in deinem Trotz zu beharren und willst es nicht begreifen. Ich aber prophezeie dir, mit einem solch leichtfertigen Beharren im Leben wirst du nie ein Examen bestehen, nie die Stufen emporklimmen, die zum Ruhm führen, nie ein um das Vaterland wohlverdienter Mann sein. Am nächsten Samstag wirst du nach dem Schulschluß hierbleiben und eine Stunde lang praktisch arbeiten an den Sätzen, die ich dir aufgeben werde. Setz dich." Und das Extemporaleheft flog zusammengefaltet durch die Luft auf mein Pultfach nieder.

Ich saß keineswegs mit gesenktem Kopf da. Ich schluckte die Rede hinunter, aber ich ließ die Augen rundherum gehen, ob etwa einer der Kameraden sich an meinem Schicksal labte. Den ordentlich zu verdreschen, war ich fest entschlossen.

Endlich schlug die Glocke des nahen Kirchturms die erlösenden zwölf Schläge, und das Klingelzeichen des Pedells mahnte zum Abbruch der Schulstunden. Der Ordinarius gab endlich, nachdem er sich ein Weilchen noch an unserer verhaltenen Erregung gelabt hatte, durch Aufstehen das Zeichen, wir seien entlassen.

Beim Hinausgehen schnitt ich durch meine finstere Miene jede Bemerkung des Hohnes und des Mitleides meiner Schulgenossen ab. Auf der Straße erwartete mich mein Freund, der blonde Berti, und redete eifrig auf mich ein: „Wie dich der Ordi behandelt, finde ich geradezu ungerecht; ich möchte wissen, ob der immer „ut" richtig konstruiert hat!"

Ich erwiderte nichts. Mit schnellen Schritten lief ich die Straße hinunter, die aus Lörrach hinaus nach Weil führt. Endlich auf freiem Felde hielt ich inne und sagte:

„Berti, die Stunde sitze ich nicht ab! Vorher gehe ich nach Indien. Kommst du mit?"

„Meinst du, daß wir so schnell fertig werden?“

„Was brauchen wir denn viel? Gepäck können wir nicht mitnehmen. Wir brauchen Waffen, Geld; wenn wir nur wollen, können wir's.“

„Ja, Geld“, sagte Berti. „Einen Christtaler habe ich, und eine Mark bekomme ich noch von meinem Onkel, aber mehr habe ich nicht.“

„Zwölf Mark habe ich in der Sparbüchse, und dann denke ich, werde ich das Briefmarkenalbum in Basel verkaufen.“

„Aber das gehört doch deiner Schwester.“

„Es gehört doch halb mir, und wenn ich erst einmal in Indien ein Edelsteinbergwerk habe oder eine Ministerstelle bei einem Radscha bekleide, werde ich es ihr zehnfach ersetzen.“

„Hat dein Vetter wieder geschrieben?“

„Einen feinen Brief. Sie waren auf einer Tigerjagd. Mein Vetter ritt wie die anderen Herren u-d der Radscha einen Elefanten. Gerade bei meinem Vetter sind die Tiger aus dem Dickicht gebrochen. Er verlor in der Aufregung das Gewehr, aber sein Elefant Murad hat mit seinem Rüssel auf die Tiger losgedroschen. Einer war gleich tot, einen hat der Radscha erschossen. Von den Treibern haben die Tiger mehrere gerissen, aber das macht den Indern nichts.

Nachher war ein großes Fest in des Radschas Schloß. Da haben sie Springbrunnen in den Sälen gehabt und haben sich in frischen Seidengewändern hingesetzt. Hundert Inder haben die Seile von großen Zugfächern gezogen. So haben sie von der Hitze fast gar nichts gemerkt.“

„Wenn die Luft heiß ist,“ bemerkte Berti, „dann ist auch der Wind heiß. Spür einmal, wie warm er über die Felder geht!“

„Aber Berti, wenn doch der Radscha zwei eiskalte Fontänen in dem Saal hat!“

„Was macht denn dein Vetter sonst in Indien?“

„Mein Vetter hat mit dem Radscha gewettet, seine Dampfpflüge seien schneller als die Elefantenpflüge des Fürsten. Ein Wettpflügen haben sie gemacht. Mein Vetter hat 500 Pfund gewettet und der Radscha seine große Agraffe oben am Turban. Natürlich hat mein Vetter mit seinen Dampfpflügen gewonnen, aber schlau wie er ist, hat er dem Radscha die Agraffe zurückgegeben. Der hat ihm dafür zwei seiner Dampfpflüge abgekauft."

„Ob es auch wahr ist?" fragte Berti zweifelnd.

„Gewiß ist es wahr, und er hat auch geschrieben, wir sollten nur hinüberkommen. Siehst du, darum meine ich, wir gehen jetzt gleich zu ihm hinüber."

Wir berieten die Ausrüstung. Ein paar Jagdmesser vom Vetter Oberförster glaubte Berti liefern zu können. Die Schußwaffen wollte ich in Basel kaufen. Sonst brauchten wir an Ausrüstung nur zwei Hemden, drei Paar Strümpfe, ein paar Kragen, keine Mäntel, aber Plaids, die damals Mode waren. Decken sind ja zu allem gut: zum Schlafen und zum Schutz gegen Regen.

Jede Stunde, die wir übrig hatten, kamen wir in den beiden nächsten Tagen zusammen und besprachen Einzelheiten. Karten mußte Berti aus dem großen Atlas des Onkels Oberförster schneiden. Durch die Schweiz wollten wir zu Fuß wandern, in Genf bei meinem Onkel bleiben und dann zu Fuß durch ganz Italien bis nach Brindisi wandern.

„Wie kriegen wir nur das Reisegeld für die Fahrt mit dem Schiff zusammen?" war die größte Sorge Bertis, der schon einmal eine größere Reise bis nach München und in die bayerischen Berge gemacht hatte.

Ich schlug vor: „Wir machen es wie alle Menschen, die kein Geld haben. Wir stecken uns in ein paar Tonnen, und wenn wir weit genug auf See sind, daß sie uns nicht wieder heimschicken können, dann kommen wir heraus und

sagen, wir wollten als Schiffsjungen unsere Reise redlich abverdienen. Vielleicht brauchen wir auch gar nicht vorzukommen. Laß das nicht unsere Sorge sein. Sind wir erst auf dem Schiff und fahren wir hinaus, dann geht alles von allein schon weiter."

„Aber das Essen?" fragte Berti. Dieser Gedanke schien ihm sehr schwer auf der Seele zu liegen, denn er war ein kleiner Vielfraß, wie seine Mutter sagte.

Ich wußte aus Büchern Bescheid und tröstete ihn: „Auf den Schiffen gäbe es immer etwas. Irgendwo steht da für die Mannschaft ein Faß mit Pökelfleisch, und eine Speisekammer haben sie sicher auch."

„Wenn sie uns erwischen?"

„Erstensmal ist das Mundraub und wird nicht bestraft, und zweitens stehlen wir es ja nicht eigentlich. Wenn wir erst in Indien zu etwas gekommen sind, dann schicken wir ihnen das Geld und vielleicht noch etwas mehr dazu, und der Kapitän kriegt von uns ein Andenken, eine Krawattennadel oder einen schönen Ring."

Ich hatte mir vorgenommen, um keinen Preis die Stunde abzusitzen. Darum hatte ich Freitagnacht zum Aufbruch bestimmt. Als es stille im Pfarrhaus geworden war, holte ich mein Bündel hervor. Vorsichtig schlich ich durch das dunkle Haus ins Kinderspielzimmer und holte aus dem Schrank das Briefmarkenalbum. Leise kam ich zurück. Auf den Steinplatten des hochgothisch gewölbten Ganges konnte ich auf den Strümpfen lautlos schleichen. Hell schien der Mond in das Gewölbe des ehemaligen Klosters. Mein Herz pochte doch etwas. Im Zimmer packte ich alles in ein Bündel zusammen, befestigte eine Waschleine am Fensterkreuz und seilte mich kunstgerecht ohne Geräusch ab. Die Leine rollte ich ein und warf sie in das geöffnete Fenster zurück. Dann lief ich durch den weißschimmernden Garten zum Haus

Bertis und ahmte den Schrei einer Krähe nach. Berti kam. Er war aufgeregt.

„Ich glaube, sie haben etwas gemerkt", sagte er.

„Und wenn sie etwas gemerkt haben, wir sind ja draußen, wir sind ja fort. Kein Mensch hat uns jetzt noch etwas zu sagen. Wir haben unser Schicksal in der Hand."

Aus Weil hinaus liefen wir über die mondscheinhelle Chaussee nach Lörrach hin, stahlen uns durch Seitengassen und gelangten ungesehen aus dem Orte des Gymnasiums hinaus.

Bei einem Schuppen vor der Stadt machte ich halt.

„Von hier ist es eine Stunde bis Basel. Was wollen wir bei der Nacht in der Stadt? Das teure Quartier können wir sparen. In der Morgenfrühe wandern wir weiter und verschleißen in Basel das Album, kaufen die Pistolen und können um zehn Uhr wieder draußen auf der Straße sein. Jetzt hinzulaufen hat keinen Zweck."

Wir legten uns nieder und schliefen in der lauen Nacht, ehe wir es uns versahen, sanft und selig ein.

Peitschenknallen weckte uns auf. Ein Wagen kam herangeknattert, ein fröhlicher junger Fuhrmann rief uns zu: „Bürschle, wollt's mitfahre?"

„Geht's gegen Basel?" fragte Berti. Der Fuhrmann bejahte. Wir kletterten auf. Der Fuhrmann fragte: „Was wollt's denn in Basel?"

„Geschäfte machen", sagte Berti.

„Geschäfte?" fragte der Bursche und kniff das linke Auge zu. „Was könnt denn ihr für Geschäfte machen?"

„Wir müssen das Briefmarkenalbum verkaufen", sagte Berti.

„Briefmarkenalbum? Laßt sehen!"

Ich zog das Buch hervor und zeigte es ihm. Er schaute es an.

„Was soll es denn wert sein?"

„Tausend Franken", sagte ich.

Der Fuhrmann schob das Briefmarkenalbum unter sein Gesäß.

„Und die tausend Franken?"

„Die tausend Franken kriegst auf der Polizei", sagte der Bursche. „Ihr wollt mir doch nicht weismachen, daß ihr ehrlich zu diesem Briefmarkenalbum gekommen seid, ihr kleinen Hallodris." Und er peitschte auf die Pferde, daß sie schneller liefen.

Ich bat: „Schau doch nach, der Name meiner Schwester steht drin."

„Das kann jeder sagen", rief der Bursch und peitschte die Pferde noch härter.

Wir beide krochen nach hinten in den Wagen zurück.

„Glaubst du," fragte Berti, „daß der uns bei der Polizei hinhängt?"

Ich war erbittert. Ich hatte es sofort heraus, daß er nur das Album an sich bringen wollte.

Leise sagte ich: „Ich weiß schon, was ich tu."

Nun hatte ich als einzige Waffe mein Katapult mitgenommen. Das ist eine Astgabel, an deren Ende ein fester Gummischlauch befestigt ist. In der Mitte des Schlauches ist ein Leder aufgenäht, und in dieses Leder kann man Kirsch-, Pflaumenkerne und auch Steine hineintun. Der Schlauch wird gespannt und schleudert dann die Gegenstände je nach seiner Stärke ziemlich heftig auf ganz beachtenswerte Entfernungen. Mit feinem Schrot hatte ich manchmal schon einen Vogel vom Baum heruntergeholt.

Immer hatte ich Munition bei mir. Jetzt nahm ich einen recht scharfen Kiesel aus der Tasche, legte ihn in das Leder, zielte und schoß dem rechten Pferd eins auf die Schale. Hopp, ging das Pferd hoch, und das Nachbarpferd machte mit. Der Wagen kam bergab in Galopp, so daß der Fuhr-

mann aufspringen mußte, um die Zügel fester zu fassen. Diesen Augenblick benutzte ich, riß das Briefmarkenalbum an mich und warf es links über die Böschung.

„Hoh!" rief der Kutscher und brachte die Pferde zum Stehen. Da sprangen wir ab und riefen: „Schönen Dank für die Fahrt!"

Der Fuhrmann schaute lachend auf uns, da er glaubte, sein Plan, uns einzuschüchtern, sei gelungen. Aber wir konnten gerade, als wir die Böschung hinaufkletterten, noch sehen, wie verdutzt sein Gesicht war, als er bemerkte, daß das Briefmarkenalbum verschwunden war. Nach einer Weile fanden wir das Buch in zwei Hälften zerrissen an der Stelle, wo ich es hinuntergeworfen hatte. Schnell, als würden wir gejagt, sprangen wir wieder die Böschung hinauf.

Unter einem grünen Busch ließen wir uns beide nieder und sprachen unser erstes Abenteuer durch.

„Es gibt böse Menschen," sagte Berti, „und gerade dem, so einem fröhlichen, hätte ich das nie zugetraut."

„Essen müssen wir," sagte ich, „das gibt neue Kraft."

Und während wir kauten, sprachen wir von neuem durch, was wir erlebt hatten. Ich sagte Berti: „Hätten wir ihm einen Revolver gezeigt, er hätte sich gehütet, uns diesen Streich zu spielen."

Aber bei unserem Weißbrot mit Wurst, Butter und Dörrobst dazu vergaßen wir dieses erste Mißgeschick bald. Im bunten Sommerglanze lag die erste, niedrige Bergkette der Schweiz mit ihren schimmernden, grünen Matten vor uns. Als wir noch vollends ein kleines Wasser fanden, an dem wir uns satt trinken und waschen konnten, waren Stolz und Selbstbewußtsein wieder bei uns erwacht. In unserem Briefmarkenalbum glaubten wir einen Schatz zu haben, mit dem wir ganz Basel kaufen konnten.

Stolz zogen wir an der Grenzwachstation vorbei. Die

uns bekannten Finanzer nickten uns zu, dann ging's hinein in die Stadt.

Berti ging in den ersten Laden und fragte: „Wohnt ein Briefmarkenhändler in der Nähe?"

Der Kaufmann holte aus dem Ladentisch einen Satz Briefmarken hervor und fragte: „Wieviel willst du?"

Als er hörte, daß Berti selbst Marken zu verkaufen hätte, schüttelte er den Kopf und sagte: „Von dem Geschäft verstehe ich nichts."

Ich war etwas bestürzt, als ich von Berti diese Kunde vernahm, aber mein blonder Freund war zähe. Er lief herum und fragte sogar einen Schweizer Polizisten, wo es einen Briefmarkenhändler gäbe. Ein vorübergehender Bürger hörte das und sagte: „Da geht nur zum Füßli, der wohnt drunten am Rhein."

So irrten wir beide durch die große Stadt und fragten nach Herrn Füßli, bis wir ihn endlich nach zwei Stunden fanden, am Eck einer kleinen Gasse. Es war ein bartloser, hagerer Mann, der sich über das Album beugte und es sorgfältig durchsah.

„Wollt ihr tauschen?" fragte er. „Ich gebe euch schöne Sachen", und er brachte große Papierdüten mit Briefmarken herbei.

„Hier sind viele Amerikaner!" sagte er. „Ihr habt nur europäische Marken, aber ich gebe euch Amerikaner, Ägypter und Japaner."

Ich bestritt seine Ansicht: „Meine Schwester sagt immer, die schwarze Sachsen ist viel mehr wert als die fremden Marken. Sie muß es wissen. Sie sammelt schon lange."

Der Kaufmann schüttelte den Kopf.

„Wieviel wollt ihr äußerst für die Sammlung haben?"

Ich sagte forsch: „Tausend Franken!"

Der Kaufmann schlug das Buch zu, setzte sich auf einen Stuhl, streckte die Filzpantoffeln aus und lachte.

2*

„Tausend Franken — willst du dafür haben? Dafür gebe ich dir den ganzen Laden mit den Briefmarken und den Möbeln dazu."

„Ja, aber die schwarze Sachsen kostet doch allein neunzig Franken!"

„Die schwarze Sachsen?" sagte der Händler. „Da schau selbst im Katalog nach. Ich will ihn dir zeigen. Die schwarze Sachsen ist nicht mehr und nicht weniger wert als drei Franken." Und er brachte einen Katalog, den er selbst für seine Kunden geschrieben hatte, denen er Marken abkaufte, und darin stand die schwarze Sachsen mit drei Franken verzeichnet.

„Nein," sagte er, „so ist kein Geschäft zu machen. Ich werde noch einmal berechnen, was das Ganze wert ist."

Er schaute die Seiten durch, schrieb Zahlen auf ein Blatt Papier, rechnete schnell und eifrig.

„922 Marken. Der Durchschnittspreis für eine Marke dürfte 1 Centime sein. Das sind 19 Franken 24 Centimes. Nun, es sind einige gute Stücke dabei, wie die schwarze Sachsen und eine Thurn und Taxis. Gut, ich runde nach oben ab und gebe euch zwanzig Franken."

Der Atem stockte uns. Zwanzig Franken waren gewiß viel Geld für den, der sie nicht hatte. Aber wir beide glaubten, tausend Franken wäre das Buch gewiß wert.

„Wollt ihr's nicht," sagte der Händler, „dann versucht's euer Glück beim Farina, der wohnt nicht weit von mir die Straße hinunter, dann die zweite Quergasse links. Sagt nur einen schönen Gruß von Herrn Füßli."

Wir fanden einen schwarzen, bärtigen Italiener, der aussah wie Napoleon III. auf den Goldmünzen. Er saß in der Tür auf einem Stuhle und las seine italienische Zeitung.

„Herr Farina," sagte Berti, „wir werden von Herrn Füßli zu Ihnen geschickt. Herr Füßli hat unsere Samm-

lung gesehen und will nur zwanzig Franken geben und sagte, Sie würden mehr zahlen."

Ich stieß Berti an und rief: „Nein! Zweihundert Franken!"

„Zweihundert Franken", wiederholte Berti, sich verbessernd.

Herr Farina sah auf, erblickte das zerrissene Buch, ergriff es, hieb es Berti auf den Kopf, warf ihm das Buch vor die Füße und schrie:

„Va, cattivo, va!"

Ich hob schnell das Buch auf und zog Berti fort, indem ich ihm zuflüsterte:

„Geh zu Füßli und verkaufe ihm mit zwanzig. Ich aber nehme an dem Schuft Rache."

Ich riß einen Fetzen aus dem Album, in diesen wickelte ich einen Pferdeapfel, dann spannte ich das Katapult, zielte sorgfältig und schoß das feiste Geschoß dem Herrn Farina durch seinen „Tessino" ins Gesicht. Ehe sich der Überraschte erholen konnte, war ich um die Ecke gestürmt und langte bei Füßli fast gleichzeitig mit meinem Freunde an.

„Was hat Farina gesagt?" fragte Füßli.

„Der Farina ist ein Lump!" schrie ich. „Als wir ihm einen schönen Gruß von Ihnen bestellten, schlug er das Buch dem armen Berti auf den Kopf, aber ich hab's ihm besorgt. Einen Pferdeknödel habe ich ihm durch seinen „Tessino" auf die Nase geschossen."

„Das habt ihr recht gemacht," lobte Herr Füßli, „aber nun zeigt das Buch noch einmal her. Wenn ich mir recht überlege, so sind zwanzig Franken doch ein bißchen viel gerechnet. Der Farina hätte das geben können. Nehmt fünfzehn."

Ich ward böse.

„Nein," sagte ich, „dann werfe ich es lieber in den Rhein."

„Wir müssen noch so weit reisen," bat Berti, „bis nach Genf."

„Gut," sagte Füßli, „ich lasse mich erweichen, ich zahle euch die zwanzig." Und er zählte Silber- und Kupfergeld auf den Tisch. Ich steckte die Summe ein und fragte: „Wo könnte man hier Pistolen kaufen?"

Füßli kniff das Auge zu: „Pistolen werdet ihr wohl kaum kriegen, aber ich will euch sagen, für zwölf bis dreizehn Franken könnt ihr von mir schon ein paar ältere Schußwaffen bekommen, ich muß bloß einmal nachsehen."

„Wenn Sie uns die verschaffen könnten, wäre es fein! Revolver sind uns am liebsten."

Herr Füßli ging hinaus. Wir warteten eine längere Zeit. Heute glaube ich, er ist zu einem Trödler gegangen. Als er wiederkam, legte er uns einen Revolver und ein rostiges Terzerol vor. Besonders imponierte es uns, als er sagte, die Waffen seien geladen. Auch Ersatzpatronen hatte er mitgebracht, und für das Gelump rechnete er uns dreizehn Franken auf. Im Augenblick war allen Teilen geholfen. Als die Uhr elf schlug, hatten wir Basel schon im Rücken.

Der erste richtige Tagemarsch war uns eine reine Freude. Berti erzählte, was er alles in Indien machen wollte. Ich kümmerte mich mehr um Karte und Weg und gab die Plätze an, wo gerastet wurde. So ward ich zum Führer, ohne es besonders zu wollen.

Die Welt war neu und schön. Mit der Schule im Rücken und Indien als sichere Gewißheit vor uns, konnte uns die Zukunft ja nicht fehlen. Unterwegs kauften wir Eier und Milch und erhielten oft von den guten Bäuerinnen ein Mählchen umsonst. Im Heuschober schliefen wir herrlich. Als wir am übernächsten Tag in einen Hochwald kamen, beschloß ich, unsere Waffen zu probieren. Ich nahm zuerst das Terzerol Bertis in die Hand und sah mich nach

einem dicken Baum um, gegen den ich schießen wollte. Meinen Freund, der den Schuß am Baum beobachten wollte, warnte ich, in der Meinung, daß die Kugel sicherlich den Stamm durchschlagen müsse.

Als ich abdrückte, machte Berti die Augen zu, aber der erste Schuß zündete nicht. Ich wechselte die Patronen, hob die Waffe von neuem, und krach! ging der Schuß los. „Au!" schrie ich, denn meine Hand blutete stark, und von dem Terzerol war der Lauf fortgeflogen. Berti umwickelte die Hand mit seinem Taschentuch. Immer wieder drang das Blut hervor, so daß wir froh waren, als wir einen Förster fanden, der uns mitnahm und mich sachkundig verband. Der Förster wollte uns heimbefördern und fragte, wo wir wohnten. Ich erzählte von meinem Onkel in Genf. Da schüttelte der gute Mann den Kopf und sagte:

„So weit kann ich euch nicht schicken, aber bleibt über Nacht da, der eine auf der Ofenbank und der andere auf zwei Stühlen. Dann könnt ihr morgen selbst sehen, wie ihr weiterkommt."

Am nächsten Morgen erhielten wir noch Kaffee und Milch und Brot und dankten dem Förster und seiner Frau. Meine Hand schmerzte, obwohl der Riß nicht groß war. Schweigend trabten wir weiter. Voll Mißtrauen sah ich den Revolver an, ob der wohl auch so springen würde wie das Terzerol?

Am vierten Tage zogen wir abgehetzt nebeneinander her. Jeder hatte das Gefühl, besser wäre es doch, zu Hause zu sein. Aber keiner fand den Mut, es auszusprechen. Ein Tourist fand uns erschöpft und fragte, wo wir hinmüßten. Und als er Genf und die Adresse von meinem Onkel hörte, sagte er: „Das trifft sich gut. Deinen Onkel kenne ich auch, Bürschle, ich werde euch mitnehmen und schon wiederkriegen, was ich für euch auslege."

Ich wehrte mich noch ein wenig. „Nein, wir wollen lieber allein gehen!"

Berti aber stieß mich an und sagte: „Meine Beine tun sehr weh."

„Nun, die Unkosten sind nicht zu groß für den Herrn Onkel," meinte der Genfer Tourist, „und euch hier weiterlaufen zu lassen, wäre ungut."

Wir waren herzlich froh bei dem Gedanken, fahren zu können. Auf der Eisenbahn schliefen wir die beiden Fahrstunden durch, und noch mit einer Art Halbschlaf befangen, betraten wir des Onkels Haus. Da der Herr nicht da war, nahm uns das Mädchen in Empfang und geleitete uns zuerst in eine Schlafkammer, wo wir uns waschen mußten. Ich hörte, wie das Mädchen mit dem Touristen sprach. „Schön' Dank," sagte sie, „wir erwarten seit zwei Tagen bereits, daß die Buben anmarschieren würden. Das Geld wird Ihnen der Herr gewißlich wiedergeben."

Als am Abend der Onkel heimkam, sagte er: „Gut, daß ihr da seid! Dein Vater hat schon telegraphiert, ihr würdet kommen."

Ich wunderte mich und erschrak. Ich hatte vor meinem Vater immer einen großen Respekt. Daß er aber genau vorhersehen würde, wir würden nach Genf gehen, war mir unfaßbar.

Nach dem Abendessen ermunterte uns der Onkel: „Nun erzählt einmal, warum ihr ausgerissen seid!"

Ich konnte kein Wort hervorbringen, aber Berti berichtete lebendig und mit großen Gesten. Aus dem Kutscher wurde ein Räuber und aus dem Stamm, gegen den ich geschossen, ein wilder Vagabund.

Der Onkel rauchte lächelnd seine Pfeife während der Erzählung.

Am nächsten Tage kam ein Polizist und führte uns beide auf die Bahn. Wir waren bestürzt, daß ein bewaffneter Mann neben uns herging. Im Zuge wurde uns ein Halbcoupé angewiesen, und der Zugführer versprach dem

Polizisten, uns zu beaufsichtigen, bis wir in Basel anlangten.

„In Basel", sagte der Polizist, „werden eure Eltern sein. Macht bis dahin keine Dummheiten." Er blieb vor der Wagentür stehen, bis der Zug abfuhr.

Wie Gefangene kamen wir uns beide vor, doch waren wir froh, daß wir nicht den Weg zurücklaufen mußten.

Als unser Wagen in Basel einfuhr, schaute ich zum Fenster hinaus und sah meine Eltern stehen.

„Da bin ich!" schrie Berti über den Perron. Ich aber nahm mein Hütchen und mein Bündel, stieg zum hinteren Fenster hinaus, umschlich den Zug und verschwand. Ich hatte Angst vor der Strafrede des Vaters und besonders Angst, daß er vorher gewußt hatte, ich würde nach Genf gehen. Eilig trabte ich vom Bahnhof nach Lörrach und Weil und atmete auf, als ich merkte, daß ich vor den Eltern angekommen sei. Sofort lief ich in meine Schlafkammer, legte meine Sachen ab und schlüpfte ins Bett. Kaum lag ich darin, hörte ich den Wagen rollen, der die Eltern zurückbrachte.

„Ist er hier?" fragte der Vater, und das Mädchen antwortete: „Jo, sell scho!"

Mit zitterndem Herzen hörte ich die Eltern die Treppe heraufkommen. Der Vater öffnete die Tür. Fest hielt ich die Augen geschlossen, aber mein Herz zitterte mir in der Brust — nur einmal später hat es wieder so gezittert.

„Er schläft schon", hörte ich die Mutter sagen.

„Das hilft ihm nichts, er muß heraus! Er muß einsehen, was er getan hat."

Die Mutter bat: „Aber das Büble hat doch schon genug Angst ausgestanden und Schrecken, sonst wär's doch nicht davon und läge hier im Bett. Laß ihn erst ausschlafen. Morgen wird er es gewißlich einsehen, was er für einen

dummen Streich gemacht hat. Glaub' mir, er tut es nicht wieder. Schau nur, wie hager sein Gesichtle geworden ist."

Leise schlossen die Eltern die Tür.

Das war mein erster Ausflug in die große, weite Welt.

Bis in die Sekunda hinein schien auch mir der Beruf als Pfarrer gewiß. Eine Skandalgeschichte bog alles um.

Wir Kinder wurden in den Ferien zu unserem Onkel nach Genf geschickt, um dort das Französische zu lernen, und meine Eltern nahmen in das geräumige Pfarrhaus und in unser gesegnetes Land kleine Franzosenschweizer.

So war ich auch als Primaner in eins der hübschen Dörfer bei Genf geschickt worden. Den Photographenapparat, meine Belohnung für das Einjährigen-Examen, hatte ich natürlich mitgenommen.

In dieses Dorf war ein muckerischer Schulmeister gekommen, dem ich bald unangenehm auffiel. Um die Mädchen zu erschrecken und den Buben zu zeigen, wie komisch sie sich benähmen, schoß ich mit meiner neuen Pistole dicht an ihnen vorbei. Sie sollten das Sausen der Kugeln hören. Eine dieser Kugeln prallte von einem Stein ab und traf das eine Mädchen. Es war glücklicherweise die einzige, die ein Mieder trug, und die Stange dieses Mieders rettete das arg erschreckte Geschöpflein vor einer Verletzung.

Ich selbst war erschrocken genug. Um die Mädchen zu versöhnen, erzählte ich ihnen von den Wundern der Photographie, verhieß ihnen Bildnisse und versprach, sie in die Geheimnisse der Dunkelkammer einzuweihen.

Über diese ganzen Vorfälle wurde natürlich getratscht. Der Schulmeister entrüstete sich, daß wir Buben mit den Mädchen in der Dunkelkammer zusammen waren, und berichtete den ganzen Vorfall an den Direktor meines Gymnasiums in Lörrach.

Wegen irgendeiner bubenhaften Untat hatte ich schon einmal das consilium abeundi erhalten. Als mich nun der

Direktor ins Konferenzzimmer berief und den Brief des Schulmeisters vorlas, da dachte ich mir, bei der Ungerechtigkeit der Lehrer ist es selbstverständlich, daß sie dich hinaustun. Die glauben dem Schweizer Dorfschulmeister und nicht dir.

In guter Stimmung war ich durchaus nicht, aber ich wollte den natürlichen Nutzen aus meiner Lage ziehen, wie es ein rechtschaffener Pennäler zu tun pflegt. Ich entband mich von der Erfüllung der Schulaufgaben selbst, denn für diese meine Feinde, die Lehrer, wollte ich nichts mehr arbeiten. Daß der Mensch für das Leben und nicht für die Schule lernt, wird nur ein gereifter Mensch begreifen, niemals ein Bub, der in der Blüte seiner Flegelhaftigkeit steht.

So saß ich denn verbockt auf der Schulbank und wartete auf den Hinausschmiß. Der kam auch, aber viel glanzvoller, als ich es in meinen kühnsten Träumen gehofft hatte. Mein Ordinarius, ein ekelhafter Kerl, forderte mich eines Tages auf, eine Übersetzung zu leisten. Ich stotterte etwas zusammen, denn vorbereitet war ich natürlich nicht. Da sagte der Mensch hämisch zu mir: „Na ja! Sie können also wieder mal nichts. Arbeiten ist natürlich was anderes, als mit kleinen Mädchen im dunklen Zimmer zu sitzen!"

Bei aller Unbekümmertheit, die ich bubenhaft zur Schau trug, hatte ich natürlich doch genug Ingrimm in mich hineingefressen. Gegen die guten Eltern hatte ich nicht ein völlig reines Gewissen. Überall sah ich mich verstrickt. Und dieser Mensch höhnte mich noch, und die Klasse hinter mir grinste! Da konnte ich nicht anders, ich sprang auf, gab dem Ordinarius eine Ohrfeige, daß ihm der Kneifer von der Nase sprang, und verließ stolz das Klassenzimmer.

Sofort ging ich zu meinem Vater und erzählte ihm alles. Immer werde ich's ihm danken, daß er an diesem Tage, einem der schwersten meines jungen Lebens, volles Verständnis für mich hatte.

Aber was sollte jetzt aus dem Jungen werden, hieß es in der Verwandtschaft, denn ich erhielt jetzt wirklich den ganz großen Herausschmiß. Kein Gymnasium meines engeren Vaterlandes Baden durfte hinfort den Verbrecher Hermann Ehrhardt mehr aufnehmen.

Damals gerade ward die Marine vergrößert. Der Kaiser brauchte Seekadetten. In allen Zeitungen standen Aufforderungen zur Meldung. Drei oder vier Tage waren noch Frist bis zum letzten Aufnahmetermin für die Marineschule. Kurz entschlossen fuhr ich nach Kiel und bestand unter Aufbietung all meines Trotzes die Prüfung glücklich. Meine gute Mutter aber weinte sehr und sagte: „Jetzt habe ich meinen Sohn verloren." Für sie hatte das Wasser keine Balken.

Wie fern liegt diese alte Geschichte von meinem Herausschmiß aus dem Gymnasium in Lörrach. Als ich später wegen des Kapp-Putsches mehr bekannt wurde, als mir erwünscht war, wärmte der „Vorwärts" diese Jugendgeschichte wieder auf und tat natürlich das immer beliebte Paprika daran, jene in der Linkspresse meisterhaft gehandhabte Methode, aus Geschichten durch Hinzufügen von Andeutungen oder hämischen Bemerkungen Staatsaktionen zu machen, die die angeborene Minderwertigkeit und Schlechtigkeit des politischen Gegners dartun sollen.

Zweites Kapitel

Motto:
Stolz weht die Flagge schwarzweißrot
Von unseres Schiffes Mast.

Lust und Leid des Seekadettenlebens. — Offizier wird, wer sich nicht unterkriegen läßt. — Auslandfahrten nach Madeira, Südamerika. — Endlich werde ich Leutnant zur See. — Hurra, ein Krieg! — Ich melde mich nach Südwest. — Die andere ernste Seite des Krieges. — Ich erlebe, daß es neben dem Tod in der Schlacht einen andern, höchst gemeinen Tod durch

Durst oder Krankheit gibt. — Kämpfe und Jagden. — Untergang eines ganzen Volkes. — Ich werde typhuskrank und kehre als Rekonvaleszent nach Europa zurück. — Ehrenkommando auf Seiner Majestät Kreuzer „Berlin“. — Ich benütze den Ehrendienst zum Wildern, werde aber geklappt. — Anpfiff durch Seine Majestät. — Entlarvung eines Scheinheiligen. — Kommando zur Torpedowaffe. — Feiner Dienst. — Ich erhalte ein eigenes Schiff. — Kapitänleutnant. — Ich heirate und baue mir ein eigenes Haus. — Von Wilhelmshaven nach Kiel. — Eine junge Ehe mit viel Dienst.

Der Dienst auf der in vollem Aufstieg befindlichen deutschen Kriegsmarine war damals für Seekadetten sehr hart. Nur wer einen völlig gesunden Körper und härtesten Lebenstrotz besaß, konnte sich den hohen Anforderungen, die an Leib und Willen gestellt wurden, gewachsen zeigen.

Wir schliefen nur in der Hängematte. Beim ersten Morgengrauen schon erklang die schrille Bootmannspfeife. Und der Aufruf: „Rise, rise!“ weckte uns aus tiefstem, wohlverdientem Schlaf. Im Nu war jeder munter, und ehe man sich's versah, waren die Hängematten aus den Haken an den Decksbalken herausgepickt, gezurrt und in den Hängemattkasten verstaut, denn schon sieben Minuten nach dem Weckruf mußten wir angezogen zum Frühdienst an Deck stehen. Dann wurden wir meistens, um die Glieder in Gang zu bringen, dreimal über den Topp gejagt, das heißt wir mußten die Wanten hinaufentern zur Mastspitze und die andere Seite wieder hinab.

Das Frühstück schmeckte nach dieser Durchlüftung jedenfalls ausgezeichnet. Es blieb auch immer noch Appetit übrig.

Dann folgte der Vormittagsunterricht. Zwölf Uhr war Mittag. Von zwei bis sechs praktischer Dienst, Bootsexerzieren, Segelexerzieren, infanteristischer Dienst usw. Nachts trafen einen jeden zwei Stunden Wache, wenn man nicht gerade zufällig zur Freiwache gehörte.

Das Jahr Schulschiffsdienst gehört wohl für jeden See-

offizier zu seinen schönsten Erinnerungen. Der harte, manchmal vielleicht sogar übersteigerte Dienstbetrieb, der den Jungen vom hochnäsigen Pennäler zum wirklichen Mann reifen ließ, brachte einem vor allem die Bedeutung des praktischen, also körperlichen Dienstes und der körperlichen Fähigkeiten zum Bewußtsein. In späteren Jahren, als das Segelschulschiff durch das moderne Kriegsschiff endgültig verdrängt wurde, hat das Seekadettenjahr viel von seiner Romantik, aber auch viel von seinen herzerfrischenden Gefahren verloren. Das Segelexerzieren im Atlantik bei stürmischem Wetter forderte von jedem einzelnen die höchste Ausnutzung seiner geistigen und körperlichen Elastizität. Das Verantwortungsgefühl und Bewußtsein des einzelnen wurde bis zum äußersten gesteigert. Ein falscher Griff, ein falsch verstandenes Kommando oder ein zu langsam ausgeführter Befehl konnte große Teile der Besatzung, wenn nicht gar das ganze Schiff in Gefahr bringen. Man setzte täglich leichten Herzens sein eigenes Ich ein für das seiner Kameraden. Man lernte den Tod verachten. Selbstvertrauen und Selbstbewußtsein wurden geweckt und großgezogen.

Daß aber auch in späteren Jahren das Ziel der Erziehung das gleiche war, wenn auch mit anderen Mitteln, das zeigen uns die hervorragenden Leistungen der jungen Torpedoboots- und U-Boots-Offiziere im Kriege, von denen nur der eine oder andere auf den Planken eines Segelschiffes seine neue Heimat, die See, kennen- und liebengelernt hatte. Es war der friderizianische Geist der Selbstverleugnung und Selbstaufopferung im Dienst, der die junge Marine in kaum einem Menschenalter zum siegreichen Gegner der größten Seemacht der Welt werden ließ. Heute liegt das Instrument, mit dem dieser preußisch-deutsche Geist seine Erfolge errang, in den Tiefen von Scapa Flow. Die Fesseln des Schandvertrages von Versailles haben uns nur

schwache Reste unserer Seegeltung gelassen. In unserer Zeit einer ungesunden Überschätzung der technischen Hilfsmittel ist man zu leicht geneigt, diese Überbleibsel der deutschen Flotte als veraltet und daher als Ballast zu betrachten. Unsere Aufgabe ist es, dafür zu sorgen, daß diese „Reste" nicht Reste bleiben, letzte Zeugen einer verlorenen Macht, sondern daß sie Keimzellen werden für eine neue deutsche Seemacht. Gewiß, hinsichtlich des Materials sind uns die Hände gebunden, doch der Geist ist frei. Das deutsche Volk hat es in der Hand, den Geist, der es großgemacht hat, zu hüten und zu pflegen oder aber ihn zu ersticken und damit jeglichen Anspruch, als Nation geachtet und gefürchtet zu werden, aufzugeben.

Es war ein sehr gesunder Gedanke, die Schulschiffe ins Ausland zu schicken. Meistens folgte auf eine Norwegen- oder Englandreise die große Ausfahrt nach Westindien und Südamerika oder nach dem Mittelmeer. Man lernte Land und Leute kennen, sah die Welt und sah Deutschland von draußen. Diese wichtige, als Erholung empfundene Ergänzung des Dienstes an Bord erweiterte den Horizont und die Urteilsfähigkeit des angehenden Offiziers in hervorragendem Maße. Es ist dies das Prinzip der hanseatischen Kaufleute, die jungen Leute hinaus in die Welt zu schicken, damit sie sich in ihr umsehen und sie verstehen lernen, ehe sie selbst zu verantwortlicher Tätigkeit herangezogen werden.

So war ich während meiner Seekadettenzeit in Spanien. Ein achttägiger Ausflug ins Land hinein führte uns auch nach Sevilla; ich erlebte den ortsüblichen Stierkampf. Aber ich nahm dieses Schauspiel gar nicht so sehr ernst. Die bunten Bilder zogen vorüber, junge Menschen machen sich ja von Gefahren und Blutvergießen zum Glück immer übertriebene Vorstellungen. Nur so sind sie gefeit gegen die schwere Belastung, die ein wirklicher Krieg ihnen auferlegen kann.

Schwierig war mir, dem Süddeutschen, zuerst die Verständigung mit der Mannschaft, deren Ohren auf platt geeicht waren. Noch später, als ich schon junger Leutnant war, behaupteten meine Kameraden, ich bekäme nie das zu essen, was ich mir bestellte, da die Ordonnanzen im Kasino mich nicht verstünden.

Von Natur aus neigte ich zum Trotz. Aber der harte Dienst zog mich dauernd durch seine Wringmaschine, so daß von dem Trotz nur der zähe Wille der Selbstbehauptung übrigblieb.

Ein paar Geschichten sind mir noch lebhaft in Erinnerung. Unser Schulschiff lag bei den Kanarischen Inseln. Der Hitze wegen erhielten wir alle statt der Mützen englische Strohhüte von der gleichen ovalgepreßten Deckelform.

Nun hat Teneriffa eine wunderbare Brandung von besonderer Kraft. In dieser Brandung zu baden war wegen der absoluten Lebensgefahr uns tollen jungen Kerls streng verboten. Aber natürlich badeten wir darum doch. Es war zu schön, sich mit dem Rücken gegen diese langen Ozeanwellen zu stemmen.

Der Hitze wegen mußte beim Baden der Kopf bedeckt bleiben. Ich hatte das Pech, meinen Hut zu verlieren. Er war sofort draußen, jenseits der Brandung. Das bedeutete eine Unmöglichkeit, ihn wiederzuerlangen.

Von unserem Bootsmann wurde mir ein neuer Hut besorgt. Der aber hatte eine runde, spanische Form und war auf Meilen von den anderen englischen Deckeln zu unterscheiden. Dieser Hut machte mich weithin kenntlich. Selbst wenn wir ein paar Seemeilen vom Schulschiff Ruderübungen machten, konnte mich der wachhabende Offizier sofort feststellen und jeden Fehler nachweisen. „Seekadett Ehrhardt!" brüllte er, und hernach folgte an Bord ein Donnerwetter. Aber es war nun so einfach für ihn geworden, persönliche Zurechtweisungen zu erteilen, daß er

auch „Seekadett Ehrhardt" brüllte, wenn ich es gar nicht gewesen war. So lernte ich denn schnell den Segen der Uniform wenigstens für den Untergebenen kennen.

Die Tropen zeigten uns zwar schöne Bilder, aber als Soldaten, die wir waren, merkten wir nur zu bald, daß in der Hitze der Dienst doppelt hart war. Rio de Janeiro gilt als eine der weitesten Städte der Welt. Berühmt ist die große Bai, die schönste Reede, die es gibt. Herrlich sind die Berge der Umgebung, aber mühselig zu besteigen. Heute gehen überall dahinauf Bahnen und Aufzüge. Die Brasilianer können sich in der Gebirgshöhe von der Tropenhitze, die unten brütet, bequem erholen.

Bei uns armen Seekadetten wurde die Hitze als Erziehungsmittel betrachtet, und so erhielt unsere Crew-Gruppe einmal Strafpullen im Boot ausgerechnet zwischen eins und zwei, wo der goldene Segen der Sonne am heißesten war.

Diese Schinderei und die besondere Ungerechtigkeit, daß ich mitbestraft wurde, wo ich nichts verbrochen hatte, lösten einen Ausbruch meines knabenhaften Trotzes in mir aus. Und absichtlich ließ ich meinen Riemen über Bord fallen. Der Unteroffizier, der es gemerkt hatte, befahl, den Kutter sofort an Bord zu rudern und meldete mich dem wachhabenden Offizier. Zur Strafe wurde ich zehnmal über den Großtopp gejagt. Das ist an sich eine außerordentliche Anstrengung, aber bei der tropischen Hitze Brasiliens fast eine Grausamkeit. Als ich die letzten Male hinüberenterte, tastete ich schon halb ohnmächtig die Wanten herunter, aber ich ließ mir nichts merken, biß die Zähne zusammen und kam gerade noch in den Waschraum unter Deck. Dort ließ ich mich auf die kühlen Steinfließen fallen, schnappte noch ein paarmal nach Luft und blieb bewußtlos liegen.

Solche Scherze passierten dem jungen Seekadetten noch öfters. Wer keine Bombengesundheit hatte, mußte aus-

scheiden. Aber schließlich wurden wir gelenkig wie Katzen und zäh wie Hundeleder.

Ich habe oft darüber nachgedacht, warum mir diese Erziehung weit besser geschmeckt hat als das weitaus bequemere und lässigere Dasein auf der Schule. Und ich bin zu folgendem Schluß gekommen: Wir Seekadetten wollten alle Offiziere werden. Unsere Lehrer und Vorgesetzten waren das, was wir werden wollten. Sie dienten uns als Vorbilder. Alles, was wir auf ihren Befehl taten, empfanden wir als notwendig. Wir sahen ein, warum es zu geschehen hatte.

Dieses Gefühl der Notwendigkeit hatte ich als Schüler nie. Wir wollten keine Philologen werden, wie unsere Lateinlehrer, Mathematiker, überhaupt nicht Lehrer. Zwischen unserem Gefühlsleben und dem der Herren, die uns Unterricht erteilten, bestanden zu krasse Unterschiede. Sie verstanden unsere Jugend nicht. Aus dummen Streichen machten sie Mordsgeschichten, unseren Übermut wußten sie nicht auf ein freies Betätigungsfeld, wie Sport und Spiel, abzulenken.

Ich glaube, darüber urteilen zu dürfen, denn wenn ich mir überhaupt eine gute Eigenschaft zumessen darf, ist es die eine: Ich verstehe die Jugend, empfinde heute noch jung und bin lieber mit jungen Menschen selbst in der Arbeit zusammen, als mit den älteren Herren, die vor Bedenklichkeiten platzen.

Mit Befriedigung kann ich feststellen, daß in der deutschen Marine die Behandlung der Seekadetten an innerem Wert nicht nachgelassen hat. Aber viele der unnötigen Härten sind weggefallen. Die Rauhheit erstreckte sich bei uns bis in den Krankheitszustand. So hatte ich als junger Seekadett ein Mordsgeschwür im Genick. Damit wurde ich auf die Revierstube zu dem Einjährigenarzt geführt. Der nahm ohne viele Umstände ein Messer und machte einen Schnitt

hinein. Das tat mordsweh, aber Mucksen gab's nicht, denn man war Soldat. Heute noch trage ich zum Andenken an diese zierliche Operation eine dicke, rote Beule im Genick, die ich jeden Morgen spüre. Nötig wäre das nicht.

Auf die Seekadettenzeit folgte die Fähnrichszeit. Da hatten wir schon Rang und Würde und zählten praktisch zum Offizierkorps, nach dem Buchstaben des Gesetzes zum Unteroffizierkorps. Wir blieben noch im engeren Verband, wo wir noch immer dumme Streiche gemeinsam ausfraßen. Lagen wir in einem Hafen, dann galt es, in jeder freien Stunde, wenn es ging, von Bord zu kommen. Wenn der Wachhabende sich vielleicht einen Kognak leistete oder irgendwie längere Zeit den Rücken kehrte, dann ging's, womöglich in Zivilkleidern, heimlich übers Heck hinunter in ein herbeigepfiffenes Boot, und dann fort an Land. Die Hauptsache war, sich nicht erwischen lassen. Auch dadurch wurden soldatische Tugenden geübt, nämlich die der Gewandtheit und der Entschlossenheit.

Ich wurde Leutnant und bekam Rekruten zum Ausbilden. Das Leben verlief wie das eines jeden Seeoffiziers, sehr arbeitsreich, denn ein modernes Kriegsschiff war eben ein Kunstwerk ohnegleichen, und der Offizier in erster Linie mußte es beherrschen. Wir waren Seeleute, Techniker, Artilleristen, Infanteristen in einer Person. Wir mußten sicher sein in der Mathematik und in den Grundlagen der Astronomie. Der Beruf war nicht eng, das Meer selbst brachte die Weite.

Es ist ein merkwürdiger Gegensatz im Offiziersdasein. Des Dienstes gleichgestellte Uhr läuft weiter, und doch ist alles eingestellt auf das, was dem echten Mann den höchsten Lebensimpuls gibt, kämpfen und den schönsten Tod sterben zu können für sein Heiligstes: sein Volk und Vaterland.

Gern stirbt gewiß kein Mensch. Aber das Hohe am Soldatenberuf ist, daß der Mensch durch die Disziplin die Angst

3*

ums Leben überwindet. Würde den Menschen die Opferbereitschaft eines für den anderen genommen, dann würden in brennenden Häusern Säuglinge und hilflose Frauen umkommen. Hunderte würden ertrinken, wenn die Retter den eigenen Tod fürchteten. Die ganze Gesellschaft der Menschen würde auseinanderfallen, wenn die Bereitschaft, das Leben zu opfern, bei den Menschen aufhörte.

Die große sittliche Idee des Krieges für den Mann besteht darum nicht darin, daß er tötet, sondern darin, daß er für sein Volk sterben kann. Und die Stärke des Soldatenberufes sehe ich darin, daß er die sittlichen Elemente der Treue, der Kameradschaft und Lebensopferbereitschaft erweckt.

Die Nüchternheit und Trockenheit des harten Dienstes drückt gerade bei dem jungen feurigen Offizier die großen Ideale seines Berufes in den Hintergrund. Darum traf es uns junge Leutnants wie ein elektrischer Schlag, als es hieß: Offiziere werden für den Kampf in Südwest gebraucht. Da war also Gelegenheit gegeben, zu erleben, was Krieg ist.

Sofort meldete ich mich, wurde nach Südwest abkommandiert und trat unter den Befehl des Oberstleutnants von Estorf. Mein Abteilungskommandeur war Kapitänleutnant Mansholt, mein Batteriechef Oberleutnant Stempel. Der Krieg machte uns zu guten Kameraden. Die Hereros waren zähe, tapfere und heimtückische Gegner. Sie führten den Krieg mit barbarischen Gewohnheiten, jeden Verwundeten, den sie fanden, verstümmelten sie, und die Weiber quälten ihn zu Tode. Das verlieh diesem Kriege seine Härte, erzog aber uns zu Kriegern und Jägern.

Dieses weite, steppenreiche Land hatte seinen eigenen Zauber. Auf einem Erkundungsritt in die Steppe hinein sah ich plötzlich Tausende von Tieren grasen. Ich hielt sie für riesige Rinderherden. Ein uns begleitender Bure erklärte uns, es seien Antilopen.

Ich bin immer leidenschaftlicher Jäger gewesen. Für meine europäische Vorstellung war es unfaßbar, daß auf dieser Ebene tausende Stücke Wild ständen. Ich nahm das Glas, sah nach, erkannte das Gehörn und dachte, da es fast immer an frischem Fleisch fehlte, wollte ich wenigstens für die Kranken ein paar Stück erlegen und pirschte mich mit meiner Patrouille an die Herde heran; sie wurde flüchtig, und wir mußten schon aus großer Entfernung schießen. Etwa fünf Stück brachen zusammen, zwei davon waren auf mein Konto zu buchen, und leider entkam mit der Herde eine Reihe angeschossener Tiere.

Sinnlose Schießerei auf Wild und auch auf Vieh habe ich draußen oft erlebt. Auch hier kann der Offizier nur eine Wirkung erzielen, wenn er seinen Leuten genauen Befehl gibt.

Am Ostersonntag sollte ich ein erstes schweres Gefecht erleben. Unsere Abteilung von etwa 200 Mann marschierte in die Steppe. Ich war Zugführer bei der Batterie und kommandierte zwei neue 3,3-Zentimeter-Maschinen-Kanonen. Um die freie Ebene zu erreichen, mußten wir durch einen dicken Busch. Als wir heraustraten, wurden wir plötzlich von großen Massen Hereros überfallen. Ein heftiger einstündiger Kampf folgte. Zum erstenmal griffen die Maschinen-Kanonen ein. Sie wirkten entscheidend, aber immerhin: von unseren 200 Mann fielen 40.

Während einer Gefechtspause lag ich neben der Batterie und merkte plötzlich, daß einzelne Geschoßaufschläge nicht mehr von vorn, sondern von oben kamen. Ich entdeckte einen 50 Meter entfernt stehenden hohen Baum, von dem aus ein Neger Feuer auf uns richtete.

Von einem neben mir liegenden Mann ließ ich mir den Karabiner reichen, nahm den Burschen aufs Korn und zog ab. Erst fiel das Gewehr, dann der Herero vom Baum herunter. Seine Büchse holte ich mir als Trophäe. Es war ein nach Hereromanier abgeändertes 98er Gewehr.

Wir kamen tiefer ins Land und lernten die Tücken der Wüste kennen.

Einmal war ich mit einer starken Reiterpatrouille in die öde Steppe vorgeschickt. Zwei Tage waren wir schon unterwegs, ohne einen Tropfen Wasser zu finden. Als die Sonne gegen Mittag immer heißer auf uns niederbrannte, konnten wir uns nur noch mühsam vorwärts schleppen. Vergebens suchten wir nach geeigneter Jagdbeute, um an ihrem Blute unseren Durst zu stillen. Kein Lebwesen weit und breit. Selbst die Vögel mieden die vor Hitze flimmernde Luft. Die ersten meiner Leute wurden schlapp. Mit äußerster Anspannung hatten sie sich bisher weitergeschleppt, es ging nicht mehr. Jetzt war der Bann gebrochen. Keiner hatte bis dahin der erste sein wollen; wir mußten mitten im glühenden Sand haltmachen. Bar jeder Energie, vollkommen ausgetrocknet, so blieben wir liegen. Qualen standen wir eigentlich nicht aus. Selbst die Phantasie hatte aufgehört, uns Trugbilder vorzugaukeln. Wir waren völlig vom Stumpfsinn übermannt. Aber am Abend, als die Sonne in ihrer Kraft nachließ, rafften wir uns schließlich doch noch einmal auf und erreichten eine Wasserstelle. Durch hineingeworfene tote Tiere war das Loch gänzlich verseucht. Wir aber warfen uns auf den Boden und soffen den Schlamm, der uns köstlich erschien.

Bald danach wurde mein Abteilungsführer Mansholt vom Typhus ereilt. Drei Tage lang saß ich an seinem Bett, aber keine Pflege half. Er starb den Opfertod fürs Vaterland. Ich habe ihm die Augen zugedrückt und bei diesem Tod durch Krankheit die schwerste Seite des Krieges empfunden. Aus drei Sack Zement, die ich eigenhändig aus einer verlassenen Farm herbeischleppte, haben wir ihm einen Grabstein gebaut und auf seine letzte Ruhestatt im afrikanischen Boden gesetzt.

Hinter Omaheke im Sandfeld erntete die deutsche Stra-

legte, was sie in langen Gefechten und auf entsagungsvollen Märschen erstrebt hatte. Das ganze Volk der Hereros wurde in den Dursttod getrieben. Als wir nachstießen, fanden wir neben den verendeten Rindern nur Tote, Halbverdurstete, Weiber und Kinder. Damals lastete es sehr schwer auf mir: Ein ganzes Volk ist dem Dursttode überliefert worden. Wir standen Weiße gegen Schwarze. Nach einem Dutzend Jahre sollte ich's erfahren, daß gegen mein eigenes Volk: Weiße gegen Weiße, der Hungertod zu Hilfe gerufen wurde.

Bei der Rückkehr aus der Sandwüste ereilte auch mich der Typhus, der unter unseren Leuten wütete. Wie ein räudiges Schaf wurde ich aus der Truppe ausgestoßen, der Wagen, in dem ich lag, mußte immer einen gewissen Abstand halten. Trotzdem wurde ich von Kameraden aufgesucht. Einmal gab mir der Arzt saure Kirschen zu essen. Ich mochte nicht die ganze Portion. Die Kameraden aßen, von Durst gepeinigt, den Rest mit meinem Löffel auf.

Bald danach wurde ich gänzlich bewußtlos. Nur der Treue meines Burschen Kerschowsky habe ich mein Leben zu verdanken. Er begleitete mich mit einem Neger vier Wochen lang, in denen ich kaum einen lichten Augenblick hatte. Nur einige Schüsse, die auf uns abgefeuert wurden, brachten auf Sekunden einige Klarheit zurück. Als Rekonvaleszent wurde ich in die Heimat geschickt. Die Freude der Mutter über den wiedergeschenkten Sohn war groß.

Als besondere Auszeichnung erhielt ich nach meiner Rückkehr in die Marine die Stelle als Wachoffizier auf S. M. Kleinem Kreuzer „Berlin", der in diesem Jahre als Begleitschiff für die „Hohenzollern" bei Seereisen des Kaisers diente. Es waren schöne, abwechslungsvolle Fahrten in den nordischen Gewässern, die wir machten. Verhängnisvoll für mich nur wurde meine Jagdleidenschaft.

Schon als junger Leutnant in Kiel hatte ich meine eigene Jagd gehabt. Aber ich war leichtsinnig genug, wenn das

Fieber mich packte, auch zu wildern. Ich gehöre zu den Menschen, die jedem anderen dies Vergehen verzeihen können, und es war mir ungemein troststreich, zu hören, daß auch Bismarck bis zum fünfzigsten Jahre noch gewildert hat. In den schönen Holsteiner Waldungen, in Jütland und in Schweden habe ich manchen guten Bock erlegt. Und unser Erster Offizier, der tapfere Kapitänleutnant Grube, war manches Mal mit von der Partie, wenn wir heimlich in nächtlicher Morgenfrühe von dem ankernden Kreuzer an Land pullten, um irgendein gutes Stück zu erwischen.

Wir lagen irgendwo in Dänemark in einem kleinen Winkel des Sundes bei einer kleinen Insel, deren Waldung mich lockte. Im kleinsten Boot, im sogenannten Dingy, ruderte ich mit meinem Burschen hinüber, weil ich gehört hatte, daß es viele Karnickel auf der Insel gäbe.

Ich gehe über die erste Bodenwelle hinein, etwas wuschelt im Grase. Ich schieße, springe hin und sehe einen Hasen. Das war dumm, denn Lampe hatte damals Schonzeit.

Was soll ich tun? Ich mache mich davon, das ist das Beste. Kaum komme ich ums Waldeck, da begegne ich einem dänischen Förster, der haltmacht und mich fragt: „Was tun Sie mit dem Gewehr?"

„Ich wollte Strandvögel schießen!"

„Ich habe schon einen Schuß gehört."

Er läßt seinen Hund los, und ehe ich mich's versehe, apportiert das Mistviech ganz treu den Hasen seinem Herrn.

Der Blick, den der Förster mir zuwarf, ging mir auf die Nieren. Ich sagte nur „Guten Tag" und ging gekränkt weg. Ich ließ mich sofort an Bord rudern. Zunächst erfolgte nichts.

Nach ein paar Tagen dachte ich: Gottlob, das ging noch gut ab. Aber siehe da, des Morgens, als ich noch im Bette lag, kommt mein alter Jagdspezi, Kapitänleutnant Grube, und schreit: „Ehrhardt, das waren Sie!"

Ich fragte verdrossen: „Was ist denn los?“

Er breitete die „Kieler Neuesten Nachrichten“ aus und las mir feierlich vor: „Ein dänisches Blatt schreibt unter dem Titel ‚Ein deutscher Offizier als Wildschütz‘. Und die ganze Geschichte, gewaltig ausgeschmückt, folgte.

Ich machte sofort von meinem guten Recht als Angeklagter Gebrauch und leugnete alles.

Aber am Nachmittag hatte Kapitän Ingenohl von der „Hohenzollern“ den Schrieb auch gelesen und beorderte unseren Kreuzerkommandanten mit Winkspruch hinüber.

Unser Alter kam zurück, berief uns Offiziere alle in die Messe und legte die blauangestrichenen „Kieler Neuesten Nachrichten“ auf den Tisch. Ich trat sofort vor und meldete: „Herr Kapitän, das bin ich gewesen.“

Winkspruch hin vom Kreuzer zur „Hohenzollern“. Winkspruch zurück. Grube, der alte Sünder, teilt mir streng dienstlich mit: „Leutnant Ehrhardt hat sich an Bord der ‚Hohenzollern‘ zu melden.“

Vorschriftsgemäß meldete ich mich an Bord der „Hohenzollern“ und bekam vom Kapitän Ingenohl keinen schlechten Anpfiff. Dann ward ich an Majestät weitergegeben, und in diesem Augenblick stand meine ganze Laufbahn auf dem Spiel. Ich konnte mit Fug und Recht, wie man so sagt, geköpft werden.

Seine Majestät sagte mir: „Der Dienst auf dem Begleitschiff der ‚Hohenzollern‘ ist für jeden meiner Seeoffiziere eine Ehre. Ich muß mich sehr wundern, daß Sie sich dies bei Ihrer Handlungsweise nicht vor Augen gehalten haben. Aber in Anbetracht Ihres jugendlichen Alters und Ihrer Verdienste in Südwest: drei Tage Arrest. Ich danke.“

Trotzdem habe ich zwei Wochen später in Schweden wieder auf Birkhühner gewildert, und Kapitänleutnant Grube war

mein Begleiter. Ein Leutnant zur See ist bei seinen Passionen leider unverbesserlich.

Unser Navigationsoffizier von der „Berlin" spielte sich in dieser Zeit mir gegenüber immer als Tugendbold auf, und da er der ältere Dienstgrad war, mußte ich bei mancher Frozzelei den Schnabel halten. Aber Gott ist gerecht. Ich kam in einem kleinen Segelboot mit meinem Jagdspezi Grube an einer Schäreninsel entlang. Wir schossen beim Mondschein Vögel. Als wir dann um die Insel herum uns der Festlandküste näherten, sichteten wir ein kleines Boot. Wir rauschten heran und sahen den wackeren Tugendbold mit einem schwedischen Mädchen. Nun war sein Ruhm dahin, der eine hat eben die Jagdpassion und der andere eine andere.

Meine schönste Zeit erlebte ich bei der schwarzen Waffe. Als verhältnismäßig junger Offizier erhielt ich schon ein eigenes Fahrzeug. Als Kommandant stand ich auf eigenen eisernen Planken. Unter mir arbeiteten dreißigtausend P. S., meine Besatzung betrug 70 Mann, unter meiner Verantwortung konnte ich vollkommen selbständig handeln.

Für die Torpedowaffe war ein klares Auge und der kurze Entschluß des Kommandanten die Vorbedingung zur Existenz. Gar manches Unglück weist die Marinegeschichte dadurch auf, daß der betreffende Kommandant nicht die nötigen Nerven und die „kurze Leitung" hatte.

Aber rücksichtslos wurden wir durch die großen Führer unserer Marine zum Wagnis und zur Entschlußkraft erzogen. Vorbildlich waren Großadmiral Kösters Nachtübungen in einer Zeit, da in England an so etwas noch gar nicht gedacht wurde.

Für die Torpedoboote ist es eine taktische Notwendigkeit, daß sie durch die Zwischenräume einer Großkampfschiffslinie glatt und sicher hindurchbrechen können.

Sagen wir, eine Flotte marschiert. Wir haben das Flaggschiff, mit dreihundert Meter Abstand folgt der zweite, dann der dritte und dann der vierte Schlachtkreuzer. Die Schiffe fahren mit Personenzugsgeschwindigkeit durch die See. Sie decken eine Torpedobootflottille, die an Steuerbord, also zur Rechten, neben ihnen mitmarschiert. An Backbord, also links, in der Entfernung von vielleicht achttausend Meter, steht ein Feind. Die Torpedoboote sollen auf den Feind angesetzt werden. Dann müssen sie durch die Lücken von dreihundert Meter hindurchjagen. Es ist ganz klar, daß der Durchbruch am sichersten gelingt, wenn die Nase des Bootes dicht am Heck des vorfahrenden Schlachtschiffes passiert, weil dann der ganze Raum von dreihundert Meter, der den vorfahrenden Schlachtkreuzer von der nächsten Kampfeinheit trennt, dem Torpedoboot zeitlich zugute kommt. Es handelt sich um eine ganz einfache Zeitrechnung. Das Torpedoboot ist vielleicht hundert Meter lang. Erreicht es mit seiner Nase, seinem Bug, das Heck des vorfahrenden Schlachtkreuzers, dann steht es mit seiner Breitseite während der ganzen Zeit, wo es passiert, wie der obere Strich des T vor dem nachfolgenden zweiten Schlachtkreuzer. Würde es liegenbleiben, so würde der mit Personenzugsgeschwindigkeit heranrasende Schlachtkreuzer das Torpedoboot glatt zerschneiden. Aber das Torpedoboot fährt mit Schnellzugsgeschwindigkeit seine eigenen hundert Meter Raum, während der Schlachtkreuzer dreihundert abzüglich der Breite des Torpedobootes nur mit Personenzugsgeschwindigkeit fährt, d. h. je mehr Geschwindigkeit und je mehr vom Marschweg des zweiten Kreuzers herausgeschunden werden kann, desto sicherer ist dies Manöver. Im Frieden muß in schärfster Form geübt werden, weil im ernsten Kampfe noch eine Sicherung gegen die eigenen Nerven geschaffen werden muß. Der hitzige Mensch neigt dazu, Vorsichtsmaßregeln zu vernachlässigen, wenn

sie ihm nicht durch Disziplin in Fleisch und Blut übergegangen sind.

Bei den großen Lehrern des Torpedobootwesens hatte sich im Anfang die Sitte eingebürgert, am Heck der fahrenden Schlachtkreuzer oder Linienschiffe leere Champagnerflaschen an einer Spiere über Bord hängen zu lassen. Der Bootskommandant mußte bei der Durchbruchsübung von seiner Kommandobrücke aus danach trachten, sein Boot so eng am Heck vorbeizubringen, daß er die Flaschen abriß. Diese Flaschen wurden dann später bei der Kritik der Übung gegen volle ausgelöst.

Es haben diese Übungen manchen eingedrückten Bug gekostet. Aber sie gaben uns eine unbedingte Sicherheit, sogar eine Überlegenheit über die englischen Torpedobootführer.

Je fünf Torpedoboote bildeten eine Halbflottille, zwei Halbflottillen zuzüglich eines Führerboots die Torpedobootflottille. Der Führer hieß Flottillen- bzw. Halbflottillenchef und führte sein eigenes Führerzeichen, einen Stander am Großmast des Bootes, auf dem er eingeschifft war. Die Flottille war die taktische Einheit. Die Halbflottille war eine Familie, in der alles zusammenhielt. Mit Männern, wie dem Kapitän Tillessen und dem Kapitän Hoffert, die gleichzeitig mit mir Kommandanten waren, verbindet mich noch heute die alte Freundschaft, die während des Dienstes bei der schwarzen Waffe erwuchs.

Bei jedem Wetter liefen wir aus: wenn das winterlich überkältete Wasser sofort auf den Eisenplanken als Eiskruste anwuchs, oder auch, wenn die Nordsee von den Frühlings- und Herbststürmen gepeitscht wurde. Der Raum war eng, keinen Boden, keine Wand gab es, die nicht das Arbeiten der Riesenmaschinen, die das Boot mit 50, 60 Kilometer Geschwindigkeit vorwärts treiben, erzittern ließ. Ich muß manchmal lachen, wenn sich Menschen über Zug be-

klagen. Ein Kommandant auf der Brücke während eines Zehnsekundenmetersturmes hat von dem Artikel mehr in einer Stunde, als sich selbst der Automobilist denken kann. Die erbeigentümliche Krankheit älterer Torpedobootfahrer ist daher auch stets der Rheumatismus. Auch ich bin von ihm nicht verschont geblieben.

Als junger Kapitänleutnant verheiratete ich mich. Da ich zur Nordseestation gehörte, glaubte ich damit rechnen zu können, in der Hauptsache in Wilhelmshaven stationiert zu sein. Ich war daher sehr froh, als mir mein Hamburger Schwiegervater draußen in Rüstringen ein kleines Häuschen baute.

Ich war der Erste, der sich da in dem entstehenden Villenviertel ansiedelte. Viele Kameraden schüttelten den Kopf und sagten: „Wie kann man ausgerechnet in Wilhelmshaven eine Villa bauen." Doch ich sagte mir: „Wenn ich schon in einem Drecknest wohne, will ich wenigstens nett da wohnen."

Aber die Versetzung schreitet schnell. Nach einem Jahr wurde ich zu einem sehr interessanten, aber auch sehr arbeitsreichen dreijährigen Kommando nach Kiel hinübergegeben und zum Referenten beim Torpedoversuchskommando ernannt. Acht Stunden Arbeitszeit gab's da keine. Den ganzen Tag über hatte ich draußen bei praktischen Schieß- und Sprengversuchen zu tun. Kam ich abends nach Haus, fand ich die dicke Mappe vor und setzte mich nach dem Abendbrot bis zwölf und ein Uhr nachts an die Arbeit. Meine Frau hat sich über diese Zeit oft beklagt und gesagt: „Ich kenne von meinem Mann überhaupt nur den Rücken."

Trotzdem war das Leben für Frau und Kinder in dem schönen Kiel heiterer, offener und froher als in dem ewig diesigen Wilhelmshaven, der eigentlichen deutschen Marinestadt.

Drittes Kapitel

Motto:
O Deutschland, hoch in Ehren,
Du heil'ges Land der Treu,
Hell leuchtet deines Ruhmes Glanz
In Ost und West aufs neu!

Die Kriegserklärung. — Ich mogele mich in die Front. — Erstes Kommando in der Ostsee. — Explosion an Bord. — Das muß mir, dem Referenten des Torpedobootwesens, passieren. — Patrouillenfahrten mit meiner Halbflottille. — Unternehmen gegen Libau. — Die erste Auszeichnung. — Kämpfe im Rigaischen Meerbusen. — Ein zorniger Admiral. — Nach Flandern. — Admiral Schröder. — Mein Durchbruch nach Dover. — Ich tue dem Engelschmann weh. — Mit den Schlachtkreuzern gegen Englands Küste. — Die Schlacht am Skagerrak. — Was der erste Juli noch immer bedeutet.

Plötzlich war der Tag mit der Erklärung des drohenden Kriegszustandes da und überraschte mich in meiner Arbeit als Referent. Nicht an der Front zu sein, in der Schreibstube sitzen, während die Granaten fetzten, erschien mir schlimmer als ein Gefängnis.

Sofort lief ich zu den Admiralstabsoffizieren und erklärte, mein Mitreferent, der sich krankheitshalber nicht wegmelden konnte, sei völlig ausreichend und viel besser eingearbeitet als ich. Kurz, es gelang mir, den Freiherrn von Palleske „dumm zu machen" und mich auf einen aktiven Posten zu mogeln.

Zwei Torpedoboote erhielt ich mit dem Befehl, in die Ostsee auszulaufen und die Gjedser-Enge zu besetzen. Hier mußte aller Verkehr südlich der dänischen Inseln durch. In Friedenszeiten verkehrte hier, was wohl noch vielen in Erinnerung ist, regelmäßig der Trajektdampfer, der die Eisenbahnwagen der Züge Berlin—Kopenhagen in etwa anderthalb Stunden über die Ostsee brachte.

Die Kontrolle der Enge bedeutete natürlich Nachtdienst.

Mit halber Fahrt pendelten die Boote vor der Enge auf und ab. Dann und wann suchten wir mit Scheinwerfern die See ab, aber kein Dampfer zeigte sich. Mit einem Schlage war der internationale Verkehr abgerissen. Die erste Nacht auf Kriegswache verlief ohne jedes besondere Ereignis.

Gegen Morgen ankerte ich und ging für einen Augenblick von der Brücke, nachdem ich mein zweites Boot hatte längsseits kommen lassen. Ich gedachte nach dem Nachtdienst den äußeren Menschen ein wenig aufzufrischen. Gerade, als ich in meine Kammer trete, höre ich einen betäubenden Krach. Das ganze Boot federt, ich springe den Niedergang hinauf an Deck und sehe alles brennen. Das Nebenboot hatte sich selbst torpediert. Der Hergang war folgender: Die Lancierrohre an Deck waren selbstverständlich mit scharfen Torpedos geladen. Bei dem Schlingern der Boote hatte ein Mann versucht, sich an dem Lancierrohr festzuhalten und dabei auf den Handhebel gedrückt, der zum Abfeuern des Torpedos dient. Der Torpedo war aus dem eingeschwenkten Rohr in einen der Schornsteine gefahren und dort detoniert. Die ungeheure Gewalt der Sprenstoffmasse hatte buchstäblich das zweite Boot abgedeckt, während mein Boot nur geringe Beschädigungen davontrug. Das Nebenboot sackte sofort weg. Ich rettete von den Leuten, was zu retten war. Leider kostete dieser Unfall zweiunddreißig braven Seeleuten das Leben. Später wurde durch eine Sperrvorrichtung die Wiederholung solcher Fälle unmöglich gemacht.

Die Gewalt des Ereignisses war niederschmetternd für Führer und Mannschaft. Das Vertrauen in die ureigene Waffe war schwer erschüttert. In gedrückter Stimmung dampften wir nach Warnemünde, um diese Verwundeten des zweiten Mobilmachungstages ins Lazarett zu bringen und den Toten ein Grab in der Heimaterde zu bereiten.

Auf der Mole von Warnemünde drängten sich Einwohner und Kurgäste. Die Explosion war wohl bemerkt worden. Irgendwie war unter den Leuten das Gerücht entstanden von einem siegreichen Gefecht. Während wir mit gesenkten Köpfen bei unseren Toten und Verwundeten standen, schrien die Leute hurra und winkten uns in vaterländischer Begeisterung zu.

Das mußte ausgerechnet mir, dem Referenten für Torpedoversuchswesen, geschehen, der dafür die Verantwortlichkeit trug, daß die Waffe gefechtsbereit war.

Solche Gedanken müssen im Kopf eines Menschen entstehen, der nicht zur Maschine geworden ist. Aber sie dürfen den Mann nicht verzagt machen. Beiß die Zähne zusammen und schau vorwärts. Mit dem Mut gehst du besser zu Bett als mit der Feigheit. Und der Trotz ist ein besserer Wegbegleiter als die Verzagtheit.

Fünf Monate lang blieb meine Tätigkeit auf die östliche Ostsee beschränkt. Dauernd wurde gefahren, patrouilliert und gewacht. Wären nicht ab und an Zusammenstöße mit den Russen gewesen, hätte es um ein Haar unserem Friedensdienst geglichen. Jede Unternehmung wurde darum ein Fest. Der gute aktive Seekrieg weckt den Jägergeist und Urgefühle. Für den Seemann wächst das Wagnis auf einer anderen Ebene als für den Landsoldaten. Denn die Erde ist fest, in den Tiefen der See selbst aber ruhen ungeheure Kräfte, Sturmfahrten schweißen besonders die Mannschaften der leichten Fahrzeuge und Kreuzer zusammen. Was ist selbst eine Seeschlacht gegen die Gewalt einer vom Herbststurm gepeitschten See. Immer noch kann's der alte Herrgott besser als die Menschen.

Eines Tages bekam ich als Halbflottillenchef den Befehl, mit meinen Booten eine Unternehmung gegen Libau durchzuführen, wo angeblich englische U-Boote liegen sollten. Mein Auftrag lautete, nächtlich in den Hafen einzudringen,

die U-Boote zu vernichten und den Hafen durch zementgefüllte Dampfer so zu sperren, daß keine U-Boote hinein- oder herausfahren könnten.

Mit Einbruch der Dunkelheit verließen wir unseren Liegeplatz, Kurs: Libau. Die Sperrdampfer waren schon einige Stunden vorher ausgelaufen und stampften mühsam vorwärts. Kaum hatten wir sie erreicht und durch Blinksignale uns verständigt, als ein dickes Schneegestöber die inzwischen hereingebrochene Nacht vollkommen undurchdringlich machte. Wir steuerten nach Karte und Kompaß mit der Uhr in der Hand. Kaum konnten wir die Umrisse des Nachbarbootes erkennen. Wir mußten halbe Fahrt laufen, um die Fühlung mit den wesentlich langsamer fahrenden Dampfern nicht zu verlieren. So dampften wir in aller Ruhe im russischen Hoheitsbereich dahin, bis ich nach Uhr und Kartenbesteck annehmen mußte, dicht vor Libau zu sein. Eine plötzliche Bö riß für einen Augenblick ein Loch in das Schneetreiben, und man konnte ganz schwach den Schattenriß der Stadt gegen den nächtlichen Himmel erkennen. Wir waren am richtigen Ort.

Während ich meine Boote sammle, bringt mir eine Ordonnanz einen Funkspruch. Unser Aufnahmeschiff Panzerkreuzer „Prinz Friedrich Karl“, der einige Meilen westlich von uns stand, war auf eine Mine gelaufen und in sinkendem Zustand. Was tun? Den Auftrag aufgeben und zurückpreschen und unsere Leute aufnehmen oder den Befehl durchführen?

Im Augenblick war mein Entschluß gefaßt. Eine solche Nacht kam nicht wieder. „Prinz Friedrich Karl“ mochte sich selbst helfen oder von irgendeinem andern Schiff Hilfe erlangen. Für uns galt der höhere Befehl: Vernichtung des Feindes.

In Libau lag alles in der Falle. Ich suchte den ganzen Hafen ab, fand aber kein englisches U-Boot. Auf irgend-

einem alten untergegangenen Kasten aber blieb eins meiner eigenen Boote hängen. Schöne Lebensaugenblicke sind es nicht, wenn man in einem feindlichen Hafen unter den Kanonen feindlicher Batterien so ein Boot flottmachen und abschleppen muß. Aber der Schnee rieselte so dicht und der Schlaf der Russen war so gut, daß die Hafenbesatzung nichts merkte.

Inzwischen waren nun die alten Transportdampfer auch angekommen, wurden sorgfältig vor die Einfahrt gelegt und mittels Sprengkapseln versenkt.

Um den Russen sonst noch was Liebes zu tun, ließ ich dann die Öltanks, die am Hafen standen, in Brand schießen. Gelb und blau loderten die Flammen auf und wuchsen zu einer Riesenfackel empor, da die Öle sofort unter der Hitze vergasten. Von dem Krachen der Explosionen müssen die Küstenbatterieleute endlich aufgewacht sein; aber ehe sie unser Feuer erwidern konnten, waren wir im dichten Schneetreiben verschwunden.

Der Befehl war ausgeführt. Nun jagten wir zurück, um, wenn es nötig und möglich wäre, die verlangte Hilfe zu bringen. Ich persönlich hing an diesem Schiff — war es doch das Führerschiff beim T. V. K. ((Torpedoversuchskommando), meinem letzten Friedenskommando, gewesen. Auf ihm hatte Admiral Zeye in den Torpedobootübungen vor Saßnitz seine Flagge gesetzt. Er war es, der am Heck an einer Spier (lange Stange), wie ich schon beschrieben, die Champagnerflaschen heraushing und so den Durchbruch üben ließ. Wie oft hatte ich mich an Deck oder in der Kajüte gemeldet.

Der Kommandant war Kapitän Michelsen, ein Mann, den ich als Offizier und Mensch im Frieden wie auch später im Kriege hoch schätzen gelernt habe.

Funksprüche schwirrten durch die Luft. „Prinz Friedrich Karl" lag bereits auf dem Grund der Ostsee. Die Be-

satzung war von dem Kleinen Kreuzer „Augsburg" aufgenommen worden. Erst jetzt empfand ich Genugtuung über das Glücken meines eigenen Unternehmens. Es wäre doch zu bitter gewesen, wenn mein Erfolg neben dem Verlust des Kreuzers noch mit dem Tode der Besatzung des Kreuzers bezahlt worden wäre.

Für die Durchführung des Unternehmens erhielt ich mit meinem Kommandanten das E. K. 2. Damals (im Winter 1914/15) stand es noch hoch im Werte, und als wir uns also geschmückt in Danzig zeigten, wurden wir von den Bürgern herzlich gefeiert. Auf der Straße riefen uns die Leute zu, und im Ratskeller schickten sie uns gute Flaschen.

Es ist bedauerlich, daß der Wert der Kriegsauszeichnungen während der langen Dauer des Krieges so außerordentlich nachgelassen hat. Es ist nicht zu verkennen, daß mangelndes Verantwortungsgefühl auf diesem Gebiet wesentlich zur Demoralisierung beigetragen hat.

In den Adjutanturen und Stäben herrschten oftmals nicht die richtigen Vorstellungen von dem Werte der Kriegsauszeichnungen. Ehrgefühl und Stolz des kämpfenden Mannes zu stärken, muß die höhere Führung als ihre erste sittliche Pflicht betrachten.

Schiffsverluste, die nicht angesichts des Feindes, sondern auf der Fahrt erfolgen, wirken auf den Seemann als blinder Schicksalsschlag, gegen den sich der Mensch in seiner Brust aufbäumt. Er möchte sich zur Wehr setzen und fühlt seine ganze Unzulänglichkeit. Darum ist der Minenkrieg so ekelhaft, darum ist auch der U-Boot-Krieg so nervenaufreibend für die Besatzungen während der Fahrt im Gefahrengebiet.

Mir bleibt immer in bitterer Erinnerung eine Aufklärungsfahrt, die wir nachts in den Finnischen Meerbusen zu machen hatten. Die beiden schnellen Kleinen Kreuzer

4*

„Magdeburg" und „Augsburg" führten. Die Torpedoboote folgten. „Angehängt" ist der technische Ausdruck. Der Nebel war dick wie Erbsenbrei, wie ich ihn noch nie erlebt hatte. Immer ist er dem Seemann ein bitterer Feind. Aber im feindlichen Gewässer, in der Nacht könnte man ihn hassen wie einen leibhaften bösen Verräter.

Plötzlich ein dumpfer Stoß. „Magdeburg" hat Grund berührt. Langsam loten wir uns heran. Die „Magdeburg" sitzt unweigerlich fest; wir übernehmen ihre Munition, alles mögliche wird über Bord geworfen, um das Schiff zu erleichtern, jedermann schuftet wie ein Neger. Wir können hoffen, daß, wenn der Nebel bleibt, wir die „Magdeburg" bis zum Nachmittag frei bekommen werden. Kurz nach Sonnenaufgang weicht der Nebel. In einigen Meilen Entfernung liegt ein Geschwader russischer Panzerkreuzer, ihre schweren Granaten hauen rechts und links ins Wasser. Jetzt gilt es, wenigstens die Besatzung des Kreuzers zu retten! Die Leute werden übernommen, ein paar starke Sprengbomben reißen Löcher in den Leib der „Magdeburg", langsam sinkt sie auf den Grund. Mit äußerster Kraft preschen wir davon. Um an den russischen Panzerkreuzern Rache zu nehmen, liefen wir nach einigen Wochen wieder unter Führung der „Augsburg" in den Finnischen Meerbusen aus in Begleitung eines U-Bootes (U 26), dessen Kommandant der Kapitänleutnant Freiherr von Berckheim war. Wir fuhren als Lockspeise möglichst frech herum. Natürlich kamen die dicken russischen Panzer erbost heraus. Wir ließen uns unter Feuer nehmen, fuhren im Zickzack hin und her und suchten sie in den Bereich des weggetauchten U-Bootes zu locken.

Um die einschlagenden Granaten, die das Meer hochaufspritzen ließen, kümmerten wir uns herzlich wenig. Bis herunter zum letzten Heizer fragte sich jeder nur: Schießt das U-Boot noch nicht? Ist die ganze Fahrerei umsonst

gewesen? Nur der Jägerinstinkt herrschte. Er ist ja auch in der Tat gewaltiger als der Selbsterhaltungstrieb.

Plötzlich steigt an der „Pallada", dem vordersten russischen Kreuzer, eine Riesenwassersäule hoch. Steil bäumt sich der Rumpf auf, um dann glatt wegzusacken. Dieser Panzerkreuzer war es in der Hauptsache gewesen, der unsere Hilfeversuche bei der „Magdeburg" gestört hatte. Der Verlust der „Magdeburg" war gesühnt. Die übrigen russischen Kreuzer wendeten sofort und überließen die Besatzung ihrem Schicksal.

Ein Beispiel war das für den prompt arbeitenden alliierten Nachrichtendienst, der sofort irgendwie gemachte Erfahrungen sämtlichen Kriegsschauplätzen nutzbar machte. Denn kurz zuvor hatte Weddigen die drei englischen Kreuzer „Hogue", „Cressi" und „Abukir" einen nach dem andern abgeschossen, als sie den Versuch der Hilfeleistung gemacht hatten. So paradox es klingen mag, es war menschlicher, ein paar hundert Menschen ertrinken zu lassen, als den Versuch zu ihrer Rettung zu machen, denn das hätte fraglos wie im Falle des U 9 nur einer noch größeren Anzahl Menschen das Leben gekostet. Das ist der Krieg.

Ich trieb mich nun öfters mit meiner Halbflottille in der Aalandssee herum und erlebte allerhand Abenteuer hin und her, darunter auch ein höchst humoristisches. Wir waren gerade auf dem Rückweg in der Morgendämmerung und passierten den Rigaischen Meerbusen. Plötzlich stießen wir auf mehrere große Schiffe, die ich mir aus meiner Einweisung nicht erklären konnte. Ich mußte sie also für Russen ansprechen und fuhr mit meinen schnellen Booten möglichst nahe heran, um festzustellen, was für Onkels es wären. Ich sehe, daß sie die Feuer aufwerfen, Rauchwolken steigen auf; sie laufen fort, wir laufen ihnen nach.

Als es heller wird, drehen sie auf mich zu, da laufe ich natürlich davon, denn bei Tage darf ein Torpedoboot vor

dickeren Kanonen nur ausreißen. Plötzlich flammt auf dem führenden Schiffe der Scheinwerfer auf. Er ist so stark, daß er auch bei Tag hell leuchtet. Wir sehen, daß dieser grelle Glühpunkt helldunkel wird, und erkennen an dem Morsezeichentakt des Hell und Dunkel deutsche Kreuzer. Ich erhalte Befehl, längsseits des Flaggschiffs zu kommen, gehe an Bord und treffe einen wahnsinnig wütenden Admiral, der eine Sonderaktion gegen den Rigaischen Meerbusen durchführen soll. Da er mehr Ärmelstreifen hatte als ich, pfiff er mich an: „Herr Kapitänleutnant, wie kommen Sie dazu, kein Erkennungszeichen zu machen?"

„Herr Admiral, ich habe Ihre Schiffe für Russen gehalten."

„Zum Donnerwetter. Ich Sie auch. Melden Sie in Zukunft gefälligst, wo Sie stehen und was Sie tun. Ihretwegen habe ich meine ganze Unternehmung abgebrochen."

„Herr Admiral, ich würde Sie bitten, in der gleichen Lage später auch Erkennungszeichen zu geben."

Bei der weiteren Besprechung kam dann heraus, daß im Admiralstab angenommen worden war, ich würde auf einem nördlicheren Kurse um Gotland herum zurückkommen. Daher hatte der Befehlshaber des Unternehmens im Rigaischen Meerbusen keine Ahnung von mir. Und da ich zu lange draußen war, hatte ich keine Ahnung von ihm.

Wir einigten uns beide und tranken zusammen schließlich ein Glas Portwein — sagen wir einmal auf das Wohl des Admiralstabs.

Die genaue Einsicht in die Verteilung der eigenen und womöglich über die der fremden Seestreitkräfte bedeutet für den Führer viel. Aber Seefahren ist keine Verstandessache, der Instinkt tut mehr als das reine Urteilsvermögen, und wer verantwortlich ist, weiß auch, daß es ein Ahnungsvermögen gibt. Ich habe gefühlsmäßig manches erkannt und manches verhütet. Einmal kam ich

mit der „Augsburg“ aus dem Finnischen Meerbusen zurück. Ich fuhr angehängt an den schnellen Kreuzer und durfte darum mit Fug und Recht schlafen gehen. Gerade wie ich von der Brücke hinunter wollte, erfüllte mich die Ahnung: Der Kurs der „Augsburg“ ist gefährlich. Ich ließ ein Signal hinübergeben, es wurde nicht beachtet; fünf Minuten später dröhnte ein schwerer Schlag: „Augsburg“ war auf eine Mine geraten. An Bord des Kreuzers war mein Crew-Kamerad Gernot Götting Erster Offizier. In jener Zeit gemeinsamer Kriegserlebnisse, als ich viel an Bord des Kleinen Kreuzers zu tun hatte, haben wir enge Freundschaft geschlossen. Eine Freundschaft, die man aus innerstem Erleben heraus eine treue Freundschaft nennen kann. Während und nach der Revolution hat sie, sofern überhaupt noch möglich, eine Vertiefung erfahren.

Winter 1915 bis 1916 wurde ich nach Flandern zu Admiral Schröder kommandiert. Ihm unterstand der Küstenschutz und das Marinekorps, ferner die leichten Seestreitkräfte mit ihren Stützpunkten Zeebrügge und Ostende, in der Hauptsache damals kleinere Torpedoboote und einige U-Boote. Später war Flandern der Hauptstützpunkt für den Tauchbootkrieg im Kanal und in der Irischen See. Die flandrische U-Boot-Flottille hatte bei weitem den schwersten Stand. (Im Kasino der flandrischen U-Boot-Offiziere war es, wo Hermann Löns seinen Sang: „Heute wollen wir ein Liedlein singen“ dichtete mit dem Kehrreim: „Denn wir fahren gegen Engeland“.) Der weitaus größte Teil der verlorenen U-Boote hat von Zeebrügge aus seine Ausreise angetreten. Besonders zum Schluß des Krieges, im Sommer 1918, war es der niederdrückendste Dienst der begleitenden Torpedobootzerstörer, täglich ein U-Boot in die feindlichen Gewässer hinauszugeleiten, aber oft wochenlang keines der sehnlichst zurückerwarteten zurückbringen zu können.

England hatte alle Hilfsmittel aufgeboten, um die lebenswichtige Verbindung durch den Kanal aufrechtzuerhalten, und doch mußte immer wieder der Versuch dazu unternommen werden. Die Verantwortung hierfür zu tragen war Schröder der rechte Mann.

Er war mein Direktor auf der Marineschule gewesen und als äußerst streng gefürchtet. Seine Autorität kleidete er in gefährliche Bilder. In der Hitze pflegte er zu sagen: „Sie haben da hineinzufassen, und wenn es gehacktes Glas ist" — oder: „Wenn Sie nicht gehorchen, werde ich Sie mit dem Fuß an die Wand quetschen."

In Flandern hatte er Gelegenheit, seinen Angriffsgeist und sein ungestümes Temperament zu zeigen. Enorme Anforderungen stellte er an Offiziere und Leute, aber auch die entsprechenden an sich selbst. Alle seine Befehle wurden ausgeführt, auch die Belgier gehorchten ihm, ohne daß er irgendeine Drohung gebrauchte. Die Geistlichen hatten wohl auf Druck ihres franzosenfreundlichen Kardinals miteinander abgemacht, den deutschen Admiral nicht zu grüßen, obwohl sie doch die natürlichen Vermittler der Wünsche der Bevölkerung bei den Kommandanturen waren. Der Admiral, der das merkte, erließ einfach den Befehl: „Die Geistlichkeit hat mich zu grüßen. Schröder." Die Weisung wurde unbedingt befolgt.

Er hatte Rückgrat und Verantwortungsfreudigkeit, auch in moralischer Beziehung wußte er die Härte seines Willens auch seiner vorgesetzten Behörde aufzuzwingen. Die Engländer hatten hohe Preise ausgesetzt für die Vernichtung von U-Booten. Es war ein Sport gewesen, Fischdampfer, die mit Angriffsartillerie ausgerüstet waren, als harmlos zu verkappen. Eine solche U-Boot-Falle führte der englische Kapitän Fryat. Sein Ruhm wurde in allen englischen Zeitungen gesungen. Endlich aber wurde er aufgebracht

und vors Gericht gestellt. Er ward schuldig befunden und zum Tode durch Erschießen verurteilt.

An vorgesetzter Stelle waren Einflüsse des Auswärtigen Amtes im Spiel, um den Vollzug des Urteils zu verhindern. Aber Admiral Schröder erklärte von sich aus: „Ein Mann, der auf einem verkappten Boote fährt, ist ein Pirat und muß wissen, daß er als solcher behandelt wird.“ Das Urteil wurde vollstreckt, ehe ein Einspruch anlangte. Die Front und besonders die U-Boot-Führer sahen mit Stolz auf den Hüter der Seeecke Flanderns.

Immer wieder ließ Admiral Schröder gegen die englische Küste vorstoßen, nachts in die Städte hineinfeuern oder den Verkehr im Kanal stören.

Bei mehreren Unternehmen war ich beteiligt oder hatte die Führung.

In einer Winternacht des Jahres 1916 stieß ich mit meiner Halbflottille befehlsmäßig durch die Straße von Dover, tief in den Kanal hin.

Ein solcher Durchbruch durch die englische Sicherungskette brachte immer wieder neue Nervenspannung und Erwartung. Alles ist abgeblendet. Peinlich ist darauf geachtet, daß auch nicht das geringste Lichtfünkchen sich durch eine Ritze stiehlt. Da bei dem hohen Seegang in der Nordsee andauernd Wasser übers Boot kommt, tragen die Geschütze Segeltuchkappen, die gegebenenfalls fortgeschossen werden. Geschütze und Torpedorohre sind mit einzelnen Leuten besetzt. Die übrigen Leute sind angezogen in den Wohnräumen unter der Back (im Vorschiff). Aber sie müssen wach im Dunkeln sitzen, damit sie nachtgewohnte Augen haben, wenn der Alarm kommt. In allen Kesseln ist höchste Dampfspannung, damit das Boot auf Befehl mit all seinen dreißigtausend Pferden davonjagen kann. Die elektrischen Scheinwerfer sind eingeschaltet, ein Griff, und ihr Lichtarm faßt den Feind! Der Kommandant ist mit seinen beiden

Wachoffizieren auf der Brücke. Angespannteste Aufmerksamkeit von Aug' und Ohr.

Bei einer nächtlichen Begegnung mit feindlichen Booten gilt es, den Feind zuerst zu erkennen.

Ein Griff! Die Alarmglocken schrillen durch das Boot. Im Nu stürzen die Leute auf ihre Gefechtsstationen. Ruhig gibt der Artillerieoffizier seine Kommandos. Die erste Salve alarmiert auch beim Gegner. Gespensterhaft beleuchtet für Sekunden das grelle Mündungsfeuer die nachfolgenden Boote. Salve auf Salve durchdröhnt die Nacht, untermischt mit dem Krachen der explodierenden Geschosse. Gut und schnell schießen ist Lebensbedingung, denn unbarmherzig heißt es da: Du oder ich.

Glücklich hatten wir uns zu unserem Bestimmungsort in der Kanalenge durchgearbeitet, als wir auch schon den englischen Transportdampfer „Queen" sichteten. Ich ging mit dem Führerboot längsseit und rief dem englischen Captain hinauf: Stop! All hands in five minutes into the boat!

Der Kerl schimpfte, was uns einfiele, nannte Namen und Heimathafen; aber unser Ruf „German destroyer!" ließ jede Widerrede verstummen. Wir konnten die Lähmung mitfühlen, von der die englischen Seeleute befallen waren. Die Kerls mußten alle Lichter abblenden. Dann ging es schleunigst in die Boote. Ein Torpedoschuß sandte den Transporter in die Luft. Im Nu wurde die Festung Dover mobil. Riesenscheinwerfer suchten die See ab, sechs, sieben, acht, taghell wurde es. Aber schon brausten wir mit dreimal A. K. (äußerste Kraft) davon. Ehe die Tommies ihre alten Kanonen auf uns richten konnten, waren wir schon mit Blitzzugsgeschwindigkeit durch die aufleuchtende See dahin.

Zu unserem Glück war es eine außerordentlich dunkle Nacht. Aber es war klar, ohne Kampf kamen wir nicht durch, denn die andern hatten uns natürlich alles in den

Weg geworfen, was sie überhaupt zur Hand hatten. Und richtig, wir gerieten mitten in eine englische Zerstörerflottille hinein. Bis auf fünfzig Meter kommen wir heran. — Scheinwerfer leuchten! — — Ein kurzes Kommando des Torpedooffiziers, ein leichtes Klatschen, ein Torpedo hat das Rohr verlassen. In wenigen Sekunden zerreißt er das englische Führerboot. Der Luftdruck ist so stark, daß die Leute, die an Deck stehen, umgeworfen werden und den Heizern vor den Kesseln riesige Stichflammen entgegenfahren. Ich selbst werde so heftig gegen die Reling der Kommandobrücke geschleudert, daß ich eine Kopfquetschung erhalte und mein Trommelfell platzt. Ein zweiter Zerstörer wird von unserem Artilleriefeuer vernichtend gefaßt. Weißglühend erleuchtet er das Schlachtfeld. Schnell breitet sich das brennende Öl auf dem Wasser aus. Einzelne schwarze Punkte sind darin sichtbar: die Körper englischer Seeleute, die vergebens versuchen, dem Tod zu entrinnen, der in zweierlei Gestalt seinen Arm nach ihnen reckt. Der Weg ist frei, und weiter stürmen wir unter Anspannung aller Kräfte hin gen Osten unter dem Schutz der flandrischen Küstenbatterien.

Damals beunruhigten wir die englische Ostküste. Wir tauchten hier und da auf und feuerten dem Engländer in den Laden. Bis zur deutschen Küste sind englische Zerstörer und Kreuzerflotten nie vorgestoßen. Das muß immerhin als Leistung unserer Seewehr anerkannt werden.

Auf einer der Fahrten stieß ich bis in die Themse vor. Ich glaube, der alte holländische Admiral de Ruyter war der letzte Feind, den diese Gewässer ungefähr 250 Jahre vorher gesehen hatten. Der frühere Hapagdampfer „Königin Luise" hatte seinen Versuch, am 5. August in die Themse mit Minen einzudringen, mit seiner Vernichtung bezahlt, nicht ohne durch seine vorher gestreuten Minen den englischen Kreuzer „Amphion" mit in die Tiefe zu nehmen.

Wir hatten uns das recht schön gedacht, die Leute in der Nähe von London ein wenig aufzustöbern. Doch je weiter wir vorstießen, um so dicker wurde der Nebel, der das Land unseren Blicken entzog. Das war eine nette Bescherung, so mitten im Feindesland zu stehen und nicht mal auf eigenem Deck die Leute erkennen zu können. An eine Beschießung war gar nicht zu denken.

Wir zogen uns langsam und vorsichtig aus dem Nebel zurück. Es ist sehr schwer, sich in einer solchen Lage zu beherrschen. Aber ein Kommandant handelt nicht nach seinem Wunsch, er muß kameradschaftliche Rücksichten auf die eigenen Leute sich stets vor Augen halten. Draufgängertum um jeden Preis macht die Führerschaft nicht aus, es erschüttert sogar das Vertrauen der Untergebenen. Bei jedem Wagnis muß der Soldat wissen, der Führer weiß auch, wie er wieder herauskommt. Das allein befestigt das Vertrauen des Mannes zum Führer.

Immer wurden diese Vorstöße unternommen, ohne daß es gelang, den Gegner zur Schlacht zu zwingen. Aber immer wieder wurden wir enttäuscht. Die englische Flotte kam nicht heraus und die deutsche konnte über einen bestimmten Aktionsradius hinaus sich nicht von ihrer Basis entfernen.

Am 30. Mai auf der Außenjade bei diesigem Wetter und vollständiger Windstille Offiziersbesprechung auf der „Regensburg" und Einweisung der führenden Offiziere. Das starke Gefühl war in uns allen wach, der Vorstoß morgen ist nicht vergeblich.

Beim Auslaufen am 1. Juni gab ich an Tillessen den Winkspruch: Heute Himmelfahrt.

Die IX. Flottille wurde zusammen mit der II. und VI. unter Führung des Kleinen Kreuzers „Regensburg" dem B. d. A. (Befehlshaber der Aufklärungsstreitkräfte) Admiral

Hipper zugeteilt. Um vier Uhr früh waren wir von der Außenjade ausgelaufen in Kriegsmarschformation, die Torpedoboote als U-Boot-Sicherung stießen bis zum Skagerrak vor. Das Gros der Flotte sollte folgen. Auch die Leute hatten das Gefühl, es liegt etwas in der Luft, denn seit der Beschießung von Yarmouth und Lowestoft war eine gewisse Spannung und erhöhter Verkehr auf dem Flaggschiff eingetreten. Zudem war das Auslaufen der ganzen Flotte unter Heranziehung aller irgendwie verfügbaren Kräfte durchaus geeignet, vagen Vermutungen einen Schein von Berechtigung zu geben.

Spiegelglatt lag die See. Ohne irgendwie durch feindliche U-Boote oder durch Minenfelder gestört zu sein, marschierten wir befehlsgemäß in nordnordwestlicher Richtung außer Sicht der dänischen Küste, um uns noch vor Einbruch der Dunkelheit in der Nähe der norwegischen Küste zu zeigen. Die Kriegswachen waren aufgezogen. Die Freiwache hielt sich bei dem schönen Wetter an Deck auf. Die Leute musizierten, spielten Karten und machten allerlei Schnack. Die fortgesetzten Vorstöße, ohne auf einen ernstlichen Gegner zu treffen, hatten die Leute so abgestumpft, daß auch die diesmal herrschende Spannung nicht vermochte, sie von ihren Gewohnheiten abzubringen.

Etwa um ½5 Uhr meldete das Torpedoboot B 109, das am weitesten vorgeschoben war, das Insichtkommen einzelner feindlicher Streitkräfte in westlicher Richtung. Der Feind mußte auch uns erkannt haben, denn kaum drehten die Kleinen Kreuzer auf ihn zu, als er mit nördlichem Kurs davondampfte. Die Kreuzer nahmen sofort die Verfolgung auf. Etwa eine Stunde später sichteten die Panzerkreuzer starke, feindliche Streitkräfte. Sofort wurde die Verfolgung der englischen Kleinen Kreuzer aufgegeben und auf die englischen Schlachtkreuzer (als solche waren sie inzwischen ausgemacht worden) zugedreht.

Der Feind dreht auf Südosten. Wir gehen auf gleichen Kurs und staffeln uns näher heran. Die Gefechtsstationen sind besetzt. Die Entfernungsmesser melden dauernd die Entfernungsabnahme. Die Artillerieoffiziere haben inzwischen die notwendigen Befehle gegeben. Bei 130 hundert (13 Km.) Entfernung wird von den Panzerkreuzern das Feuer eröffnet. Dumpf rollt die erste Salve über die See.

Die dicken Geschütze behaupten jetzt das Feld. Wir werden mit unserer Flottille in Feuerlee genommen, unsere Schlachtkreuzer dienen uns als Deckung.

Etwa eine halbe Stunde mochte der Kampf der Panzerkreuzer schon andauern. Ein Engländer war bereits gesunken, als aus westlicher Richtung ein starkes englisches Geschwader mit höchster Geschwindigkeit heranbrauste. Es sind die neuesten Schiffe der englischen Flotte, den unseren an Geschwindigkeit und Kaliberstärke überlegen. Noch 20 Kilometer ab, eröffnen sie bereits ein gutliegendes Feuer. Die Entfernung zwischen den kämpfenden Kreuzern hat sich weiter vermindert. Die Lage für unsere Panzerkreuzer wird durch Eingreifen der neuankommenden Engländer bedenklich. Die Torpedoboote müssen zur Entlastung der Panzerkreuzer eingreifen. Meine Flottille, gestaffelt hinter den Panzerkreuzern, ist die einzige, die zur Verfügung steht. Zunächst eingehüllt durch Rauchschwaden und den dicken gelben Pulverdampf stoßen wir unter dem Schutz der schweren Artillerie vor. Aber schon erkennt der Engländer die Gefahr. Er läßt von unseren Panzerkeuzern ab und überschüttet uns mit dem Stahlhagel seiner gesamten Artillerie. Gleichzeitig wirft er uns seine sämtlichen verfügbaren Zerstörer entgegen. Mit dreifach äußerster Kraft brausen die Flottillen aufeinander zu. Gerade hat meine Halbflottille ihre Torpedos geschossen, da wird mein Boot von der englischen Artillerie gefaßt. Augenblicklich bleibt es bewegungslos, in dicke Dampfwolken gehüllt, liegen. Die übrigen

Boote müssen weiter. Es kommt zu einem hitzigen Gefecht in nächster Entfernung mit den stärkeren englischen Zerstörern. Ich höre nur das Donnern und Fauchen der Schlacht. Plötzlich eine alles übertönende Detonation. Eine ungeheure Rauchsäule steht an dem Platz der „Queen Mary". Ein einziger guter Treffer hat diesen Riesen der englischen Flotte von 29 000 Tonnen und einer Bestückung von acht 38-Zentimeter-Geschützen vernichtet. Es ist nicht ausgeschlossen, daß einer unserer auf die englische Linie abgefeuerten Torpedos diese Wirkung hatte. Wahrscheinlich aber ist es ein Treffer der schweren Artillerie gewesen. Schon ist mein Boot wieder ganz von Dampf und Rauch eingehüllt. Die Gefahr, das Boot an den Feind zu verlieren, ist groß, denn jeden Augenblick kann ein englischer Zerstörer aus dem Dunst auftauchen und uns entern. Ich befehle deshalb dem Kommandanten, das Boot zu versenken. An drei Stellen werden Sprengpatronen angebracht und drei Lecks geschlagen. Die Mannschaft steht in Korkwesten auf der Back, um mit wehender Flagge und einem dreifachen Hurra auf Seine Majestät das Sinken des Bootes abzuwarten. Da ertönt plötzlich ein Jubelschrei aus ihrer Mitte. Für Augenblicke sehen wir die deutschen Panzerkreuzer frei. Sie sind auf Gegenkurs gegangen. Südöstlich von ihnen taucht das Spitzenschiff des deutschen Gros S. M. S. „König" auf. Auch die Engländer drehen und laufen in nordwestlicher Richtung davon. Das Bellen der Torpedobootartillerie hat aufgehört. Eines meiner Boote kommt längsseits und nimmt mich und meine Leute mitten im feindlichen Feuer über. Ich übernehme wieder die Führung. Zwei der modernsten englischen Zerstörer sind manövrierunfähig, zwei bis drei sind schon gesunken. Außer meinem Boot, V 27, ist auch V 29 verloren, die Besatzung ebenfalls im feindlichen Feuer durch das Rottenboot gerettet. Der Zweck des Vorstoßes ist erreicht. Die Panzer-

kreuzer haben Luft bekommen. Wir werden in Feuerlee zurückgenommen. Die schwere Artillerie beherrscht wieder die Schlacht. Im rechten Augenblick war das Gros der deutschen Flotte eingetroffen. Die deutschen Salven hauen wie Hämmer auf das Erz der Schiffe, riesige Wassersäulen hüllen die davonlaufenden Engländer ein. Eine Reihe von Treffern ist zu beobachten. Die Sichtigkeit hat nachgelassen. Rauch und Pulverqualm kleben auf dem Wasser. Nach Norden und Osten ist nichts mehr zu sehen. Allmählich löst sich der schnellere Engländer von uns. Die verfolgenden Kreuzer werden durch seine Manöver gezwungen, seinem Kurs nach Nordosten zu folgen. Die Kleinen Kreuzer werden in ein neues Gefecht verwickelt. „Wiesbaden" erhält schwere Treffer und bleibt bewegungsunfähig im feindlichen Feuer liegen. Wieder greifen unsere Boote ein. Diesmal gelingt es, näher an die feindliche Linie heranzukommen. Unter günstigen Bedingungen werden die Torpedos geschossen. Sofort dreht der Feind, in dichte Rauchschwaden gehüllt, ab. Wir waren auf die Vorhut des englischen Gros gestoßen. Von neuem schwillt das Artilleriefeuer der Großkampfschiffe an. Gegen neun Uhr ist es in höchster Stärke. Die Hauptmacht der Engländer unter Admiral Jellicoe greift in den Kampf ein. Auf ihre größere Geschwindigkeit bauend, versuchen die Engländer das „crossing the T", d. h. sie versuchen sich, wie der obere Querbalken des T, vor die Spitze der deutschen Flotte zu legen, um so ein Schiff nach dem andern mit konzentrischem Feuer abschießen zu können. Admiral Scheer gibt den Befehl an die Panzerkreuzer, trotz der wohl erkannten englischen Absicht, unter vollem Einsatz gegen die feindlichen Linien vorzustoßen. Salve auf Salve faßt die zum Teil schon schwer beschädigten und in ihrer Gefechtskraft herabgesetzten Panzerkreuzer. Das Spitzenschiff S. M. S. „Lützow" ist stark havariert, so daß Admiral Hipper

von einem Torpedoboot aufgenommen werden muß, um später seine Flagge auf „Moltke“ zu setzen. „Seydlitz“ und „Derfflinger“ sind getroffen, die Torpedoboote werden zur Entlastung eingesetzt. Zusammen mit der VI. Flottille laufen wir gegen die Mitte der feindlichen Linie an. Sofort richten die Engländer ihre gesamte Artillerie gegen uns. S 35, Kommandant Kapitänleutnant Ihn, erhält einen 30,5-Volltreffer und sinkt sofort, die anderen Boote kommen an den Feind heran und schießen im Abdrehen ihre Torpedos. Unsere eigene Linie entziehen wir den Blicken des Gegners durch starke Rauchentwicklung. Das englische Artilleriefeuer verstummt. Anscheinend hat der Feind, um unseren Vorstoß abzuwehren, abgedreht. Gleichzeitig wird die deutsche Linie in Steuerbordkehrtwendung auf Westkurs herumgenommen. Der Befehl klingt einfach, aber jahrelanges Manövrieren gehört dazu, um eine so große Anzahl von Einheiten bei der Schwenkung jedes einzelnen Schiffes in der Hand zu behalten. Die Lage war besonders erschwert, da das Flottenflaggschiff aus zunächst nicht ersichtlichen Gründen nicht nach Steuerbord, sondern nach Backbord die Kehrtwendung durchführte. Trotzdem wurde das Manöver exakt beendet. In einer Schwenkung wird die Linie auf südwestlichen Kurs herumgeholt. Das Ergebnis dieses Manövers ist, daß die bisherigen Schlußschiffe an der Spitze stehen und die schwer havarierten Spitzenschiffe folgen.

Inzwischen war die Dämmerung hereingebrochen. In der Hitze des Kampfes hatten wir das weniger beachtet als jetzt, wo die Artillerie verstummte. Kurz vor 10 Uhr ging die Flotte auf Südkurs. Aufgabe der Torpedoboote war es, die Nachtsicherung zu übernehmen; die kämpfenden Linien hatten sich voneinander gelöst. aber noch begegneten sich zu wiederholten Malen die Feinde während der Nacht.

Nach allen Seiten hin muß aufgepaßt werden, um nicht

irgendwo in einen dicken Feind hineinzurennen. Die englischen Zerstörer entfalten größte Aktivität. Eine ganze Flottille wird erkannt und vernichtet. Das Spitzenschiff „Westfalen" erledigte allein sechs; in zwei Minuten brannte so ein ölgefüllter Schnelläufer aus und trieb als Riesenfackel durch die Nacht.

Das Verkennen der eigenen und feindlichen Schiffe geschieht hüben und drüben. Einer meiner Kameraden, Kapitänleutnant Ehrentraut, Kommandant von S 32, sieht ein paar Torpedoboote fahren, hängt sich an, bis er plötzlich merkt: Verflucht, das sind ja Engländer! — Er hängt ab und kehrt um. Da merken die andern den Braten auch und senden ihm eine Salve nach. Doch er ist schon im Dunkeln unsichtbar geworden.

Die Scheinwerfer treten während des ganzen Nachtmarsches kaum in Tätigkeit. Niemand will dadurch das Feuer des Gegners auf sich lenken. Aber auch den Engländern passierte es, daß sie unsere Schiffe für die ihren hielten. Es war schon lange nach Mitternacht, als ein englischer Panzerkreuzer älteren Datums sich an Schiffe des ersten Geschwaders anzuhängen versuchte. Er wird als Feind erkannt und auf weniger als 1500 Meter zusammengeschossen. Er kommt gar nicht zur Gegenwehr. Im Nu glüht er von vorn bis achtern auf. Mächtige Detonationen begleiten seinen Untergang wenige Minuten nach Eröffnung des Feuers. „Nassau" überrannte in der Nacht einen englischen Zerstörer.

Wie Fackeln liegen überall brennende Schiffe. Auch wir verlieren „Pommern" durch englischen Torpedobootangriff. Unsere „Elbing" rennt sich beim Ausweichen vor englischem Zerstörerangriff die Nase an einem deutschen Panzer ein und muß gesprengt werden, da sie bewegungslos ist. Aber am schwersten trifft es meine Flottille, als es sich herausstellt, daß der Schlachtkreuzer „Lützow" nicht mehr marsch-

fähig ist. Wir nehmen die Mannschaften auf und geben dem herrlichen Schiff, wie einem edlen Hirsche, mit zwei Torpedos schnell und barmherzig den Fangschuß.

Auf dem Rückmarsch wird das Herannahen von zwölf englischen Linienschiffen aus Südwest gemeldet. Es ist ein neuer Feind, der unserer Linienschiffsmacht aber gerade willkommen wäre. Alles eilt auf Gefechtsstation. Aber in einer Entfernung von sechzig Seemeilen dreht dieser Feind ab.

Sicherlich hatte Jellicoe uns diese frischen Einheiten vor die Pforte von Wilhelmshaven schieben wollen für den Fall, daß wir durch das „Crossing the T" in längerer Berührung mit der „großen Flotte" geblieben wären.

Der Schlachtplan war von der englischen Seeleitung groß und umfassend angelegt worden. Er war aufgebaut auf der größeren Schnelligkeit der Schiffe und dem größeren Gewicht ihrer Artillerie. Demgegenüber hatte sich der Bauplan des Großadmirals Tirpitz bewährt. Die Schwimmfähigkeit der deutschen Stahlfestungen war größer als die der Engländer. Vollexplosionen wie bei der „Queen Mary" waren ausgeschlossen. Unsere Munition war beim Einschlag eines Geschosses in die Munitionskammern nicht so sprengempfindlich wie die Munition der Engländer.

Diese technischen Vorzüge haben uns die Dauer der Artillerieschlacht ertragen lassen. Freilich, die Schlachtkreuzer waren arg zusammengeschossen, aber die Zelleneinteilung der Schiffe und der Lecksicherungsdienst sicherten die Schiffe hervorragend.

Die Materialüberlegenheit kam bei uns zutage, weil die Mannschaft alles hergab und die Führung die gebotenen technischen Vorteile zu verwerten wußte. Die Engländer haben später sich damit gebrüstet, daß wir schließlich die Schlacht abgebrochen haben. Nun, hätten sie

die taktische Überlegenheit gehabt, so hätten sie uns die Durchführung des Kampfes bis zur Vernichtung aufzwingen müssen. Sie hatten das Netz sehr klug gestellt. Aber nach der Nacht waren wir der Gewalt des Feindes völlig entglitten. Skagerrak, die einzige und letzte große Schlacht der deutschen Flotte, wird für technisches Können und Mannesmut der Deutschen immer ein Ruhmesblatt bleiben.

Es rangen insgesamt miteinander am Skagerrak 1 184 450 englische Tonnen gegen 639 200 deutsche Tonnen. Das Gewicht der schwersten deutschen Granate von 30,5 Zentimeter wog 390 Kilogramm, das Gewicht der größten englischen Granate von 38 Zentimeter wog 885 Kilogramm. Die Gewichte der gesamten Breitseiten würden ein Verhältnis von vier zu eins bilden. Nach amtlicher Darstellung gingen auf deutscher Seite verloren 60 300 Tonnen, auf englischer werden zugegeben 121 350 Tonnen. Nach englischen Gefangenenaussagen aber dürfte der wahre Verlust 172 880 Tonnen gewesen sein. Demgemäß waren die englischen Menschenverluste drei- bis viermal so groß wie die der Deutschen. Auch haben wir mehr Engländer aufgefischt als die Engländer Deutsche.

Die Seeschlacht darf wohl annähernd achttausend Menschen das Leben gekostet haben. In ihren Korkwesten und Rettungsringen trieben viele Tote mit der Strömung nach Norden an die norwegische und schwedische Küste. Die Seevögel hatten ihnen die Augen ausgehackt, aus leeren Höhlen starrten sie die Fischer an, die ihre Körper bargen.

Ärger noch als das Los der Verwundeten war das der an den Kesseln Verbrühten. Manchen dieser Männer habe ich bewundert. Knapp geheilt, mit einem Anrecht auf Versorgungsschein, meldeten sie sich doch wieder zum Dienst.

Denn damals wurde die ganze Flotte getragen von dem

Hochgefühl ihrer inneren Kraft. Diese lange Schlacht hatte bewiesen, daß unsere harte Arbeit gut war, hatte bewiesen, daß die Forderung von Tirpitz, die Flotte rücksichtslos einzusetzen, der beste Rat war, der Deutschland gegeben werden konnte. Und so warteten wir nur darauf, daß die Wunden an unseren Schiffen geheilt würden, um trotz Not und Tod den Feind aufs neue zu stellen. Sicher wäre das besser gewesen als das, was ein Hinhalten später aus der Flotte gemacht hat.

Als wir nach Wilhelmshaven kamen, war dort bereits alles bekannt. Die Leute wußten schon, daß mein Boot gesunken war. Nur meine Frau hatte es noch nicht erfahren. Sie war nachmittags bei Bekannten, die alle Bescheid wußten. Aber keiner hatte den Mut, mit ihr darüber zu sprechen.

Erst als sie nach Hause kam, lief ihr der kleine Junge entgegen und sagte: „Muttchen, weißt du schon, daß Vaters Boot gesunken ist?" Eine harte Nacht banger Ungewißheit folgte. Erst meine Rückkehr am nächsten Morgen befreite sie von dem fürchterlichen Gedanken, Witwe geworden zu sein.

Die Schlacht am Skagerrak wurde vom deutschen Volk als großer Sieg gefeiert, obwohl eine Begegnungsschlacht, die nicht zur Vernichtung eines Gegners führt, erst dann zum vollen Siege wird, wenn wenigstens der moralische und materielle Erfolg von der einen Seite ausgebeutet wird.

Viertes Kapitel

Ihr könnt wohl die Fahne von ihrem Schaft,
Doch nicht aus dem Herzen uns reißen!
(Kapitänleutnant Mautter:
Die Flagge schwarzweißrot.)

Die Schlachtflotte wird an die Kette gelegt. — Ich werde Korvettenkapitän. — Unternehmung auf Ösel. — Kleinkrieg in der Nordsee. — Die verseuchte See. — Rückzug von Ostende. — Die Revolution beginnt. — Letzte Kämpfe. — Befehl zur Übergabe. — Meine Weigerung. — Noskes Antwort. — Ich bin noch immer Offizier, der dem Befehl gehorcht. — Der Marsch der Flotte nach Scapa Flow. — Gefangenschaft in der Bucht.

Wir hatten die Güte unserer Waffe bewiesen. Aber jene Diplomaten, die die Verstimmung Englands fürchteten, und jene Marineleute, die die Flotte als Machtinstrument in den Frieden hinüberretten wollten, legten, nach Tirpitz' Wort zu reden, die großen machtvollen Einheiten wieder an die Kette. Und so verrosteten zwar nicht die Riesenmaschinen, aber die Mannschaften auf ihnen wurden von dem roten Rost der Revolution angefressen.

Die Schlachtschiffe wurden zur Etappe und die Front der Marine bestand aus der Flandernflanke, aus den U-Booten und den Torpedoboot- und Minensuchflottillen. Aus dem großen Seekriege wurde der Freibeuterkrieg der Kapitänleutnants.

Ostende und Zeebrügge wurden die Brennpunkte. Immer wieder machten die Engländer ihre Fliegerangriffe auf das Heim der Seewespen. In diesem Hafen stationiert zu sein, konnte auch bei einem tapferen Manne eine leise Verrücktheit erzeugen.

Inzwischen war ich Korvettenkapitän geworden. Meine Flottille wurde gedockt und repariert. Da war es mir 1917, als ich im Begriffe war, auf Urlaub zu gehen, angenehm, als ich vom Marineamt die Anfrage erhielt, ob ich als Admiral-

stabsoffizier zu der Heeresleitung gehen wollte, die den Auftrag erhielt, Ösel zu nehmen.

Gern sagte ich zu, um Kenntnisse im modernen Landkriege zu sammeln.

In Libau meldete ich mich beim Stabe des Unternehmens und war erfreut, meinen alten Kommandeur aus Deutsch-Südwestafrika jetzt als General v. Estorf wiederzufinden.

Da unsere Marine der russischen weitaus überlegen war und die Moral der russischen Landtruppen in Scherben lag, verlief die Unternehmung programmäßig. Unter allen neuartigen Formationen dieser russischen Revolutionsarmee trat uns auch ein weibliches Todesbataillon entgegen. Vielleicht hat es seinen Namen erhalten, weil es beim ersten Artillerietreffer, der hineinschlug, vor Todesangst auseinanderstob.

Der aufreibende und entsagungsvolle Torpedobootkrieg in der Nordsee ging weiter. Es kamen die traurigen Tage, da die Schlachten an der Westfront rückwärts rollten und endlich die flandrische Küste aufgegeben werden mußte. Ich erhielt den Befehl, die aus Flandern zurückkehrenden Torpedo- und U-Boote mit meiner Flottille aufzunehmen und durch die Minenfelder zu geleiten.

Von den Seeverhältnissen, die damals herrschten, wird in späteren Jahrhunderten vielleicht kein Mensch sich mehr ein Bild machen können. Hunderte von Quadratkilometer waren durch Zehntausende von Minen unbefahrbar gemacht, nur wer genau die geheimen Straßen der Felder kannte, konnte sich als kühner Lotse hindurchwinden. Deutsche Felder lagen neben englischen, bekanntes Gebiet neben unbekanntem Gebiet, die feindlichen Minenfelder wurden an vermutlichen Ausgangspunkten durch neue Minen verstopft. Heimlich schnitt sich der eine Gegner oder der andere seine eigene Fahrrinne durch feindliches Gebiet.

Meine Aufgabe, unsere U-Boote heimzubringen, wurde

doppelt schwer dadurch, daß ein Seegang herrschte, den eigentlich Torpedoboote nicht halten konnten. Aber noch galten an der Marinefront Pflichterfüllung und Geist der Kameradschaft. Mühsam arbeiteten wir uns durch schwere See die unsichtbaren Straßen entlang. Eins meiner Boote lief auf eine Mine und war verloren. Am andern Morgen verlor ich mitten im Minenfeld ein zweites Boot, das von einem feindlichen U-Boot torpediert wurde. Ich ging mit meinem Führerboot längsseits, um zu helfen. In diesem Augenblick schreit einer: „Torpedolaufbahn!", und ich sehe hart am Heck die Blasenbahn eines Torpedos an uns vorbeiziehen. Während wir noch Ausschau halten, taucht plötzlich das englische L 10 zweihundert Meter entfernt von uns auf. Es lag so günstig, daß wir ihm sofort Dutzende von Granaten versetzen konnten. Kerzengerade stellte sich das Boot auf den Kopf und versank. Die Mannschaft meines sinkenden Torpedobootes schrie begeistert: Hurra! Sie fühlte sich gerächt.

Der trübste Tag meines Soldatendaseins brach an. Der Befehl zur Waffenstreckung gelangte an die Flotte. Mit ihm zugleich wurde das Recht der Revolution anerkannt, kein Widerstand gegen die Bewegung sollte geleistet und die Soldatenräte anerkannt werden.

Für uns jüngere Offiziere war es die bitterste Enttäuschung, daß die älteren Führer, Männer, die in den Gefahren der Schlacht wie aus Eisen gegossen waren, vor dem Phantom der Revolution zusammenklappten. Aus der Mitte der jüngeren Offiziere ging auch der Vorschlag an die Flottenleitung, die verantwortlichen Posten nur mit kaisertreuen Offizieren zu besetzen und unsere Sache zu halten. Der Vorschlag wurde abgelehnt.

Der Respekt vor der Regierung war den Kommandierenden Generalen und Admiralen so in Fleisch und Blut übergegangen, daß sie sich jedem Regierungsakt fügten. Sie

sahen in der Absetzung des Kaisers, in der Ausrufung der Republik nur einen Regierungsakt, dessen höhere Weisheit sie vielleicht nicht einsehen konnten. Aber eine Einsicht in politische Fragen erschien ihrem soldatischen Sinn nicht einmal angemessen.

Bezeichnend war folgender Vorfall: Mit anderen Offizieren wurde ich zum Chef des Stabes befohlen, der ein Blatt Papier aus der Tasche hervorholte und uns vorlas: „Der Kaiser hat abgedankt." Kapitän Lägert trat sofort vor und erklärte: „Ich verbitte mir einen derartigen Ton. Für uns bleibt auch der abgedankte Kaiser Seine Majestät der Deutsche Kaiser!"

Der große militärische Mechanismus der Marine erschien wie gelähmt. Die Disziplinlosigkeit riß ein unter Offizieren und Mannschaft. Beide Teile waren daran gewöhnt, durch Befehle gelenkt zu werden, aber die Befehle der höchsten Stellen blieben aus, da sie sich im Stadium völliger Ratlosigkeit befanden. Von den jüngeren Herren glaubten einige mit den roten Brüdern bis zu einem bestimmten Grade paktieren zu müssen. Nur auf diesem Wege wäre es möglich, sich über Wege und Absichten der Revolutionäre zu informieren. Die größere Mehrzahl aber überließ sich dem Nichtstun. Sie kamen nicht zum Dienst und taten ihre Pflicht nicht mehr, weil sie das als Sinnlosigkeit ansahen. Sie wollten mit dem Saupack der revolutionären Mannschaft nichts zu tun haben.

Die deutsche Revolution offenbarte dem Soldaten sofort ihre schlimmste Seite: es fehlte die aktive Idee. Hätten die deutschen Revolutionäre Volk, Heer und Marine mit einer Idee erfüllen können, so wäre nicht die völlige Lähmung des militärischen Befehlsapparates erfolgt. Die Ausschreitungen der Matrosen und Soldaten erfolgten erst, als die Befehle aufhörten und damit auch äußerlich der Bann der Disziplin gebrochen wurde. Überall, wo Soldat

und Matrose von der Notwendigkeit der Befehle überzeugt blieben, an der Front, auf den Spähschiffen an den Minenfeldern usw., wurde die Disziplin erhalten, wußten ja doch die Mannschaften genau, daß sie sich selbst durch Meuterei in Gefahrslage den Hals brechen würden. Es ist bezeichnend, daß die Revolution der Marine auf den Großkampfschiffen ausbrach. Wie ich schon erzählt habe, mußte sich das Verfahren der Reichsstellen rächen, die die stolzen Schlachtschiffe an die Kette legten und sich nicht darum kümmerten, daß der Geist der Mannschaft verrosten mußte.

In Kiel herrschte die gleiche Führerlosigkeit wie in Wilhelmshaven. Die Befehle, die gegeben wurden, waren abgestimmt auf die Parole: „Blutvergießen vermeiden, Entgegenkommen!“ Lediglich auf S. M. S. „König“ verteidigten Offiziere mit ihrem Leben die ruhmreiche Kriegsflagge. Die allgemeine Führer- und Entschlußlosigkeit verhinderte, daß dies das Signal zu einer großen Gegenwehr wurde.

Die ganze Matrosenmenge hielt den Krieg für beendet und glaubte, die Weltverbrüderung sei gekommen. Mit ihr das Paradies des Völkerfriedens auf Erden. Sie berauschten sich an den Phrasen der Freiheit. Volksredner verkündeten auf den Gassen, die englische Flotte sei unter roter Flagge bei Helgoland gesichtet worden, und die Kriegsmacher in England hätten ihren wohlverdienten Lohn erhalten.

Ich selbst war in eine besondere Lage hineingeraten. Als Süddeutscher stand ich unter den norddeutschen Kameraden ein wenig draußen. Ich erkannte nicht blind alles, was geschah, für gut an. So galt ich denn in der Friedenszeit immer für liberal angehaucht. Jetzt bekannte ich mich, da so viele die Schwänze einzogen, als scharfer Gegner der Revolution und der Sauwirtschaft. Die Flagge ohne Kampf niederzuholen, erschien mir nicht nur als Ver-

brechen gegen die Flagge, sondern als Nichtachtung jedes natürlich gewachsenen Mannestums. Aber der Verwesungsprozeß in der Flotte schritt so rasch vorwärts, daß, wer am Montag noch von einer letzten Schlacht träumte, am Dienstag sich beim Anblick der widerlich besoffenen roten Horden sagen mußte: Die Wirklichkeit ist anders als der Traum.

Da langte plötzlich die Forderung der Entente an: Die deutsche Flotte wird ausgeliefert. Das war ein harter Schlag für die Mannschaften, die den Phrasen der roten Brüder Glauben geschenkt hatten und frohlockend wiederholten: Die Weltrevolution marschiert.

Dumpf begannen sie zu ahnen, was Waffenstreckung und Friedensschluß einem harten, nur auf Nutzen bedachten Feinde gegenüber bedeuten. Noch einmal erwachte in vielen der Trotz des Seemanns, dem das Schiff ist wie eine Mutter. Als Führer meiner Flottille erhielt ich den Befehl, nach Kiel zu kommen, um die 17. Halbflottille an England abzuliefern. Meine 18. stand in Wilhelmshaven.

Die 17. Halbflottille umfaßte meine Skagerrakboote. Ich kannte den Geist meiner Mannschaft zu genau, als daß ich diesen Befehl ohne Protest hingenommen hätte. In mir selbst sträubte sich jeder Nerv. Ich fuhr nach Kiel und ließ dort dem Oberbefehlshaber Noske, der sich als sozialdemokratischer Abgeordneter zu dem Rang aufgeschwungen hatte, sagen, es sei unmöglich, diese bei Skagerrak siegreichen Boote dem Feinde auszuliefern. Der Befehl stieße auch bei einem guten Teil der Mannschaft auf Widerstand.

Noske hielt mir am Telephon einen Vortrag. Der Befehl sei ergangen, er müsse befolgt werden. Würde er nicht ausgeführt, so würden politische Schwierigkeiten entstehen, der Feind würde Wilhelmshaven, Hamburg und Kiel besetzen, der Friede würde viel schlechter ausfallen, als jetzt erwartet werden könne.

Damals war ich noch nicht politischer Offizier. Da mich Noske beim Portepee packte, sagte ich mir, Befehl ist Befehl und muß ausgeführt werden. Die kaiserliche Offiziers-erziehung, der preußische Gehorsam saß noch zu fest in den Knochen.

Die Vorbereitung für die Überführung der Flotte nach England begann. Die auszuliefernden Kieler Einheiten wurden durch den Kaiser-Wilhelm-Kanal geschleust und die Flotte für den Marsch gesammelt. Die Mannschaft war gedrückt, merkte sie doch, was es hieß, die Fahrt in die Gefangenschaft anzutreten. Dann langte ein englischer Funkspruch an, der lautete: „Jedes deutsche Kriegsschiff, das die rote Flagge zeigt, wird ohne weiteres in Grund und Boden geschossen." — Die Engländer waren alte Praktiker, sie wollten das revolutionäre Element, das sich ohne Zweifel auch bei ihnen an Bord befand, nicht durch eine Propagandafahrt des roten Gegners stärken.

Die Nordsee war grau und trübe, Novemberregen und Nebel wechselten getreu einander ab. Während der ganzen Überfahrt herrschte tadellose Disziplin. Die Leute waren froh, beim Durchqueren der Minenfelder sichere Führung zu haben. Der Deckoffizier Maschinist Bayer renommierte zwar: Wir brauchen keine Offiziere mehr; aber als die Mannschaft vor die Wahl gestellt wurde, sich von ihm oder ihrem Flottillenchef führen zu lassen, entschloß sie sich einstimmig für ihren Flottillenchef. Vor der englischen Küste lag in zwei Linien die englische Schlachtflotte. Wir fuhren in diese beiden weitgeöffneten Arme hinein, hinter uns schloß sich der Ring, die deutsche Flagge wurde gestrichen. Der Leichenzug der Flotte war zu Ende.

Die Bucht von Scapa Flow nahm uns auf. Trostlos war die Küste, das Land felsig. Befehle erhielten wir von der englischen Flotte, die den Verkehr regelte, die Lebensmittel waren knapp und rationiert, kein Alkohol, kein Tabak

vorhanden, die Mannschaften schliefen, die Boote verwahrlosten.

Was sollte aus Deutschland werden? Die Frage quälte mich. Sie machte mich krank, aber ich sah nichts Greifbares. Zeitungen erhielten wir nicht, wir waren abgeschlossen, dem Stumpfsinn überlassen.

Da kam der Befehl: Der größere Teil der Mannschaften soll mit den Offizieren in die Heimat zurück, nur eine schwache Wachmannschaft hat zu bleiben. Ohne uns verständigen zu können, wußten wir Offiziere doch, es sei vonnöten, bei der Flotte die treueste und beste Mannschaft zu lassen. Von den Flottillenchefs blieb nur einer zurück. Ich fuhr mit in die Heimat.

In der Art, wie uns die Engländer ihre Weisungen zukommen ließen, zeigte sich die volle Verachtung eines Seevolkes, das es nicht verstand, wie eine solche Flotte ohne Kampf bis zum letzten ausgeliefert werden könne.

Endlich kam der Transportdampfer, der uns in die Heimat zurückführen sollte. Jeder Offizier mußte sein Gepäck selbst nehmen, ohne Fallreep, an Strickleitern mußten wir hinaufentern.

Fünftes Kapitel

Motto:

In Schimpf und Schande leben, das können wir nicht mehr!
(Aus: „In Deutschlands schwersten Stunden", Benzler, Fähnrich z. See.)

Leutnant Liebigs Bericht über die Heimfahrt von Scapa Flow. — Das Revolutionsschiff. — Die Revolutionsbesatzung. — Der Geist der schweren Pötte und der Geist der roten Biesen. — Gefahr durch Minenfelder und revolutionären Geschäftssinn für Schiff und Mannschaften. — Korvettenkapitän Ehrhardt nimmt

das Kommando an sich und rettet durch seine Initiative die Bedrohten. — Die jüngeren Offiziere erkennen in ihm den Führer. — Noch aber glaubt keiner, daß dieser Mann, der berufen erscheint, einmal führen wird.

Über die Rückkehr von Scapa Flow erzählt Leutnant z. See Liedig, der später in ein Vertrauensverhältnis zu Kapitän Ehrhardt trat, das Folgende:

Glücklicherweise befand ich mich unter den Leuten, die in die Heimat zurückkehren konnten. Ich war damals achtzehn Jahre und als Artillerieoffizier auf einem Torpedoboot in Flandern gewesen.

Nach dem dauernd gespannten Leben an der flandrischen Küste war die Gefängnisruhe in Scapa Flow grauenhaft. Von zehn bis vier herrschte dämmeriges Tageslicht. Sonst lagen wir im Dunkel, da keine elektrische Krafterzeugungsmaschine laufen konnte, jeder Dampf fehlte, jede Heizung; ohne Betätigung lagen wir da.

Wer einmal auf einem Torpedoboot war, versteht, was es heißt, ohne Licht und Heizung in den engen Räumen, die keine Bewegung zulassen, die Wintermonate zubringen zu müssen.

Die Boote lagen zwei und zwei an einer Boje vertaut. Westlich und nördlich sahen wir auf das öde Orkney-Eiland. Darauf erhoben sich die nüchternen, offenbar erst im Kriege entstandenen Behelfswerftanlagen der englischen Flotte, eine Reihe roher Schuppen. Die Gebäude der Bewohner hatten den typischen nordischen Charakter. Sie waren mit silbergrau gewordenem Stroh gedeckt. Das langsame, schwerfällige Leben der Bewohner schien durch das Getriebe der Flotte in keiner Weise berührt. Hammel bildeten bei der spärlichen Vegetation das einzige dort lebende Vieh. Gut waren die Männer der englischen Flotte nicht dran gewesen, die der Krieg dazu verdammt hatte, in dieser Öde fast vier Jahre zuzubringen. Es waren trübe

Aussichten auch für uns Gefangene. Unser Zeitvertreib war, aus gekrümmten Nadeln, Draht usw. Angelhaken zu machen und sich dem Fischfang zu ergeben. Am Abend wurden dann diese mühsam erbeuteten Fische mit einem tüchtigen Schlag Torpedoöl zubereitet.

Anfang Dezember wurde bekannt, wer nach Deutschland zurückgehen sollte. Jedem, der nicht zu bleiben brauchte, fiel ein Stein vom Herzen.

Die nach der Heimat abgemusterten Leute der Torpedoboote wurden nun durch englische Dampfer an Bord der Großkampfschiffe gebracht. Das geschah sicher einmal der Verpflegungsschwierigkeiten halber, andererseits aus der Sicherheitserwägung der Engländer heraus, daß sie nun nur noch die Großkampfschiffe zu bewachen brauchten, während die andern zu wenig Besatzung hatten, um als etwaiger gegnerischer Faktor in Rechnung gestellt zu werden.

Für uns Leute von den kleinen Booten, die wir niemals auf Fahrten so klein empfunden hatten, war es eine Erlösung, auf die Großkampfschiffe zu kommen. Dort gab es Heizung, Licht und Bewegungsmöglichkeit. Wieder verging eine Reihe von Tagen, wie viele kann ich nicht sagen, denn einen Kalender hatten wir nicht, und im Logbuch nachzusehen, waren wir zu stumpfsinnig. Endlich kam die Weisung, die Heimkehrer hätten sich klarzuhalten. Der deutsche Transportdampfer könne jeden Tag eintreffen.

Aber dies sagenhafte Schiff ließ auf sich warten. Endlich kam es, ein alter Zehntausendtonner aus dem Südamerikadienst; den Namen habe ich vergessen. Ich legte damals auch keinen Wert darauf, ihn zu behalten; mir war alles gleichgültig.

Die Engländer brachten uns nun auf Pinassen zu dem Transporter. Sie machten viele vergebliche Versuche, längsseits zu kommen; mit größter Vorsicht gingen sie mit ihren Booten um und manövrierten höchst ängstlich. Wir ver-

stehen unter Seefahrt was anderes. Endlich setzte der Wind um. Das Manöver gelang. Die herabgelassenen Jakobsleitern wurden schnell geentert, und wir befanden uns wieder auf einem immerhin deutschen Boden. Aber einen gerade guten Eindruck machte er nicht. Es war ein verlauster (verdreckter) Dampfer, der seit langem kein Reinschiff mehr gesehen hatte.

Die Besatzung war zusammengewürfelt und bestand aus desertierten Matrosen, Seesoldaten und Bowkes aus Hamburg, die durch eine unglaubliche Heuer geworben waren. Als echte Revolutionäre hatten diese Leute ein sehr einfaches Verfahren, ihre Heuer zu steigern. Sie streikten alle Augenblick einmal, weil sie wieder pro Tag fünf Mark Zulage mehr haben wollten. Schon auf der Herfahrt hatten sie mit Erfolg dies Verfahren angewandt und waren darum auch mehrere Tage später bei uns eingetroffen.

Der Dampfer war von der Marine gechartert worden. Die Führung hatten die Offiziere des Frachtdampfers. In den paar zu Gebote stehenden Kabinen wurden die Offiziere untergebracht, den Leuten wurden die Frachträume angewiesen. Ein geschäftiger Seemann hatte eine kleine Pantry (Schnapsladen) aufgemacht, da konnte man der Winterkälte einigen Abbruch tun.

Beim Auslaufen schauten wir noch einmal auf den Hafen von Scapa Flow zurück: wie große Schatten lagen die Riesen der einst so stolzen deutschen Flotte auf dem bleigrauen Wasser. Ihrer Flaggen, ihrer Wehr beraubt, waren diese Recken der Skagerrakschlacht ohnmächtig zurückgelassen in den Händen des Feindes. Durch die zusammengebissenen Zähne drang ein Fluch den Urhebern dieser Schande.

Unsere Leute waren in der Hauptsache froh, nach Hause zu kommen. Sie waren beherrscht von der Sehnsucht nach Muttern und von der Aussicht auf viel Geld. Denn die

Löhnung von vier Wochen stand aus, und die Hoffnung, diese stolze Heuer durchbringen zu können, stärkte das Sehnsuchtsgefühl der Leute für Hafen und Heimat beträchtlich.

Im ganzen aber machte unsere Torpedobootbesatzung einen weitaus besseren Eindruck als die Kerle von den dicken Pötten. Es war Frontgeist in ihnen und Kameradschaft, trotz der Revolution hingen sie an ihren Offizieren. Sie hatten mit uns zusammen in Dreck und Speck manches böse Wetter erlebt und manches Gefecht mitgemacht. Das ist für Seeleute untereinander das beste Band. Sturmfahrten an der englischen Küste hatten uns zusammengeschweißt. Das scharfe Wetter zwang zur Wacheablösung alle zwei Stunden, einer war auf den andern stärker angewiesen, Drückebergerei bei der Arbeit kam nicht auf, da wuchs die Zuverlässigkeit von selbst.

Die Offiziere wurden von unseren Torpedobootmannschaften gegrüßt. Das konnten sich die anderen gar nicht vorstellen. Unsere Leute mit der roten Biese dagegen behandelten die anderen als Seeleute zweiten Grades, denen sie keinen Gruß schuldig zu sein glaubten. In den Laderäumen gab es darum geradezu feindliche Szenen zwischen den Besatzungen.

Die Leute von den dicken Pötten bildeten auch sofort einen Soldatenrat, der in der Offiziersmesse Platz nahm. Uns genierten die Leute nicht. Wir ließen sie Soldatenrat spielen, wie sie wollten.

Einen tollen Anblick gewährte die Dampferbesatzung. Phantastische Bekleidungskombinationen hatte das Volk auf dem Leibe. Halb feldgraue Leute waren da, Männer in den Blusen der Schauerleute, aber auch Bürschchen mit Kellnerhosen und Strickwesten. Ich unterhielt mich mit ihnen, um zu hören, wie es in der Heimat stand. Aber die Politik interessierte sie nicht. Einige fabelten etwas von der Weltrevolution, aber wie das Ding aussehen sollte, wußten sie

nicht. Interesse hatten sie nur für die Höhe ihrer Heuer. Und immer wurden sie falsch, wenn sie sich einbildeten, sie erhielten zu wenig. Ein Steuermann erzählte mir, diese Kerls wären die dritte Besatzung des Schiffes. Zwei ganze Besatzungen wären schon im Hafen getürmt, nachdem sie die Heuer empfangen hatten. In Friedenszeiten bekamen sie nur eine Anzahlung, jetzt, vor dieser großen „Gefahrenfahrt", verlangten sie das Ganze voraus „für ihre Familie". Aber die Familie waren sie meist allein. Außer der Heuer bekamen sie noch vertragsgemäß Sonderzahlungen für Nachtwachen usw. Als unsere Kriegsschiffsmannschaften von dem vielen Gelde erfuhren, das sich die Dampferbesatzung machte, wurden sie neidisch und sehr feindselig.

Bei uns Offizieren in der Messe wurde viel über Politik gesprochen. Die meisten von den 50 bis 60 Herren waren von der Torpedobootzunft. Die Älteren durchgängig von den dicken Schiffen. Sie mahnten zur Vorsicht und verschanzten sich gern hinter die Argumente: Wie es in der Heimat aussehe, könne keiner wissen, ehe er da wäre. Damals fiel bei den Debatten ein junger Korvettenkapitän auf, der uns die Stange hielt und deutlich erklärte, wie es in der Heimat aussehe, bewiese der Lausezustand des Schiffes und das Betragen der Mannschaft.

Der zweite Tag, den wir mit Kurs Süd zu Ost steuerten, ging zu Ende. Nach ungefährem Besteck, eine genaue Navigation wurde gar nicht betrieben, mußten wir in der Nähe von Doggerbank Süd steuern. Aber kein Mensch wußte, wo man eigentlich war. Ausgedehnte, drohende Minenfelder waren in der Nähe. Unter den Offizieren herrschte die ganz große Wurschtigkeit. Manche hätten es am liebsten gesehen, wir wären auf eine Mine gelaufen und der ganze Mist wäre verreckt. Als wir am Morgen des dritten Tages an Deck kamen, wehte ein ziemlich heftiger Südwest. Unser Transporter war es gewöhnt, das Wasser mit mehreren tausend

Tonnen Fracht zu furchen. Ohne diese Last lag er hoch aus dem Wasser heraus. Der rote Anstrich war mindestens in der Höhe einer Mannslänge zu sehen. Der Sturm hatte über Nacht den Nebel vertrieben, zum Greifen nahe lag die englische Markierungsboje zur Fahrstraße durchs Minenfeld, neben der unser alter Südamerikaner an den Ankerketten auf und nieder turnte wie ein Pferd, das der Haber sticht.

Die Dampferleitung ließ „Anker aufgehen". Bei dem schlecht eingearbeiteten Personal klappte das Manöver nicht, und wir trieben in aller Ruhe in der Richtung auf die Minenfelder.

Hierbei ist technisch zu bemerken, daß die langen Ankerketten, die von den Spillzugrollen abhaspeln, weggestaut werden müssen. Bei dem Gewicht und der Länge der Ketten ist es eine wichtige und schwere Arbeit. Die wackeren, roten Kettenstauer nahmen diesen zu einer Erpressung günstigen Augenblick wahr und schrien: „Nur für eine Zulage von fünf Mark stauen wir weiter!" In diesem Augenblick wurde es dem früher von mir bemerkten Korvettenkapitän zu dumm. Plötzlich stand er breitbeinig an Deck. Ohne erst zu bedenken, daß eine Reihe rangälterer Offiziere da war, übernahm er das Kommando, ließ pfeifen und die Leute seiner Flottille antreten. Seine Offiziere und Deckoffiziere sammelten und teilten Gruppen ab: die einen traten als Kettenstauer an, die anderen als Brückenpersonal oder Lecksicherungsdienst, die Heizer meldeten sich für die Maschinen. In fünf Minuten war die Affäre beendet, der Dampfer war auf Kurs Wilhelmshaven gesetzt und querte die Minenfelder.

Weggeblasen war der ganze disziplinlose Schlendrian. Jetzt in den Minensperren hatten die Leute alle eine Höllenangst, es könne etwas passieren. Der rote Soldatenrat verschwand. Die geheuerte Mannschaft des Dampfers nahm auch ohne Zulage ihren Dienst wieder auf. Es war der

6*

Korvettenkapitän Ehrhardt, der die Lage gemeistert hatte. Seine Haltung gewann ihm gleich mein ganzes Herz. Wie auf einem Kriegsschiff richtete er einen Lecksicherungsdienst sowie einen genauen Wachdienst ein. Der alte Transporter wurde etwas Ähnliches wie ein Schiff der deutschen Marine.

Wir jungen Offiziere an Bord waren alle für den neuen „Kommandanten" begeistert. Rücksichtslos klar vertrat er seine Meinung über die Revolution und ihre Bekämpfung. Er hatte keine Zivilsorgen, wie so viele andere Kameraden, er dachte ganz wie wir Jungen, darum zählten wir ihn sofort zu uns.

Solange die Gefahr andauerte, herrschte wieder die Autorität des Offiziers unbedingt an Bord. Und die Mannschaft wurde durch die Kriegsmatrosen, die schon wegen der Heuer nicht ihre besten Freunde waren, in Angst und Furcht gehalten. Wer faul und schlapp war, konnte leicht ein Rosteisen im Genick besehen oder vielmehr nicht mehr besehen. Aber sobald nach der letzten deutschen Minensperre das Gefühl der Sicherheit wieder in den Leuten erwachte, brach die alte Versumpfung durch, und der hohe Soldatenrat war plötzlich auch wieder da.

Als wir die Jade hinaufliefen, wurde uns eigentlich erst klar, was sich in den vier Wochen unserer Englandfahrt ereignet hatte. Hier auf der Jade ankerte bei unserem Auslaufen die mächtige deutsche Flotte. Jetzt kehrten wir auf einem schmierigen roten Transporter ohne Boote und Schlachtschiffe zurück. Zum Bewußtsein kam es uns, was diese Waffenstreckung bedeutete, die wir auf Befehl höchster Stellen vollzogen hatten, „um deutsche Frauen und Kinder vorm Hungertode zu retten". Irgendwie fühlten wir uns genarrt, spürten, daß das Opfer umsonst gewesen sei.

Von der Verlotterung, die das ganze Land, das da vor uns lag, befallen hatte, erhielten wir noch ein recht bezeichnendes Bild, bevor wir unseren Transporter verließen.

Irgendein Schiff, das offenbar mit gänzlich unkundigen Leuten besetzt war, die nur um der hohen Heuer willen Dienst genommen hatten, hielt ohne jede Kenntnis der Seezeichen, der Ausweichregeln usw. stur auf uns zu. Unserem Dampfer schien es auch nicht zu passen, diesem wild auf dem Wasser herumturnenden Dampfer auszuweichen, und so geschah das, was wir Seeoffiziere mit einer gewissen Schadenfreude unvermeidlich kommen sahen: wir rammten einander nach allen Regeln der Kunst. Mit einem Leck von mehreren Quadratmeter bugsierten wir uns nach Wilhelmshaven.

An Bord bereits war die Scheidung zwischen den Leuten der Ostsee- und Nordseestation erfolgt. Alles, was zur Nordsee gehörte, verließ in Wilhelmshaven den Dampfer, alles, was nach Kiel gehörte, wurde auf andere Dampfer übergeführt. Ich selbst gehörte zur Station O und mußte mit meinen Leuten nach Kiel. Kapitän Ehrhardt blieb in Wilhelmshaven. Als wir Offiziere uns damals voneinander verabschiedeten, glaubte ich, nie wieder mit einem von ihnen militärisch zu tun zu haben, denn bei mir stand der Entschluß fest, dem neuen Deutschland den Rücken zu kehren. Ich konnte damals nicht ahnen, daß mein Leben durch das Schicksal mit dem des Mannes unlöslich verknüpft werden würde, der durch sein Verhalten auf der Überfahrt einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht hatte. Er war es, der durch sein Beispiel mir zeigte, daß wenigstens nicht alle Offiziere, die uns Führer und Vorbild sein sollten, versagt hatten. Durch sein Verhalten hatte ich den Glauben wiedergewonnen, den Glauben an die Ideale des Lebens und unseres Standes, den mir jene wüsten Novembertage in Kiel genommen hatten.

Zweiter Teil

Sechstes Kapitel

Motto:
Vier Jahre lang haben wir Hölle und Tod mit verbissenen Zähnen ertragen,
Denn sahen wir die Flagge schwarzweißrot, so verstummten Leiden und Klagen.

(Eberhard Kautter, Kapitänleutnant, aus: „Die Flagge schwarzweißrot!")

Wilhelmshaven. — Was die Heimat aus der Revolution gemacht hatte. — Stoßtrupps der Offiziere. — Wir helfen den sozialistischen Berufssoldaten gegen die Räterepublik und werden dann nach Hause geschickt. — Die unsoldatische Alarmstation der Unteroffiziere. — Aufruf zu Freikorps. — Keine Regierung ohne Freikorps möglich. — Brigade Ehrhardt. — Die seelische Stimmung der Truppe. — Die erste Verpflichtungsformel, kein Eid auf die Republik. — Die Brigade wächst. — Ausbildung. — Wir sichern Berlin. — Ich lerne Noske kennen, seine Art. — Der neue Verpflichtungsschein. — Die Sturmkompagnie der Brigade.

Als ich am Ende des Jahres 1918 nach Ablieferung der Flotte mich wieder in Wilhelmshaven einfand, geriet ich dort in ein wirres Durcheinander. Keine Befehlsstelle gab es, die tatsächliche Befehlsgewalt hatte. Die militärische Macht hatten die Unteroffiziere in der Hand, die eine Berufsvereinigung gebildet hatten, um vor allem ihre Pensionsforderungen durchzusetzen. Zum Präsidenten von Oldenburg hatte sich der Oberheizer Kuhnt aufgeschwungen, er pflegte im Offizierskasino in Wilhelmshaven zu residieren. Alles das waren Folgen der Anerkennung der Soldatenräte, die uns das große Hauptquartier vorgeschrieben hat.

Fürs erste gab es in Wilhelmshaven nichts zu tun. Bei den wüsten Verhältnissen, die bei der noch immer übergroßen Garnison in der Stadt herrschten — 25 000 Matrosen und Soldaten waren vorhanden —, war es mir lieb, daß meine Familie zu meiner Schwiegermutter nach Hamburg übergesiedelt war. Meinem eigenen Hause haben die Burschen auch einen Besuch abgestattet und mir den Weinkeller beschlagnahmt. Ich habe diese Plünderung nicht ohne weiteres hingehen lassen, habe mir die Uniform angezogen und bin mit den Brüdern ins rote Hauptquartier gegangen. Das Polizeipräsidium, wo diese Soldatenräte residierten, zeigte das typische Revolutionsbild. Heiser geschriene, besoffene Kerls lagen in den Ecken, andere waren von dem Wichtigkeitswahnsinn besessen, brüllten und fuchtelten herum, einer spielte dem andern Theater vor. Meine Angelegenheit wurde von einem Maat verhandelt, der sich einen roten Schal um den Hals gewürgt hatte. Er behauptete, mein Wein sei für kranke Kameraden bestimmt. Ich erklärte ihm auf den Kopf zu: Das ist nicht wahr! Ich setzte es durch, daß der Räumung Einhalt getan wurde.

Indessen begann ich, aus zirka dreihundert jungen Offizieren Stoßtrupps für alle Fälle zu bilden. Eine Zusammenkunft dieser Herren fand nachts ein Uhr auf einer Wiese in der Umgegend statt. Wir mußten in Zivil mit äußerster Vorsicht durch die dunklen Straßen schleichen, um den Versammlungsort zu erreichen.

Am 27. Januar zu Kaisers Geburtstag kam das, was alle Spatzen von den Dächern herunterschrien: die Kommunisten rissen die Gewalt an sich und errichteten eine Räterepublik Wilhelmshaven. Nun wurden die bisherigen Machthaber, die sozialistischen Unteroffiziere, die in der Vereinigung der Berufssoldaten zusammengeschlossen waren, doch nachdenklich. Sie wandten sich an uns, was nun geschehen sollte. Die ratlosen Frager kamen auch zu mir. Ich sagte ihnen, das

Beste wäre, die Kommunisten, ehe sie sich festsetzten, noch in dieser Nacht herauszuschmeißen. Ich erklärte ihnen, 300 disziplinierte Leute traue ich mich aufzubringen, und mit denen werde ich das Unternehmen durchführen.

Unter den Deckoffizieren war einer, der bis dahin immer das größte Maul gehabt hatte. Der fragte: „Aber wer soll die Verantwortung übernehmen, wenn Blut fließt?"

Ich antwortete ihm: „Ich, wenn ich die Sache führe!"

Da nickte er beruhigt.

Ich ließ die Herren vom Stoßtrupp verständigen und rückte vor die Tausend-Mann-Kaserne, von der aus der Kommunistenführer, ein Volksschullehrer Jörn, Wilhelmshaven beschießen wollte. Viele der Berufssoldaten schlossen sich an. Eine wildgewordene Menschenmenge umlagerte die Kaserne. Und da die Kommunisten zuerst schossen, war bald ein regelrechtes Feuergefecht im Gange, denn nun wurden auch die sozialistischen Werftarbeiter wild, die vorher nicht genau wußten, ob die Kommunisten ihre Freunde oder ihre Konkurrenten seien. Es wurde sogar mit Bootskanonen geschossen, aber die ganze Nacht war doch ein Witz. Von allen Seiten knatterten Gewehre und Maschinengewehre, die Kommunisten verloren sieben Tote und wir drei, ich glaube durch unser eigenes Feuer.

Gegen Morgen ergaben sich die Kommunisten.

Die gefangenen, roten Soldaten wurden arg mißhandelt, bis ich scharf dagegen einschritt. Den Lehrer Jörn hätten sie beinah totgeschlagen. Ich rettete ihn pflichtgemäß. Die Berufssoldaten waren sehr dankbar, daß ich die Führung und Verantwortung übernommen hatte und der Spuk so schnell beendigt war. Am nächsten Morgen hielt ihr Obmann uns eine Rede: Die Sache ist jetzt geschmissen. Wir danken den Herren Offizieren; aber jetzt haben wir das Heft in der Hand, und wir können nun allein machen!

Darauf habe ich nichts weiter geantwortet, als was Götz von Berlichingen aus dem Fenster antwortete. Und damit bin ich aus dem Kasernentor hinausgegangen und hab' mir mein Teil gedacht.

Die Unteroffiziere richteten nun zur Sicherung eine Alarmstation ein. Aber da kein Führer da war und keiner sich dem andern fügen wollte, so krachte die Organisation schon nach fünf Tagen zusammen. Sie brauchten nachher einen Offizier und verfielen auf mich. Ich versuchte es noch einmal mit den Berufssoldaten. Aber die liebe Mühe scheiterte an der Faulheit und Disziplinlosigkeit der Leute.

Posten stehen wollte keiner. Wurden sie hinbeordert, liefen sie ganz weg oder setzten sich in die nächste Kneipe. Wenn nachts an der Alarmstation hundert Mann zu erscheinen hatten, kamen fünfzig. Sie begriffen nicht, daß sie einen gewissen Dienst tun mußten, um als Formation zusammenzuwachsen. Sie meinten, in ihrer langen Dienstzeit wären sie Soldaten genug geworden. Doch waren sie in der Tat der Mehrzahl nach Spießbürger. Der Teil von ihnen, der begriff, daß sie eine Macht darstellen sollten, paktierte mit der Unabhängigen sozialistischen Partei, die damals eine große Rolle zu spielen begann. Von denen ging es wieder aus, daß sie mir untersagten, andere Offiziere zu Hilfe zu nehmen. Ihr Verhalten untereinander selbst war widerlich und bar jedes kameradschaftlichen Anstandes. Sie zeigten sich sehr besorgt um ihre werte Haut und waren kleinlich auf jeden Vorteil erpicht.

Damals erließ Noske seine Aufrufe zur Bildung von Freikorps. Ich sagte mir: Da ist ein Feld für dich. Bring eine anständige Truppe auf die Beine, das tut dem Vaterlande not im Innern und im Osten. Zunächst einmal gehst du nach Berlin und hilfst gegen den Bolschewismus. Denn ich begriff die Größe der kommunistischen Gefahr, weil ich gesehen hatte, daß diese Tiefenbewegung der Revolution von

allen schlechten und verbrecherischen Existenzen ausgenutzt wurde.

Ich sprach mit Kapitänleutnant Tillessen mehrere Male über das Thema.

Tillessen wandte ein: „Nie kann ich als Offizier unter dieser Bande von Eidbrechern dienen."

Ich erwiderte: „Tillessen, wenn du in einem Hause lange wohnst, das der Hauswirt durch schlechte juristische Kunstgriffe an sich gebracht hat, würdest du es ihm zum Tort verbrennen lassen, wenn dabei auch dein eigener Kram in Flammen aufgeht?"

Ich bewies Tillessen: Wir müssen überhaupt erst einmal wieder Ordnung haben. Wenn sich Deutschland erst mal auf sich selbst besinnt, wird es sich für die Segnungen dieser sogenannten Revolution bedanken. Aber jetzt erst mal anpacken, mittun, retten!

Der Alarmstation der Berufssoldaten sagte ich auf und ließ sie mit ihrem Dreck allein. Von mir aus erging ein Aufruf zur Bildung der Brigade Ehrhardt.

Fest geschlossen trat der Stoßtrupp der 300 jungen Offiziere ein. Von den Berufssoldaten schrieben sich bei mir auch etwa 300 ein. Das waren zum Teil meine alten Leute von der Front, jedenfalls energische, tapfere Männer, die im Gegensatz zu der Mehrzahl der Unteroffiziere nicht in der warmen Stube bei Muttern hocken wollten.

Sofort nach der Bildung der Brigade setzte eine Hetze ein: die Auffüllung dieser reaktionären Truppe dürfe nicht geduldet werden. Ich hatte nach Auffassung dieser Menschen eine vermessene Tat begangen, bei meiner Truppe die Reichskriegsflagge zu führen, die auf meinem Boote in der Schlacht am Skagerrak geweht hatte.

Meine Antwort war: Besetzung der Seebataillonskaserne, deren Eingänge ich kriegsmäßig durch Posten sicherte. Be-

reits nach acht Tagen war meine Truppe durch Soldaten aus der Armee bis zur Stärke von tausend Mann ergänzt.

Inzwischen langte die formelle Genehmigung für die Bildung der Brigade als Regierungstruppe aus Berlin ein. Ich erhielt die Anweisung auf Sold, Bekleidung und Verpflegung. Das Unternehmen war gesichert.

Um den Wilhelmshavenern die Lust zu nehmen, mit mir anzubinden, machte ich mit der bewaffneten Truppe und den schwarzweißroten Fahnen einen Demonstrationsmarsch durch die Straßen der Stadt. Zwar waren die Leute noch nicht einexerziert, aber sie hielten sich stramm und machten auf die Bevölkerung einen großartigen Eindruck. Hervorragend wurde ich bei der Organisation der Truppe unterstützt durch einen tüchtigen Generalstabsoffizier Hauptmann Regenauer. Einer der ersten, der sich bei mir meldete, war der Kapitänleutnant Kautter. In vorbildlicher Weise stellte er seine Kompagnie auf. Das Rückgrat der Truppe waren und blieben die begeisterten jungen Offiziere, die als gewöhnliche Mannschaften durchgehalten haben. Sie putzten Stiefel, fegten die Stuben, wurden zur Küche abkommandiert wie jeder andere. Durch ihr Vorbild wurde den Leuten praktisch das revolutionäre Gefühl ausgetrieben, Soldatendienst sei Schinderei.

In vorzüglicher Weise wurde ich durch den damaligen Chef des Stabes bei der Station, den Kapitän v. Jork, unterstützt, der entgegen den Wünschen der Soldatenräte uns reichlichst mit Ausrüstungsgegenständen versorgte.

Natürlich floß durch die Werbestellen eine Menge Abhub von Existenzen. Aber meine Kompagnieführer wurden bald mit ihnen fertig. Sie hatten ihr eigenes System, die Menschen zu beurteilen und zu erkennen. Wir wußten, auch die guten Leute, die sich melden, müssen den Teufel im Leibe haben. Es waren das Soldaten, die durch das lange Kriegsleben zu Landsknechten geworden waren, d. h. Män-

nern, denen ein Arm- oder Genickbruch wurscht war, die aber nicht leben konnten, wenn nicht ein Offizier die Fürsorge für sie übernahm. Der echte Soldat und Seemann wird immer eine sorglose Natur sein, die sich mit wirtschaftlichem Nachdenken nicht beschweren will. Der Dienst ist die geleistete Arbeit, danach kommt die Freiheit, und wenn das bare Geld im Sacke verschwunden ist, bleibt immerhin als fest vorhanden Essen, Kleidung, Unterkunft.

Aber neben diesen echten Soldatennaturen drängten sich in die Werbestellen die Handgeldnehmer, denen es nur auf eine kleine Summe Geld, ein paar Nächte Unterkunft und Gelegenheit, mit einem neuen Rock zu türmen, ankam. Viele kamen mit falschen Militärpässen. Sie wurden am ehesten gefunden, denn gleich am ersten Tage wurden die Leute stramm militärisch angepackt und die Fronthämmel immer erkannt, die sich als Unteroffiziere ausgaben. Sie sprangen in Reih und Glied, statt vor der Front zu bleiben.

Die schlimmsten Gesellen, die mit Wandertrieb behafteten Stromer, die Psychopathen, rissen sofort aus. Andere wurden bei Vergehen geklappt und sofort aus der Truppe entfernt. Manchmal schon wollten die Kompagnieführer die Lust verlieren bei diesem ständigen Wechsel und diesem übergroßen Prozentsatz Gesindel, das sich einzudrängen suchte, aber sie haben doch alle diese verheerende Zeit gut durchgehalten.

Wir mußten, um die vorgenommene Sollstärke zu erreichen, Minderjährige einreihen. Diese jungen Leute hatten wir zuerst als eine halbmilitärische Beihilfe herangezogen, beim Dienst auf Troßwagen, bei den Pferden usw. Bald zeigte es sich, daß die Buben frech wurden. Nur ein Mittel gab's, sie zu bändigen.

Sie wurden als Soldaten ausgebildet. Nach sechswöchentlichem Exerzieren ist ein Bub kein Soldat, aber

was half's. Wir brauchten die „Noske-Jungens", weil das Bürgertum zu verlottert und zu feig war, um die Ordnung zu machen, ohne die nichts zu wollen und zu wünschen ist.

Einige Zahlen stehen mir zu Gebote, die von der Arbeit, in einem Jahre eine Truppe von gutem soldatischen Geist zu bilden, deutlich sprechen. Die Kompagnie des Kapitänleutnants Kautter zählte durchschnittlich 80 Mann. Im ersten Jahre sind 320 Mann durch die Kompagnie gegangen, ein Beweis, daß 75 Prozent des Menschenmaterials, das sich zur Verfügung stellte, ungeeignet war.

Eine Belastung war für uns der Verpflichtungsschein, der für die Freiwilligenverbände damals festgesetzt war. Er lautete:

„Von der Regierung festgesetzte Verpflichtungsformel für Freiwilligenverbände: Ich verpflichte mich, der deutschen sozialistischen Republik mit allen Kräften und nach bestem Wissen als Soldat zu dienen. Die jetzige provisorische Regierung werde ich unbedingt schützen und sie unterstützen in der Aufrechterhaltung der Ordnung und Ruhe im Innern und an den Grenzen des Reiches. Ich trete ein für ungestörte Nationalwahlen, den Schutz der Nationalversammlung und der von dieser beschlossenen Gesetze."

Einen Eid auf die Republik ließ ich nicht schwören. Um bei den Leuten keine falsche Vorstellung aufkommen zu lassen, hielten meine Adjutanten ihnen beim Eintritt eine kleine Rede: „Bei uns bedeutet Sozialismus Arbeit und Ordnung! Darum haben wir keine Soldatenräte. Politisieren in der Truppe gibt es nicht, da wir Kameradschaftlichkeit zu pflegen haben und uns nicht um Schwätzer scheren wollen."

Bald war ein Regiment der Brigade, das sogenannte dritte Marineregiment, unter meinem Freunde Korvettenkapitän Weber aufgestellt. Die gleichzeitig in Kiel gebildete

I. Marinebrigade bestand aus dem ersten und zweiten Regiment.

Das Regiment war in drei Bataillone zu je vier Kompagnien gegliedert. Außerdem verfügte es über eine M. G. K., eine Minenwerfer- und eine Pionierkompagnie. Anfänglich bildeten Deckoffiziere eine geschlossene Kompagnie: die erste Kompagnie. Ingenieur-Aspiranten und -Applikanten die zweite, Unteroffiziere die dritte Kompagnie. Die übrigen Kompagnien waren von vornherein reine Mannschaftskompagnien. Die aus jungen Offizieren, Fähnrichen, Seekadetten gebildete Sturmkompagnie war der Brigade direkt unterstellt.

Wenige Wochen darauf konnte ein zweites Regiment, das vierte, gebildet werden. Es hatte sechs Kompagnien, dazu kam eine Maschinengewehrkompagnie und eine Pionierkompagnie, und wurde der Führung des Majors von Puttkamer anvertraut. Eine Feldartillerieabteilung wurde unter Major Hederich aufgestellt. Die Leistung war nur ermöglicht durch das kameradschaftliche Verhältnis zwischen Armee- und Marineangehörigen. Sehr bald konnten wir dazu übergehen, einen wirklich strammen Dienstbetrieb durchzuführen. Getrennte Ausbildung der gedienten und ungedienten Leute wurde von Anfang an angestrebt. Sturmtrupps und leichte Maschinengewehrgruppen wurden für ihre Spezialaufgaben gesondert geübt. Schießen und Handgranatenwerfen wurde gepflegt und die Truppe allmählich für die Eigentümlichkeit des Häuser- und Straßenkampfes gedrillt. Am 12. Februar 1919 war die Aufstellung der Truppe erfolgt. Am 18. März wurde das dritte Regiment über Oldenburg nach einem Aufenthalt in Hude ins Lager Jüterbog verlegt und die Ausbildung vervollkommnet. Das vierte Regiment traf am 5. April 1919 ein. Da sich in diesem Regiment die Mehrzahl der Unausgebildeten befand, bedurfte es eines längeren Aufenthaltes in

der Garnison. Am 24. März 1919 wurde die Brigade dem Gardekavallerie-Schützenkorps unterstellt, dessen Kommandeur Generalleutnant von Hoffmann war. Die Brigade bildete jetzt einen Teil der Division Lettow. Sie hatte damals eine Stärke von etwa zweitausend Mann.

Endlich erreichte ich, was ich angestrebt hatte: das dritte Regiment wurde zur Sicherung Berlins herangezogen, als die Regierung dort am 13. April 1919 — Schutzmaßnahmen treffen mußte. In Eilmärschen ging es über Treuenbritzen nach Beelitz und von da mit der Bahn in die Berliner Villenvororte Wannsee, Nikolassee, Schmargendorf, Neubabelsberg. Hier lagen wir klar zum Einmarsch für die Stadt.

Aus den Berichten ersah ich aus kleinen Anzeichen mehr über die Stimmung im Lande, als was in großen Zeitungen stand. In kleinen Städten und bei den Bauern wurden meine Leute gut aufgenommen und verpflegt. Selbst noch in Beelitz, unweit Berlin. Aber in den Villenorten der Stadt trat die volle Verständnislosigkeit der begüterten, egoistischen, besitzenden Schicht zutage, die alles tat, um nicht die kleine Einquartierungslast tragen zu müssen. Für sechs Quartiermacher war es nicht möglich, innerhalb acht Stunden für etwa 50 Sturmsoldaten einer Offizierskompagnie Quartiere in dem ausgedehnten Villenviertel Wannsees zu erhalten. Ich bedauere es, daß meine Leute der Weisung, Rücksicht zu üben, im buchstäblichen Sinne nachgekommen sind. Die Ordnung, die meine Männer schaffen wollten, kam in erster Linie diesen wohlhabenden Villenbesitzern zugute. Das Verhalten dieser Schicht bewies mir damals deutlich, wie krank Gesinnung und Denken in Deutschland waren.

In Berlin lernte ich Noske kennen. Sein ganzer Typus war mir unangenehm. Seine Stirn war niedrig und zur Hälfte mit Haaren zugewachsen, die er kurzgeschoren trug

wie ein Verbrecher. Die Schultern auf der langen, unproportionierten Gestalt hatte er hochgezogen. Dieser Reichswehrminister machte alles andere als einen soldatischen Eindruck. Beim Empfang tat er jovial, als hätten wir schon des öfteren im gleichen Rinnstein gelegen. Immerhin muß ich anerkennen: der Mann hatte gelernt. Daß er früher Korbflechter gewesen war, konnte ich ihm nicht anmerken.

Ich bekam Fühlung mit meinen Vorgesetzten. Innerlich stimmten wir in der Meinung über diese Berliner Regierung überein, die hochgekommen war mit der Propaganda gegen das Heer und den Militarismus, jetzt aber die alten Offiziere und Frontsoldaten durch Werbung heranzog, um sich selbst zu stützen. Wir spürten, daß wir nur benutzt werden sollten. Immer noch dauerten die Versuche an, rein republikanische und sozialistische Truppen zu schaffen, aber diese Versuche scheiterten, weil Offiziere nicht gebacken werden können wie Pfannkuchen.

Bald erhielten wir die Formulare eines Verpflichtungsscheines, der besser lautete als der erste:

„Ich gelobe, daß ich mich als tapferer und ehrliebender Soldat und Seemann verhalten, der Verteidigung des Deutschen Reiches und meines Heimatstaates zu jeder Zeit und an jedem Ort meine ganze Kraft widmen, die vom Volke eingesetzte Regierung schützen und meinen Vorgesetzten Gehorsam leisten will."

Mancher tüchtige Soldat konnte jetzt mit gutem Gewissen unterschreiben, der früher durch die Ausdrücke „sozialistische Republik" abgeschreckt worden war. Der Zuzug des Gesindels jedenfalls ließ nach. Auch machte sich der neue Geist der Brigade bemerkbar. Als sein Denkmal setze ich hierher einen Aufruf, den 27 Mitglieder der Sturmkompagnie unterschrieben haben, um säumige Kameraden zur Verteidigung des Vaterlandes aufzurufen:

Rüstringen, den 11. März 1919.

Kameraden

von unserer einst so stolz-herrlichen Marine!

In Deutschlands schwersten Stunden treten wir an Euch heran. Werdet Euch darüber klar: Habt Ihr noch ein Vaterland? Wir glauben, wir haben es noch. Wir haben es trotz seines moralischen Zusammenbruchs, trotz der schmählichen Behandlung, die dem einen oder anderen unseres Offizierkorps widerfahren ist von — darüber seien wir uns klar — einem Teil unseres Volkes, der uns eben nicht schmähen kann. Wir haben ein Vaterland, das auch wieder genesen und auferstehen wird. Lebt in Euch noch dieses Vaterland, dann ist es Pflicht von Euch, auf die vorher das Volk stets mit Stolz gesehen, den Boden unserer Väter zu retten. Auf das Volk in seiner Mehrheit ist zur Zeit nicht zu rechnen. An uns liegt es, unter Überwindung aller Weltansichten und Parteigegensätze das Land seiner Wiedergeburt entgegenführen zu helfen. Wie es 1813 war, so wollen wir auch jetzt uns zusammenschließen, das Schwert in der Faust, den heimatlichen Boden zu schützen. Damals galt's dem korsischen Unterdrücker, heute dem gefährlichen Feind in Gestalt des Bolschewismus von außen und innen, der, wenn er hochkommt, Deutschlands und unser aller Untergang besiegelt.

Wir sitzen, diesen Aufruf verfassend, beim Reinigen der Knarre in der Kaserne, und zwischendurch steigt Arndts Vaterlandslied „Der Gott, der Eisen wachsen ließ", Offiziere Fähnriche, Kadetten des Sturmtrupps der „Marine-Brigade Wilhelmshaven". Und wir wenden uns an Euch alle: Kommt zu uns! Helft mit! Man hat uns vielfach den Vorwurf gemacht, wir hätten bei der Revolution versagt. Nein, *wir* haben nicht versagt, das werden ruhigere Zeiten ans Licht bringen. Wir werden auch jetzt nicht versagen.

In der Sturmkompagnie der „Marine-Brigade Wilhelmshaven“ haben sich bis jetzt etwa 30 Offiziere und Offizieraspiranten der Marine und Armee zu einem Offizierszug unter Führung des Leutnants Reinhardt (2. S.-B.), bisherigen Sturmführers im Marinekorps, zusammengefunden. Sie ist als zuverlässigste Kerntruppe der Brigade direkt unterstellt. Sie wird, das hoffen wir fest, durch ihr vorbildliches Auftreten und ihre Leistungen den Ruf der Marine im Lande und in der Geschichte wieder zu Ehren bringen und den ruhigen, ordnungsliebenden Elementen unserer Wehrmacht ein Kristallisationspunkt, um den sie sich scharen zum Heil unseres daniederliegenden Vaterlandes.

gez. Loch, Berlin. Tschirch. Tillessen. Beckurts. Wehrmann. Salzenberg. Göhring. Schmitz. Kleffel. Fischer. Boehm. Krüder. von Grothe. Klamroth. Wiegner. Schulz. Köhne. Hoffmann. Vandeloo. Ebert. Jakob. Brödermann. Jakobson. Benzler. Mothes. Tengelmann.

Bemerkung. Bedingung wie bei jedem Freikorps: Freie Bekleidung, freie Verpflegung, mobiles Gehalt, 5 Mark tägliche Zulage.

Siebentes Kapitel

Motto:

In Deutschlands schwersten Stunden, da treten wir ins Glied,
So wie wir uns gefunden, wenn alles weicht und flieht.
Soldaten, Kameraden! Wir halten fest am Vaterland!
Soldaten, Kameraden! Im Kampf mit Herz und Hand!

Und geht auch alles drunter und drüber in dem Reich,
Wir geben feste Zunder und hauen windelweich.
Soldaten, Kameraden! Macht mit der Schande endlich Schluß!
Soldaten, Kameraden! Schlagt tot den Spartakus!

Benzler, Fähnrich z. See

Die Brigade wird in Braunschweig eingesetzt. — General Maercker. — Ungeheuerliche Gerüchte. — Befehle. — Die kommunistische Seifenblase zerplatzt. — Schlappheit des Bürger-

tums Ursache der kommunistischen Größe. — Nach Thüringen. — Ich fordere Beschäftigung der Brigade. — Ab nach München. — Operationsbefehle. — In München ist der Teufel los. — Ich handle auf eigene Faust. — Bilder und Menschen. — Gefechtsberichte zur Illustration der Vorgänge.

Mitte April 19 stand es fest, daß die Brigade mit eingesetzt werden sollte, um die Kommunistenherrschaft in Braunschweig zu brechen. Wir wurden dem General Maercker unterstellt, der das freiwillige Landesjägerkorps kommandierte. Ihm ging der Ruf voraus, ein Spezialist in dergleichen Unternehmen zu sein.

Die Nachrichten, die einliefen, klangen gefährlich. Von weit vorgeschobenen Truppenpostierungen der Roten Armee war die Rede. Ein Kurier brachte die Meldung, bei Helmstedt sei gekämpft worden. Die Stärke der Kommunisten wurde von Leuten, die behaupteten, kundig zu sein, auf 15 000 Mann geschätzt mit 156 Geschützen.

Maerckers Operation ließ mich auf einen starken Feind schließen. Alles war sauber und vorsichtig gemacht. Das ist gewiß Vorbedingung für jeden Erfolg, aber die ganze Operation war wie eine würgende Schlinge angelegt. Mir fehlte der schonungslose Zugriff, der allein Respekt einflößt.

Für ehemalige Soldaten mag der Auszug aus dem Brigadebefehl über die militärischen Verhältnisse mehr geben als jedes Drumherumreden mit Worten. Ich lasse ihn darum folgen:

Auszug aus dem Brigadebefehl (Braunschweig).

2. Marine-Brigade Wilhelmshaven. — Brig. St. Qu., den 15. 4. 19.

1. Freiwilliges Landjägerkorps mit zugeteilten Truppen und Marine-Brigade sollen auf Befehl der Reichsregierung in Stadt- und Landgebiet von Braunschweig den

7*

völlig stillgelegten Bahnverkehr sowie Ordnung und gesetzmäßige Zustände wiederherstellen.

Deckwort: Munitionsempfang.

Beginn der Unternehmung in der Nacht vom 16. zum 17. IV. 19.

2. Mit einer Überrumpelung der Braunschweiger Aufrührer kann nicht gerechnet werden, da das Eintreffen der Regierungstruppen bekannt ist.

3. Es ist damit zu rechnen, daß die Regierungstruppen überall Widerstand finden werden.

4. Braunschweig wird von Norden, Osten und Süden angegriffen. Die westlich der Oker und nördlich der Bahn Braunschweig—Hildesheim gelegenen Arbeitervorstädte bleiben einstweilen unangegriffen. Die von Braunschweig nach Westen führenden Bahnen und Chausseen werden durch Kavallerie gesperrt.

5. Marine-Brigade rollt in 2 Kolonnen von Isenbüttel und Öbisfelde nach Braunschweig. Ausladebahnhof für Kolonne Isenbüttel ist Wendebrück (bei Dorf Wenden), für Kolonne Öbisfelde ist Rothenkamp oder Schandelah.

6. Unmittelbar nach dem Ausladen erfolgt der Aufmarsch. Marine-Brigade marschiert auf mit Kolonne Isenbüttel hart südlich Rühme, mit Kolonne Öbisfelde in Linie Querum—Gliesmarode. Rühme soll mit Schützengräben zur Verteidigung eingerichtet sein.

7. bis 8. —

9. Brig. St. Qu. Gliesmarode. Dorthin melden Angriffskolonnen, sobald sich Lage übersehen läßt, die voraussichtliche Zeit des beendigten Aufmarsches. Während des Aufmarsches ist in den Dörfern des Aufmarschgebietes eingehende Haussuchung nach Waffen vorzunehmen.

10. Der gleichzeitige Angriff erfolgt auf besonderen Befehl (voraussichtlich gegen Mittag). Brigade greift an zwischen Oker und Linie Nußberg—Kaiser-Wilhelm-Straße. Westlich der Oker ist keine Angriffskolonne. Südlich anschließend greift 5. Landjäger-Abteilung an. Trennungslinie zwischen Kolonne Werber (Isenbüttel) und Kolonne Puttkammer (Obisfelde) Weg Braunschweig—Querum.
11. Von Kolonne Werber sind zu besetzen und zu sichern: Gasanstalt, Schlachthaus, Nordbahnhof und Techn. Hochschule. Bei Kolonne Puttkammer ist besonderes Angriffsobjekt die Infanteriekaserne am Fallerslebertor. (Kasernement der 700 Mann starken Volkswehr und Niederlage zahlreicher M.-G.)
12. Sturm-K. wird zunächst der Kolonne Werber unterstellt, sie ist auf dem linken Flügel so einzusetzen, daß sie auf besonderen Befehl der Brigade zum Angriff gegen die Infanteriekaserne mit eingesetzt werden kann.
13. bis 18. —
19. Abzeichen des Landjägerkorps: Silbernes Eichenblatt und Eichenkranz.

gez. Ehrhardt

Von dem gemeldeten großartigen Widerstand war beim Vormarsch nichts zu spüren. Die Bauern nahmen meine Leute mit Freuden auf. Sie hatten genug von den idealistischen Kommunisten, die Butter, Eier und Würste der Bauern als Hauptsozialisierungsobjekte betrachteten. Auch in der Mißhandlung alter, grauhaariger Gemeindevorsteher zeigten sie sich groß.

Bei der Brigade gab es keinen nennenswerten Verlust. Beim Landjägerkorps fiel meines Wissens ein Hauptmann Koch, ein paar Mann wurden verletzt.

Nachricht kam: Die Arbeiter werfen ihre Waffen in den Schloßteich und in die Oker. Schneider Merges und Sepp Oerter, die Diktatoren Braunschweigs, verdufteten im Flugzeug. Der Vormarsch vollzog sich glatt, ohne Gegenwehr, nur vor Gliesmarode gab's einen kleinen Zwischenfall. Dort hatten sich die Arbeiterinnen aus der Konservenfabrik aufgestellt. Sie bauten auf die Schonungspflicht, die der Soldat gegen das weibliche Geschlecht zu üben hat, und schimpften und spuckten und krakeelten. Einer meiner Offiziere sammelte fünf Meldereiter und machte eine kleine Polizeiattacke. Das beruhigte auch den weiblichen Teil des Kommunismus, die Straße wurde freigegeben.

Unter dem Rufe: „Fenster zu, Türen zu!" zog die Truppe in Braunschweig ein. Noch mußte ja mit Straßenschießereien gerechnet werden, aber die bürgerliche Bevölkerung konnte sich in ihrer Freude nicht halten, bald winkten tausend blau-gelbe Fahnen. Junge Mädchen jubelten lachend, Mütter hoben ihre Kinder hoch und weinten, und die Soldaten riefen: „Steckt die Fahnen heraus!"

Ich hatte nicht geglaubt, daß die Gegenseite so jämmerlich ins Mauseloch kriechen würde. Aber bald merkte ich es, wie die Sache eigentlich stand. Nur der Schlappheit des Bürgertums war es zu verdanken gewesen, daß eine kleine Truppe von ein paar hundert „Matrosen" eine Terroristenherrschaft russischer Art hatte einrichten können, um herrlich und in Freuden zu leben. Schneider Merges und Sepp Oerter behaupteten, die Vertreter der Arbeiterschaft zu sein. Sie übernahmen die Regierung und wußten sich so zu gebärden, daß wirklich das Land vor ihnen zitterte.

Der einzige Protest, zu dem sich die Braunschweiger Bürgerschaft emporschwang, waren die Verse, die sie an den Sockel ihres Herzogsreiterstandbildes geschrieben hatte:

„Lieber Herzog, steig hernieder
Und regiere du uns wieder;
Laß in diesen schweren Zeiten
Lieber Schneider Merges reiten.“

Das Positive für die Brigade war, daß sie gute Bürgerquartiere erhielt. Es tat dem Soldaten wohl, seines Rockes wegen geehrt zu werden.

Einen Zwischenfall gab es draußen vor der Stadt. Arbeiter aus den Außenquartieren versuchten den Lebensmittelzug der Brigade durch Überfall zu nehmen. Sie wurden mit der Waffe abgewiesen.

Daraus war klar zu ersehen, daß die Kommunistenbestie zwar kuschte, aber immer noch auf dem Sprung war.

Maercker ist für seine unblutigen Operationen sehr gelobt worden. Was als Effekt dabei herauskam, zeigte das Beispiel Braunschweigs später deutlich. Der Staatsanwalt erließ zwar hinter Oerter und Merges einen Haftbefehl. Keiner führte ihn aus. Schneider Merges und Sepp Oerter kamen wieder und konnten ihre politische Rolle neu spielen. Eine unabhängige sozialistische Regierung drückte das Bürgertum wieder an die Wand. Endlich wurden einige Vertreter dieser Regierung wegen Verfehlung gegen das Strafgesetz hinter Schloß und Riegel gesetzt.

Maercker aber erwies es auch später, daß er kein Mann der Tat war. Oberst Bauer suchte ihn zu bewegen, die Nationalversammlung in Weimar aufzulösen und heimzuschicken. Der Gegenschlag gegen links hätte dann schneller erfolgen können. Aber Maercker scheute ein Durchgreifen, er fürchtete, eine solche Handlung könne eine gegenteilige Wirkung auslösen.

Ende April wurde die Brigade nach Rudolstadt, Saalfeld und Umgegend beordert, weil es in Mitteldeutschland bedenklich gärte. Die Truppe wurde weit auseinandergelegt

in die verschiedensten Ortschaften. Das ist immer eine Gefahr, selbst für eine gut durchgebildete, feste Formation. Aber ich war mir darüber klar, daß trotz des strammen Aussehens meiner Leute ich noch immer ängstlich jede moralische Belastung vermeiden mußte. Nur Dienst konnte die Leute zu wahren Soldaten machen. Aber bei der Verzettelung der Mannschaft ist ein geordneter, den Geist der Leute weckender Dienst nicht gut möglich.

Ich gönnte ja den jungen Leuten recht gern das Tanzen mit den Saalfelder Damen und die gute Maurionschokolade besonders den Seekadetten und Fähnrichen, aber darin lag doch nicht der Sinn der Truppe. Als richtiger Landsknechtsführer spähte ich darum aus, wo es etwas zu tun gebe im Reiche, das ehrenvoll wäre.

In München stand die rote Herrschaft in vollster Blüte. Diese Räterepublik schien etwas anders geartet zu sein als die braunschweigische. Darum machte ich nach Berlin eine Eingabe und bat um Genehmigung, mit meiner Truppe mangels Tätigkeit nach München zu gehen.

Die Genehmigung erfolgte, und die Brigade in einer Stärke von etwa dreitausend Mann rollte nach München.

In der Nacht vom 29. zum 30. April wurde die Brigade verladen, die Fahrt nach München begann. Mit Transportzuggeschwindigkeit rollten wir durch Thüringen und Bayern. Die Landbevölkerung begrüßte die Soldaten, die Ordnung schaffen sollten. In den Städten Bayerns spürten wir rote Stimmung und partikularistische Abneigung. „Was wollt ihr Saupreißen da?“ hieß es. Schade, denn ich bin ausgerechnet Süddeutscher. Wir verloren Zeit, da dreißig oder vierzig Kilometer vor der Stadt München Gleise aufgerissen waren. Eine hinausgejagte Lokomotive lag als Sperre auf dem Bahndamm.

Ein in allen Farben angestrichener Panzerzug Nr. 25 überholte uns. Mir war's ein Beweis, daß die Leitung

die Aufgabe als schwer ansah. Exzellenz von Oven war der Oberstkommandierende. Unsere Brigade war als Gruppe dem Obersten Detjen unterstellt. Alle Nachrichten lauteten ernst. Es wurde von einer Armee von 60 000 Mann gefabelt. Aber ich glaubte nicht daran, denn ich erinnerte mich an die Übertreibungen beim Braunschweiger Unternehmen.

Am 1. Mai zwischen vier und sieben Uhr wurde bei Oberschleißheim ausgeladen. Oberst Detjen, der den Oberbefehl über die gesamte Nordostgruppe hatte, hielt eine Besichtigung ab. Die Einweisung in unsere Aufgabe erfolgte. Wir sollten an der Vorstadt haltmachen, um uns mit den Flügelgruppen in Verbindung zu setzen und am nächsten Morgen einen planmäßigen, militärisch geordneten Vormarsch auf die Stadt anzutreten.

Mein Operationsbefehl lautete:

Brig. St. Qu., 30. April 1919.

Operationsbefehl

1. Vom Feinde in München usw. keine weiteren Nachrichten.
2. Nach dem Ausladen sind zwei Operationsabschnitte zu unterscheiden:
   a) Aufmarsch,
   b) Vormarsch.
3. Von Gruppe Detjen marschieren auf:
   2. Marine-Brigade hart südlich Oberschleißheim,
   K. S. K. 11 . . . . . hart nördlich Oberschleißheim,
   K. S. K. 14 . . . . . hart südlich Garching.

   Die westlich anschließende Truppe soll sich am 30. April in den Besitz von Dachau setzen und mit ihrem linken Flügel, längs der Straße Oberschleißheim—Milbertshofen vorgehend, den Würmkanal überschreiten. Auf-

marschgegend z. Z. des Eintreffens der Marine-Brigade unbekannt.

4. Von der Marine-Brigade marschieren auf:
3. Regmt. in und um Hochmuthingen und Lustheim (östlicher Teil von Oberschleißheim),
4. Regmt., Sturm-K., Feldartl.-Abtl. 2, Brigade-Stab und Kraftfahrer-Abteilung in und südlich Oberschleißheim, ausschließlich Bahnhof und Lustheim.

5. Anordnungen zur Sicherung treffen die Führer der jeweils zuerst eintreffenden Transporte, nach Eintreffen der Regimentskommandeure diese für die zugeteilten Aufmarschstreifen.

6. 3. Regmt. besetzt während der Aufmarschzeit Neuherberg unter starker Sicherung. Die Besetzung ist jedoch nur bei Tageslicht durchzuführen. 4. Regmt. sucht bei Tageslicht Verbindung mit westlicher Anschlußtruppe (Gruppe Friedeburg). Die Linie Feldmoching—Neuherberg ist in Richtung München hierbei jedoch nicht zu überschreiten.

7. Brig. St. Qu. Bahnhof oder Schloß Oberschleißheim.

b) Vormarsch.

8. Vormarschstreifen: 4. Regmt. zwischen den Wegen Oberschleißheim—Milbertshofen und Oberschleißheim—Neu-Freimann (beide Straßen ausschließlich). Dem 4. Regmt. wird die Bootskanonenbatterie zugeteilt und unterstellt. 3. Regmt. Straße Oberschleißheim—Neu-Freimann (einschließlich) und östlichen Rand der Wälder östlich der Straße. Dem 3. Regmt. werden zugeteilt und unterstellt: Sturm-K. und 1 Batterie.

9. Brigade-Reserve: 1 Kompagnie vom 3. Regmt. (vom 3. Regmt. zu bestimmen), Stab Feldartillerie-Abteilung 2, 2. Batterie. Führer der Brigade-Reserve Major Hederich. Die Brigade-Reserve schließt sich dem Vormarsch des 3. Regmt. mit ein km Abstand an.

10. Alle Fahrzeuge mit Ausnahme der Minenwerferwagen marschieren auf der Straße: Oberschleißheim—Neu-Freimann. Führer Kptlt. Schuster. Von jedem Regmt. und der Abtl. ist außerdem ein energischer Führer zu bestimmen. Die Fahrzeuge sammeln sich zu einer noch zu bestimmenden Zeit. Die des 4. Regmt. mit dem Anfang bei Hochmuthing, die der Artillerie hart südöstlich Schloß Oberschleißheim, die des 3. Regmt. mit dem Anfang bei Neuherberg. Für Kraftwagenabteilung ergeht Sonderbefehl.

    Die Fahrzeuge haben auf dem Wege zur Versammlung und beim Halten die Straße frei zu machen und scharf rechts ranzugehen. Sie werden von der Brigade den Truppen zeitgerecht wieder zugeführt.

11. Brigade marschiert beim 3. Regmt. Dorthin Meldungen.

12. Ich weise ernstlich darauf hin, daß sich die Truppe bei allen Aufgaben nicht in Sicherheit wiegt in dem Glauben, der Verlauf der jetzigen Operation müßte der von Braunschweig ähneln. Besonders müssen die vordersten Sicherungen und Sperrposten auf der Hut sein und jedes Herankommen von Bevölkerung, auch wenn es scheinbar nur in friedlichster Absicht geschieht, verhindern. Die Brigade wird rechtzeitig benachrichtigen, wann in der Stärke der Sicherungen nachgelassen werden kann. — Aus dem gleichen Grunde sind die Truppen in den ersten Tagen geschlossen in Alarmquartiere zu legen.

13. Alle Reibereien aus völkischen Gegensätzen sind mit der Bevölkerung zu vermeiden.

gez. Ehrhardt, Korvettenkapitän

Gegen Mittag nahmen wir den Vormarsch auf und erhielten Artillerie- und Infanteriefeuer, das sofort ver-

stummte, als die Gegenwehr einsetzte. Am Bahndamm sollte befehlsgemäß haltgemacht werden. Es fing an zu schneien und war sehr kalt, so daß mir ein Übernachten der Truppe auf offenem Felde untunlich schien.

Nachricht auf Nachricht kam aus der Stadt, Deputationen von Bürgern, Gruppen von jungen, ehemaligen Feldoffizieren mit Ausweispapieren. Alle baten sie um schnelle Hilfe. Die Kommunisten hatten Geiseln gemordet! Die Zahlen der Umgekommenen wurden stark übertrieben, zugleich aber hörten wir, daß die Bürgerschaft, erbittert über die Grausamkeit der Roten, zur Selbsthilfe geschritten war und im ungleichen Kampf stände. Ich schickte einen Offizier voraus, der nicht durchkam.

Da entschloß ich mich, mit meiner Truppe auf eigene Faust zu handeln, rücke auf meinem Sektor eigenmächtig vor und stieß in die Stadt hinein.

Das Wagnis hatte, weil die Roten unseren Angriff für den 2. erwarteten, den Erfolg der Überraschung. Im ganzen ging alles glatt. Die Truppen, die über die Leopoldstraße hineinbrachen und sich zur Ludwigstraße ausbreiteten, wurden mit Jubel als Befreier empfangen. Eine kleinere Abteilung, die bis zum Hauptbahnhof vorstieß, erhielt freilich eins auf die Nase. Unser Feldtelegraphenwagen verfuhr sich, wurde unter Feuer genommen und die Mannschaft ermordet.

Ich selbst fuhr im Kraftwagen der Truppe nach, versäumte aber die richtige Straße und geriet in die Nähe der Ursulakirche direkt ins feindliche Lager. Mit großen Augen schauten mich die Leute an, ein Mann winkt verstohlen und eilig: Macht, daß ihr wegkommt! Eine brüllende Rotte kommt aus Häusern gestürzt, mein Fahrer lenkt rückwärts ums Eck, gerade noch kommen wir davon. Ein paar Schüsse pfeifen hinter uns her, ohne uns zu treffen.

Um ein Bild von den Leistungen der Truppe zu geben, lasse ich zwei Gefechtsberichte der Sturmkompagnie und die Aufzeichnung eines Feuerwerkers über die Kämpfe am Sendlingertorplatz folgen:

Gefechtsbericht der 3. Gruppe des 1. Zuges in München.

Rückeroberung eines 10,5-cm-Geschützes.

Am Spätnachmittag des 1. Mai 1919 trennten sich die zwei Gruppen des 1. Zuges, die bisher gemeinsam am Stachus operiert hatten. Die 3. Gruppe (Tillessen), jetzt 2. Gruppe (Fischer), blieb auf dem Platz, um die protestantische Kirche von vorn anzugreifen, von der aus der Gegner noch immer heftig mit M.-G. feuerte. Die 1. Gruppe (Berlin) marschierte dagegen unter Führung eines „Weißgardisten" durch eine Seitenstraße ab, um durch Umfassung von hinten die Einnahme der Kirche zu erleichtern. Von dem Augenblick der Trennung an wurde die 1. Gruppe erst wieder im Quartier gesehen (Akademie der bildenden Künste).

Nach längerem heftigen Feuer gelang es der Gruppe Tillessen, die Kirche zu erreichen, der Gegner war jedoch spurlos verschwunden. In Stoßtruppformation ging's an der Kirche entlang; einige „Weißgardisten" hatten sich zu uns gesellt. Die Dunkelheit brach rapide herein. In dem herrschenden Dämmerlicht hob sich der brennende Zeitungskiosk auf dem Karlplatz magisch gegen den dunklen Abendhimmel ab. Der schwach erleuchtete Hintergrund war schwarz umsäumt von einer nach Hunderten zählenden Menschenmenge. War sie uns freundlich gesinnt? Jedenfalls waren es nur typische Verbrecherphysiognomien, die in fieberhafter Erregung dem Kampf zusahen, um im Falle eines Fortschritts der „Rotgardisten" sofort deren Partei zu ergreifen.

Unser Häuflein in Gesamtstärke von 12 Mann war inzwischen an eine Ecke der Kirche gekommen, und Tillessen

wollte als Erster hinter dieser verschwinden, als er im selben Augenblick aus dem schräg gegenüberliegenden Café „Orient" heftig beschossen wurde. Also hier saß der Gegner und stellte sich von neuem zum Kampfe. Ein Vorwärtskommen ohne eigene Verluste war auf dieser Seite ausgeschlossen, daher wurde ein Teil vom Korporal um die Kirche herumgeschickt, und Wiegner warf von dort im Schutze einer Freitreppe und mehrerer entsicherter Karabiner eine Handgranate gegen den Cafégarten, in dem ebenfalls Schützen des Gegners saßen. Diese Handgranate war ein Versager, jedoch folgte bald die zweite und dritte, von unserem Matador im Weitwurf geschleudert. Diese taten ihre Wirkung. Zwei ungeheure Explosionen in der augenblicklich ruhigen Straße; splitternde Scheiben, Hurrarufen der stürmenden Gruppe, alles nur in einer Spanne von wenigen Sekunden. Das Café war genommen, und das Nest war wieder leer. Bei der nun einsetzenden intensiven Hausdurchsuchung wurde nur eine Kellnerin zutage gefördert, die bei Beginn des Gefechts der Schreck dahin getrieben hatte, wo auch der Kaiser zu Fuß hinzugehen pflegt, und die dort durch eine verlorene Kugel am „Arm" leicht blessiert worden war. Im übrigen hatten sich die Spartakisten bereits bei der ersten Handgranate zurückgezogen.

Tilly sah das Aussichtslose des ungleichen Kampfes ein. Die 1. Gruppe blieb immer noch aus, befand sich wahrscheinlich schon auf dem Rückmarsch, was sich auch später bewahrheitete. Allein konnten wir nichts erreichen, daher wurde gegen 8 Uhr abends Heimkehr befohlen. Beim Passieren der Schommerstraße wurden wir von einem unserer „Weißgardisten" darauf aufmerksam gemacht, daß am Ende dieser Straße ein 10,5-cm-Langrohrgeschütz stände, das Spartakisten am Nachmittag dieses denkwürdigen Tages Regierungstruppen (Marine-Brigade kommt selbstverständlich nicht in Betracht) abgenommen hätten. Jetzt fand auf offener Straße

Kriegsrat statt: Sollten wir das Geschütz mit unseren paar Mann holen oder nicht? Unser Reservegruppenführer, der alte Mentor und Seebär Sab Sauermilch, riet ab mit den Worten: „Kinder, scheidet aus, es geht nicht ohne Verluste", in welcher Absicht er von dem „85er" Roß, der als Armeeleutnant unser einziger zurzeit anwesender „Fachmann" im Landkrieg war, unterstützt wurde, indem er unser Vorhaben von seinem Standpunkt als Infanterist als „aussichtsloses Unterfangen" bezeichnete. Wir anderen stärkten aber unserem lieben Tillessen das Rückgrat. Fischer sagte z. B. nur ganz stur: „Die Kanone holen wir", und so wurde es nun auch gemacht. Nach diesem kurzen Intermezzo wurde der Stoßtrupp in zwei Hälften geteilt, und der Vormarsch wurde im Schutze der beiden Häuserfronten im Eilschritt angetreten. Rufe, wie „Fenster dicht!", fanden bei der nicht seemännisch geschulten Bevölkerung nur nach mehrmaliger Wiederholung Gehör. In jedem Torbogen der Gasse stand eine Menge fragwürdiger, finster dreinblickender Gestalten. Aber keiner wagte zu mucksen. Überschätzte das Gesindel unsere Stärke oder waren es lauter Waschlappen? Wir kamen jedenfalls unbelästigt die Straße entlang, passierten die Zweigstraße im Laufschritt und entdeckten endlich am Ende der Schommerstraße das gesuchte Geschütz, an dessen Lafette ein Wischstock mit roter Fahne befestigt war. Tillessen, Sauermilch und noch ein bis zwei Mann stießen bis zur nächsten Querstraße, der Schillerstraße, vor, während der Rest der Gruppe unter Fischers bewährter Führung an das Seeklarmachen des Geschützes ging. Mitten in den Vorbereitungen wurden wir durch ein wahnwitziges Geschieße gestört. Tilly war nämlich kaum auf die Schillerstraße gekommen, als aus einem schräg gegenüberliegenden Hause ein M.-G. im Verein mit zirka 30 Schützen auf uns ein nicht erwartetes Schnellfeuer eröffnete, das an Heftigkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Der Kalk spritzte, in Funkengarben gehüllt, aus den Ein-

schußlöchern der meist zu hoch gelegenen Geschosse. Durch schnelles Abschießen der Parabellumpistolen wurde von uns M.-G.-Feuer nachgeahmt, dabei immer in eine Menschenmenge reingehalten, die gerade zum Sturmlauf ansetzte. Das Pistolenschießen verfehlte seine Wirkung nicht. Die Menge stockte, das feindliche Feuer verstummte. Während dieser Vorgänge war das Geschütz im Nu besetzt worden, Fischer am Lafettenschwanz als Rudergänger. So schnell wie hier ist wohl noch nie ein Geschütz dieses Kalibers von fünf Mann transportiert worden; im Laufschritt die Schommerstraße hinauf, an der sich immer noch völlig passiv verhaltenden Einwohnerschaft vorbei bis zum Stachus. Hier kurze Rast und dann zurück, um die Nachhut aufzunehmen; wir trafen sie bereits auf dem Rückweg. Es war ihr mit Erfolg gelungen, der Geschützbedienung den Rücken zu decken. — Jetzt ging's am brennenden Zeitungskiosk vorbei zur Akademie der bildenden Künste, wo wir nach dreiviertelstündigem Marsche wohlbehalten eintrafen. Als Belohnung erhielten wir eine wohlverdiente „Zigarre" durch unseren Kompagnieführer, aber man konnte doch den Stolz in seinen Worten wahrnehmen, über die mit „Sehr gut!" bestandene Feuertaufe der Gruppe Tillessen sowie der ganzen Sturmkompagnie.

Gefechtsbericht der 1. Gruppe des 1. Zuges vom 1. Mai 1919.

Sehnsüchtig des Befehls zum Vorgehen wartend, stand die Kompagnie im Garten des Schlosses des Prinzen Luitpold, als die 1. und 3. Gruppe den höchst ehrenvollen Auftrag bekamen, für die Kompagnie Alarmquartiere zu machen, und zwar sollte der Kunstakademie die zweifelhafte Ehre zuteil werden, uns aufzunehmen. Sehr beglückt waren wir allerdings nicht ob dieses Befehls, da wir uns mit unserem einfältigen Untergebenenverstand einbildeten, daß das Quartiermachen eigentlich nicht die Hauptsache beim

Rauswerfen der roten Halunken wäre, aber was bleibt einem armen Soldaten anderes übrig, als das zu machen, was die Führer in ihrer Machtvermessenheit ihm befehlen zu können glauben. So zogen wir denn betrübt von dannen, fürchtend, daß die anderen unterdessen ohne unser Beisein Heldentaten verrichten könnten. Geführt von den begeisterten Münchener Bürgern, kamen wir bald ans Ziel — wenn auch nicht unserer Wünsche, so doch unseres Auftrags. Der Portier führte uns in einen wundervollen Modelliersaal, dessen einziger Fehler in der niederdrückenden Tatsache bestand, daß sich nicht ein einziges Möbel darin befand, welche Kalamität sich in diesen heiligen Kunsthallen leider auch nicht beheben ließ. Gott sei Dank hatte der Raum auch einige Ecken, so daß wir nicht in die Verlegenheit kamen, unsere Köpfe zu zerbrechen, wohin wir unsere Sachen legen sollten. Kaum hatten wir von diesem fabelhaften Luxus Gebrauch gemacht und angefangen, die Plätze einzuteilen, als plötzlich Leutnant z. See d. Res. van de Loo, unser derzeitiger Feldwebel, atemlos hereinstürzte und uns mit fürchterlichen Alarmnachrichten in begreifliche Aufregung versetzte: Unsere Kompagnie sollte am Stachus von den Spartakisten umzingelt sein und bäte dringend um Hilfe, ferner hätten die „Roten“ einem anderen Truppenteil mehrere Geschütze abgenommen, der sie mit unserer Hilfe gern wiederholen möchte, und dann wären auch die „Weißgardisten“ für eventuelle Unterstützung sehr dankbar. Jetzt kamen wir uns natürlich äußerst wichtig vor, da ja anscheinend das Wohl und Wehe der Stadt München von uns abhing. Schnell beluden wir uns wieder mit Mantel, Handgranatensack, Karabiner usw. und folgten der Führung van de Loos, der wiederum von einem „Weißgardisten“ geführt wurde. Gegen solche Führung mußte unser eigentlicher Führer, Oberleutnant z. See Berlin, ganz verschwinden, der sich als einfacher Sturmsoldaten-

Korporalschaftsführer seiner Abzeichen entledigt hatte — wie wir alle —, während van de Loo im Schmucke derselben prangte und sich infolgedessen auch als unser Oberbefehlshaber fühlte. Im Laufschritt ging es durch die uns unbekannten Straßen, bis wir von weitem heftiges Schießen hörten und dann in dieser Richtung weiterliefen, bis wir zur Kaufingerstraße kamen, die vollständig menschenleer war; nur in den Seitenstraßen drängte sich das Volk zuhauf und riet uns dringend ab, die Straße zu überqueren, die in der Tat unter Feuer lag. Jetzt wurde großer Kriegsrat abgehalten. Mittlerweile war es auch dunkel geworden, nur der in Brand geschossene Kiosk am Stachus erhellte die Gegend schaurig schön. Uns war nun vom Laufen im Mantel ziemlich warm geworden, und wir versuchten, Berlin von unserer Ansicht zu überzeugen, daß es zunächst das Beste sei, uns dieses überflüssigen Möbels zu entledigen und es in einem in der Nähe befindlichen Restaurant zu deponieren. Mit dieser Soldatenrat ähnlichen Zumutung fanden wir leider keine Gegenliebe. Jetzt wurden wir, jeder von den uns umringenden Zivilisten und „Weißgardisten", mit den verschiedenartigsten Ratschlägen bestürmt: Es wäre am besten, wenn wir die „Roten" umfaßten, das wäre ganz einfach, da brauchten wir nur diese Straße lang zu gehen und dann die, und dann wäre in einer rechten Seitenstraße die evangelische Kirche, und dann brauchten wir nur die beiden Maschinengewehre zu nehmen, das übrige ergäbe sich dann auch ganz von selbst; oder aber wir sollten rechts und links vom Stachus vorgehen, dann hätten wir sie in der Mitte — das ginge aber nicht, meinten wieder andere, da hätten sie viele Häuser mit Maschinengewehren besetzt usw. usw. Währenddessen machten wir nun auch Berlin Vorschläge, wie es unbedingt gehen müsse, während Leutnant z. See Schmitz behauptete, im Mantel überhaupt nicht weiter gehen zu

können. Inzwischen wurde überall geschossen mit Gewehren und Maschinengewehren, man wußte bloß nicht woher. Wir formierten uns jetzt als Stoßtrupp und liefen einzeln über die Straße, dann durch das Karlstor bis zur Ecke am Stachus, wo wir nicht weiterkonnten, da der ganze Platz unter M.-G.-Feuer lag. Zehn Schritte vor uns stand ein alter Herr als „Weißgardist" hinter einer Litfaßsäule und schoß in aller Seelenruhe einen Schuß nach dem anderen ab; ob er bei der Dunkelheit etwas getroffen hat, bleibt allerdings dahingestellt. Jetzt befahl Berlin, daß Oberleutnant z. See Tillessen mit seiner Gruppe an dieser Ecke stehen bleiben sollte; die erste Gruppe ging wieder zurück, nicht ohne vorher noch einige Schüsse auf die M.-G.'s, die bei der evangelischen Kirche standen, gelöst zu haben. Wir wollten jetzt durch eine Nebenstraße zur Kirche gelangen, um eventuell von hinten die M.-G.'s zu überrumpeln. Aber schon bei der ersten Querstraße empfing uns wieder M.-G.-Feuer, so daß wir auch hier nicht weiterkonnten. Dasselbe Bild wie zu Anfang bei der Kaufingerstraße wiederholte sich, auch Schmitz schimpfte wieder über seinen Mantel; wieder war guter Rat teuer. Dabei waren unsere Kameraden wahrscheinlich in höchster Gefahr, und bei uns sah es auch fast so aus, als ob wir in der Patsche säßen. Nach kurzer Beratung mit den „Weißen", bei denen man nie wußte, ob sie nicht 10 Minuten vorher mit einer roten Armbinde geschmückt waren, konzentrierten wir uns von neuem rückwärts, um uns mit der Gruppe Tillessen wieder zu vereinigen. Als wir an die Ecke kamen, wo wir sie zurückgelassen hatten, war natürlich niemand mehr von ihnen zu entdecken. Jetzt hatte es für uns keinen Zweck mehr, auf eigene Faust etwas zu unternehmen, und wir traten in geordneter Schlachtreihe den Rückzug an, um beim Stabe weitere Befehle zu empfangen. Unterwegs trafen wir einen Mann unserer Brigade, der behauptete, ein Ver-

wundeter der Sturm-Kompagnie wäre in die Universitätsklinik geschafft worden. Wir wendeten unsere Schritte also dahin, um zu erfahren, wo eigentlich die Kompagnie steckte. Wie vorauszusehen war, wußte natürlich dort kein Mensch etwas von einem Verwundeten. Also weiter zur Kunstakademie. Dort angelangt, fanden wir nur unsern Kompagnieführer, der händeringend seine Kompagnie suchte, die ohne seinen Befehl abmarschiert war; er war freudig erregt, wenigstens uns wiederzusehen. Die Kompagnie sollte sich in ernster Lage befinden, wie er gehört hatte; die erbetene Verstärkung solle von hier aus abmarschieren und wir sollten uns anschließen. Aber die „Hilfstruppen" waren noch nicht erschienen, als auf einmal die Gruppe Tillessen ankam und ein Geschütz mitschleppte, das sie auf der Schommerstraße den Spartakisten abgenommen hatte. Bald darauf vernahm man den Gesang rauher Männerkehlen; da schien ja die Kompagnie zu kommen. Und richtig; nach kurzer Zeit löste sich aus dem Dunkel eine stahlbehelmte Truppe, einige kurze Kommandos und Oberleutnant z. See Loch meldete die Kompagnie unversehrt ihrem Führer zur Stelle.

Am Sendlingertor

Sollte das alles sein, sollte wirklich trotz der tollen Knallerei bei unserm Einzuge inmitten der Stadt und rechts keine Arbeit mehr für uns da sein? Ungeheure Gerüchte waren uns am Morgen ans Ohr geflogen: 30 Geiselmorde sind verübt worden, noch weitere folgen, die Spartakisten geben München nicht her. Und doch glich bis gegen 4 Uhr nachmittags unser Einzug dem in Braunschweig. Schwarz-weiß-rote Fahnen wechselten an den Häuserfronten mit blau-weißen ab. Blumen wurden uns entgegengeworfen,

Zigarren, Wein, Schokolade und anderes mehr rechts und links verteilt. Manch' alte Dame trocknete sich vor Freude ihr tränenfeuchtes Auge. Hüteschwenken der Männer, ihre Augen leuchteten: „Die Preußen kommen!“ „Recht, daß ihr kommt, keinen Tag später dürfte es sein“ usw. waren ihre Rufe. Die jungen Mädchen bahnten sich durch die Menge den Weg, das Prinz-Luitpoldpalais war zunächst unser Ziel. Wir waren mit die ersten. Von verschiedenen Seiten her erklang Musik, Husaren, Artillerie und andere Truppen zogen von Norden her ein.

Der Kompagnieführer holte Befehl ein. Gewiß, der Einzug war schön, doch bei allen, die da und hier auf ihren Stahlhelmen oder auf dem Boden saßen, sich an Brot und Tee stärkten, konnte man trotz der Anstrengungen vom frühen Morgen an die Enttäuschung vom Gesicht ablesen. Die Spannung hatte nicht ihren Ausgleich, die Entspannung, gefunden. Wieder keine Arbeit? Entziehen sich auch hier die feigen Mordgesellen der Strafe und dem Kampfe durch die Flucht? Immer noch hörte man das Krachen der Handgranaten, auch Artillerie setzte ein. Warum holt man uns nicht? „Wo ist der Führer?“ sagte ein Zivilist mit aufgeregtem Gesicht, umgeschnallt und weißer Binde um den Arm. „Was ist das für einer?“ Eine Bürgerwehr hatte sich in der vergangenen Nacht gebildet. Ein „Weißgardist“. Man drängt sich um ihn, kurzes Unterhandeln. Flink greift eine Gruppe nach ihren Karabinern, Stahlhelm auf. Schon steht sie geschlossen. Ihre Augen blitzen: Aha, jetzt geht's an den Feind. Die anderen sind fast neidisch. Da kommt noch einer, eine weitere Gruppe rückt ab. Der Kompagnieführer ist noch nicht zurück. Wir sollen also nur zusehen? Plötzlich heißt's, am Sendlingertor sitzt die Hauptmacht der Spartakisten, die Pettenkofer- und anliegenden Straßen sind verseucht von ihnen. Die „Weißgardisten“ haltens nicht mehr, sie brauchen dringend Hilfe. Noch ist das Kommando

nicht gegeben. Gruppe Tschirsch und Beckurts und die beiden M.-G.-Gruppen, alles unter dem Befehl des Oberleutnants z. See Loch, stehen bereits. Wir wollen auch zu tun haben. Auf eigene Verantwortung, los!

Wer dachte an Müdigkeit. Im Sturmschritt gings die Prinz-Leopoldstraße hinauf, unsere Schritte hallten laut. „Hurra, hoch die Preußen!" Taschentücher winken, Reihen von Rauchwaren, das alles hielt uns aber nicht auf, nur ran. Da liegt das Rathaus. Es ist schon halbdunkel. In der Sendlingerstraße rollen sich die Infanteriegruppen auf, je eine zu beiden Seiten und zur Deckung links und rechts das zweite M.-G. Rouleaux verschließen die meisten Schaufenster. Hin und wieder fällt ein Schuß, der scharf und abgerissen widerhallt. Ist es die Aufregung? Einen finsteren Eindruck macht die Straße. Die Gesichtszüge der müßigen Gaffer zeigen teils Ängstlichkeit, teils sind sie herausfordernd und frech. „Fenster zu, es wird geschossen!" so hallte es bald vorn, bald hinten. Ein Schuß verscheucht die Neugierigen von den Fenstern, man kann nicht wissen, wie ihre Gesinnung ist. In der nächsten Minute schießen sie vielleicht meuchlings von hinten in unsere Reihen. „Fenster frei, Fenster zu!" so erschallt es immer wieder. Noch sind wir nicht da, über eine halbe Stunde müssen wir schon gelaufen sein. Vor uns wird geschossen. Pieh, peng. Singend und klatschend schlagen die Handwaffengeschosse auf das Pflaster und in die Mauern. Zahlreiche zerschossene Scheiben und weiße Kalkabsplitterungen zeigen, daß hier schon heiß gekämpft worden ist. Da ist das Sendlingertor. Die Gruppen machen Halt. „Weißgardisten" stehen hinter den Pfeilern, einige vor dem Tor unter dem Schutze des großen Bogenlampenträgers. Noch ehe wir richtig rankommen, beginnt eine wüste Knallerei. Von allen Ecken scheint es zu feuern. Kalk und Mörtel spritzen von den Häusern. Viel sehen kann man nicht, weil durch das Tor die Geschosse wild

durchpfeifen. Die Spartakisten sind vor uns in guter Deckung hinter den Bäumen der vor uns liegenden Anlagen und in den Häusern und Kellern. Ein Schießen unsererseits hat zunächst kaum Zweck, weil man niemanden sieht, obwohl ihre Geschosse uns nur so entgegenfegen. Es ist zum nervös werden. Auch bei uns schießt man. Die heruntersausenden Kugeln glaubt man aus den Fenstern der umliegenden Häuser geschossen. Man schießt nach oben, man sieht dort etwas und da, obwohl am Ende nichts vorhanden ist. Es ist wie bei jedem ersten Treffen die Aufregung, namentlich bei denjenigen, die noch keine Feuertaufe erhalten haben. Ulkig ist einer der Flammenwerfer. Mit einer Pistole aus Großvaterzeiten schießt er in halb stehender, halb kauernder Haltung, ab und zu ängstlich nach oben schauend, den Arm weit um einen schützenden Torpfeiler streckend, um diesen herum, seiner Ansicht dem Gegner zu. Nie wird wohl aber eine seiner Kugeln ihr Ziel finden. Er sieht ja nichts, aber er schießt mit. Unwillkürlich denke ich an den Aufstand 1911 in China, wo ich in Hankau die zurückgehenden Rebellen beobachtete. Sie setzten oft ihr Gewehr 88 auf das Knie, steckten einen Laderahmen mit Patronen in die Kammer und schossen blindlings aus dieser Stellung in die Luft. Kein Wunder, daß so viele Geschosse in unsere Niederlassung hereinsausten und manchen Unbeteiligten dahinrafften.

Irgend etwas mußte veranlaßt werden. Zum „Hinter-der-Mauer-stehen" sind wir nicht gekommen. „Erstes Gewehr, Achtung!" erschallt plötzlich Oberleutnant z. See Wehrmanns Stimme. „Achtung!" ist die Antwort. Ich sehe eben noch einmal nach dem zweiten Gewehr Feldw.-Lt. Richers hinüber. Seine Bedienung hat Deckung genommen. „Sprung — nach dem Ringhotel!" heißt es weiter. Nun aber los. Die eben eingesetzte Feuerpause ist im Nu beendet, ein Geschoßhagel überschüttet uns. Wie wir die 200 Meter über den freien Platz gekommen sind, ohne getroffen zu

werden, ist mir heute noch ein Rätsel, gewiß auch ein Zeichen dafür, daß die Luft sehr viel Raum läßt zum Vorbeischießen. Die große Eingangstür ist noch verschlossen. Das kann ja gut werden. Das Feuer konzentriert sich auf uns. „Eine Handgranate! Sprengt die Tür!" Zur rechten Zeit kommt gerade ein Gast mit den Schlüsseln, der nur in der Hast nicht gleich das Schlüsselloch finden kann. Noch ist keiner getroffen. Zu fünfen stürmen wir durch die sich öffnende Pforte. „Wo ist der Aufgang?" „Sofort, sofort!" sagt der Sachse mit seiner singenden Mundart, die Tür verschließend und auch schon von den grausigen Vorfällen berichtend. Wir sind inzwischen schon im zweiten Stock. Die Mäntel sind hier reichlich überflüssig, so gute Dienste sie uns auch am Morgen geleistet haben. Noch drei Stockwerke hinauf. Ich mit meinem M.-G. immer dicht hinter meinem Führer bleibend. Die Puste geht fast aus. Zeternde Frauen kommen heraus. „Ach, soll hier geschossen werden. Mein Gott!" Andere packen ihre Koffer und stülpen dabei alles auf den Kopf und werden nie fertig. Unser „fürchten Sie nichts, bleiben Sie in Ihren Zimmern" scheint Beruhigung zu bringen. Endlich haben wir das Fenster erreicht, aber von der steilen Höhe ist kaum etwas Wirksames mit dem M.-G. zu erreichen. Also weiter. Wie die Besessenen stürmen wir hinunter. Der zweite Stock ist's. „Ist kein Eckzimmer da, das zwei Fronten bestreichen läßt?" Das muß die richtige Front sein. Hinein ins Zimmer. Die Jalousie wird vorsichtig und schnell, soweit wie es nötig ist, hoch und nach vorn geholt und das M.-G. in Stellung gebracht. Unten nimmt das Feuer noch einmal seinen Höhepunkt, dann tritt Ruhe ein. Noch sind wir unbeachtet. Die „Weißgardisten" an der Ecke Müllerstraße sind plötzlich weg. Auch der Platz unter der Bogenlampe ist geräumt. Wie wir später erfuhren, ist dort der Kunstmaler Hammer tödlich verwundet worden. Noch am Abend ist er seiner Wunde erlegen.

Im Felde als Reserveoffizier war es ihm nicht vergönnt gewesen, hier mußte er in der Heimat, von Bruderhand getroffen, das Zeitliche segnen. Schande hast du dir auferlegt, deutsches Volk. Nicht eher darfst du ruhen, bis der Schandfleck rein gewaschen ist. Feldw.-Lt. Richers und der Sanitätsgast Schüßler haben ihm den ersten Verband angelegt. Letzterer erhielt dabei einen Handschuß, trotzdem ruhte er nicht eher, als bis der Schwerverwundete verbunden und in Sicherheit war. Erst dann dachte er an sich. Trotz des Knabengesichts war männlicher Geist in ihm.

„Gewehr ist geladen“, meldete ich und überhole im Geiste die zur Verfügung stehenden Patronen. Wo ist Schröder? (Seekadett.) 750 Patronen haben wir nur. Das ist nicht viel. Der fünfte Mann ist ein republikanischer Soldat, dessen M.-G. unten vor unserem Fenster auf dem Fahrweg steht und heute morgen wegen einer nicht zu beseitigenden Störung und dem Vordringen der Spartakisten im Stich gelassen werden mußte. Er hat eine Handgranate. Also sparsam sein mit der Munition, es ist nicht ausgeschlossen, daß wir die ganze Nacht auf dem vorgeschobenen Posten ausharren müssen. Tengelmann, rechts auf dem Fenster der anderen Front stehend, sieht niemanden der Unseren mehr, sie scheinen uns im Stich gelassen zu haben. Das kann ja gut werden; nun, der Feind soll nur kommen. Ist die M.-G.-Munition alle, dann wird mit der Pistole in der Hand die Treppe verteidigt. Jeder einzelne Schuß soll seinen Mann finden. Da, jetzt pirschen drei Mann von Baum zu Baum. Schwer ist's, zu unterscheiden. Eben wollen sie das M.-G. als Siegestrophäe erfassen, da kracht ein Schuß von uns. Für das M.-G. ist's zum sicheren Schuß zu steil. Ei, wie sie davonspritzen. Das M.-G.-Feuer erreicht sie aber noch und heil sind sie nicht davongekommen. Leider nimmt sie schon der „Hirsch“ (Denkmal) in sicheren Schutz. Da erscholl von einem waschechten Seppel das Kommando: „An-

griff auf das Ringhotel!" Klatschend und prasselnd flogen auch schon die Geschosse an die Mauer. Unseren richtigen Sitz am Fenster scheint man noch nicht erkannt zu haben. Wir hüllen uns noch in Schweigen. Nur näher heran. Jetzt! „Auf die Angreifer in Breite der Anlagen streuen — Reihenfeuer — Dauerfeuer!" Das hatten sie nicht erwartet. Wer frei steht, muß getroffen werden; in dichter seitlicher Aufeinanderfolge schlagen die feuer- und funkensprühenden Geschosse drüben ein. „Zurück!" erschallt es beim Gegner. Das Feuer verstummt. Auch wir hören auf. Scharf spähen wir aus. Das war ein guter Anfang. Mit mehr Munition würden wir jedem Ansturm trotzen. Die Patronen schrumpfen aber zusammen. Man hat uns aufgegeben. Ein Melder kommt. Leutnant z. See d. Res. Schultz (genannt „Exzellenz") überbringt: „M.-G. sofort zurück!" Die Gruppen sind bereits abgerückt. In der Minderzahl, mit den Ortsverhältnissen nicht vertraut, ist es unmöglich, in der dunkeln Nacht standzuhalten. „Melden Sie, ich bleibe", ist die Antwort unseres Führers, uns aus der Seele gesprochen.

Die Angriffe, nur von kurzer Dauer, wiederholen sich. Klirrend schlagen die Fensterscheiben zu Boden. Kugeln haben ihren Weg durch das Fenster rechts gefunden. Tengelmann ist noch unversehrt geblieben. Mit einemmal geht sämtliches Licht auf den Straßen bis auf das der Bogenlampe aus. Für uns ist das ungünstig. Einmal können wir die Bewegungen des Feindes nicht sehen, zum andern hebt sich die Feuergarbe an der Mündung unseres M.-G.s in der Dunkelheit besser ab, wodurch dem Gegner ein besseres Abkommen möglich ist. Pietsch, patsch, sie schießen das Bogenlicht aus. Es gelingt ihnen, die Scherben bersten unten in kleine Stücke. Nur ein blaues zischendes Lichtchen bleibt. Beim nächsten Angriff finden die Geschosse auch unser Fenster. Um Haaresbreite nur saust eins über Leut-

nant z. See Scholtz' Kopf, der zum Glück gerade in kauernder Stellung den Gang des M.-G.s beobachtet.

Inzwischen kommt der zweite Befehl: „Wehrmann, Sie sollen sofort durch ein Seitentor das Hotel verlassen. Die Gruppen sind zu Ihrem Schutz wieder näher herangerückt." Wohl oder übel müssen wir folgen, außerdem ist unsere Munition alle. Die einzige Sorge ist schließlich, was geschieht mit den Hotelgästen, wenn wir sie verlassen? Die Abwehr ist aber so gründlich gewesen, daß die sowieso reichlich feigen Gesellen sich in der Nacht nicht wieder hervorwagen durften, um nicht Gefahr zu laufen, zusammengeschossen zu werden. Und es war auch so. Erst mit dem Hellwerden setzten sie ihre Angriffe fort, wurden jedoch mit blutigen Köpfen heimgeschickt und mit Hilfe der Verstärkung von den „Weißgardisten" und treuer Angehöriger des schweren Reiterregiments mehr und mehr zurückgedrängt.

Stolz und höher schlug uns das Herz auf dem Heimwege, namentlich als wir erfuhren, daß man uns tatsächlich aufgegeben und als verloren betrachtet hatte. Ein kleines Häufchen hatte einer Überzahl standgehalten und ihre Angriffe unter Beifügung empfindlicher Scharten abgewiesen. Noch mehr hob sich die Freude bei unserer Ankunft im Nachtquartier, der Kunstakademie, als der Kompagnieführer uns im Auftrage des 1. Generalstabsoffiziers, Hauptmann Regenauer, beglückwünschte, einen der wichtigsten vorgeschobenen Posten gehalten zu haben, namentlich war es aber auch die Kunde, daß „Gruppe Tillessen" ein Geschütz erobert hatte. Das war ein herrlicher Abend und ein Beweis dafür, daß in den alten Marineangehörigen noch ein gut Stück Draufgängergeist herrscht.

Achtes Kapitel

Motto:

Wir tragen am Arme das Wikingerschiff,
Am Kragen die Gardesterne,
Wir führen im Herzen die Heimat mit
In der Zukunft dunkle Ferne.
Eberhard Kautter, Kapitänleutnant

Besatzung in München und der Kampf. — Dachschützen. — Die Gefangenen. — Die Beute. — Was der Bürgerkrieg für die Truppe bedeutet. — Die Brigade hat sich bewährt. — Anerkennung durch den Oberbefehlshaber von Oven und Exzellenz Möhl. — Mein Quartierwirt, Kaufmann Pruckner, eine unheilvolle Bekanntschaft. — Noske macht sich bemerkbar, seine Leistung. — Exzellenz Lüttwitz, sein Charakter, seine Art. — Die Regierung vernachlässigt die Truppe. — Die Stimmung der Soldaten. — Immer noch üble Zustände in Wilhelmshaven. — Ein Lichtblick: Admiral Reuter versenkt die deutsche Flotte in Scapa Flow. — Korvettenkapitän Cordes, Originalbericht. — Die Flaggenfrage, die Flagge ist das Höchste des Soldaten und Mannes. — Zum ersten Male nehme ich politisch Stellung.

Die unangenehmsten Kämpfe fanden im Kasernenviertel statt. Die bayerischen Soldaten, die sich hier gegen uns schlugen, waren sicherlich ebensowenig Kommunisten wie die Bauern auf dem Lande. Ihr Widerstand geschah aus persönlichem Ärger. Freie Staatsnahrung und -Kleidung hatte sie bewogen, beieinander zu bleiben. Darum spielten sie Soldatenrat und Rote Armee, mehr aus Faulheit und Bequemlichkeit, als aus irgendeinem Idealismus. Ein Widerstandsknotenpunkt war die Pionierkaserne. Aus dieser Ecke heraus war auch der Überfall auf unser Fernsprechauto erfolgt, das ein Mann mit einer weißblauen Binde am Arm zum Halten gebracht und dadurch in eine Falle gelockt hatte.

Gegen die Pionierkaserne wurde eine Abteilung eingesetzt. Die Leute drinnen bieten Verhandlungen an. Der Befehlshaber geht mangels Erfahrung auf dieses Angebot

ein, und kaum treten einige seiner Leute aus der Deckung heraus, als aus der Kaserne das Feuer eröffnet wird. Einige unserer Leute wälzen sich im Blute. Empört über diesen Schurkenstreich eröffnet die begleitende Artillerie das Feuer auf die Kaserne. Im Nu hängt die weiße Fahne heraus. Die Milde, mit der der Befehlshaber gegen die Bande vorging, war ganz gegen meinen Willen.

Wäre an dieser Stelle sofort ein hartes Exempel statuiert worden, so bin ich überzeugt, es hätte den Regierungstruppen Blut gespart. Viele verführte Arbeiter hätten sich besonnen und lebten heute noch.

Ich bin gegen das Kompromiß-System Maercker aus Mitleid. Wer im Bürgerkrieg die Waffe ergreift, soll wissen, daß das kein Spaß ist. Ein paar harte, rücksichtslose Schläge wirken Wunder und sparen Blut. Menschenleben zu schonen ist die höchste Pflicht des Soldaten. Falsch angewandtes Mitleid wird als Schwäche gedeutet und führt zu erhöhtem Verlust.

Der Hauptwiderstand ward von den Truppen, die nun von allen Seiten heranrückten, schnell gebrochen. Aber überall gab es noch einige Widerstandsnester. Mein Stabsquartier lag in der Friedrichstraße, im Hause des Architekten Max Langheinrich. Zwei Tage lang erhielten wir auf der Straße und ins Haus hinein einzelne Schüsse, die aus irgendeiner Bodenluke kommen mußten. Endlich riß mir die Geduld. Am dritten Tage ließ ich das ganze Viereck zwischen Kaiserstraße und Hohenzollernstraße morgens um sechs Uhr plötzlich absperren und systematisch und rücksichtslos jede Wohnung durchsuchen.

Unser Verfahren erregte Widerspruch, ja Widerstand bei den Bürgern, die sich in ihrer Bewegungsfreiheit gehemmt fühlten. Aber wir ließen uns nicht beirren und fanden auch glücklich in einer Dachkammer zwei Burschen, die angeblich krank waren. Der eine hatte unter seinem Kopf-

kissen einen frisch gebrauchten Revolver, bei dem anderen fanden sich frisch abgeschossene Patronenhülsen.

Von diesem Tage an hatten wir Ruhe.

Eine der schwersten Lasten für uns war die Gefangenenunterbringung. Immer habe ich den Grundsatz aufgestellt: Ist das Gefecht vorbei, sind die Gefangenen als Menschen zu behandeln. Rücksichtslos bin ich gegen jede Roheit eingeschritten. Aber die Zahl derer, die im Kampf eingebracht wurden, die Vielen, die einer zum Teil unnützen Denunziationssucht zum Opfer fielen, fanden in den Kellern der uns zur Verfügung stehenden Schulen und in den Speicherräumen, die wir freimachen konnten, zunächst nur einen geringen Raum.

Ich ließ die Gerichtsoffiziere mit Dampf arbeiten und war froh über jeden, der mit Fug und Recht losgelassen werden konnte. Aber ehe die Polizei geordnet war, vergingen noch Tage, und mancher hat gewiß unschuldig leiden müssen.

Das Stabsquartier verlegte ich in das Hotel „Vier Jahreszeiten". Von hier aus fand eine umfassende Entwaffnungsaktion statt, denn immer noch wurden Einzelschüsse auf vorbeiziehende Leute abgefeuert, nachts Posten mit dem Messer erledigt.

In den ersten drei Tagen wurden eingebracht: zwei Geschütze, 43 schwere Maschinengewehre, 80 leichte Maschinengewehre, über 4000 Gewehre, 12 000 Handgranaten, 80 000 Schuß Gewehrmunition. Davon waren im Kampf erbeutet zwei Geschütze, 12 schwere Maschinengewehre, 20 leichte Maschinengewehre, 600 Gewehre. Der Verlust der Brigade betrug vom 1. bis zum 3. Mai 4 Tote und 6 Verwundete.

Es kamen Nachrichten, daß sich in der Umgegend kleine spartakistische Banden bildeten. Unterföhring, Zahndorf, Daglfing und Priel wurden untersucht.

Wie zermürbend der Bürgerkrieg auf die Nerven der

Truppe wirkt, erlebte ich am eigenen Leibe. Am dritten Tage nach dem Einmarsch fuhr ich mit dem Kraftwagen, selbst am Steuer, durch die Nymphenburger Straße hinaus. Vor mir knallten Schüsse. Ich fuhr scharfes Tempo. Plötzlich schrie einer: „Halt!“ Leute sprangen in den Weg und hielten die Karabiner auf das Auto. Bei dem scharfen Tempo konnte ich den Wagen nicht sofort zum Stehen bringen. Krach, schoß ein Kerl. Ich sprang heraus und stand einem Oberleutnant gegenüber, der sich den Stoppschuß geleistet hatte. Ich habe den Herrn angepfiffen, daß er sein Leben lang daran denken wird.

Langsam wurde der Feuerbrand des Bürgerkrieges ausgetreten. Die revolutionären Führer, vor allem der Student Toller und der Russe Lewiné-Nissen — Toller im Nachthemd mit roter Perücke hinter einer Tapetentür — wurden gefangen.

Der Russe, der vor allen anderen für das viele vergossene Blut verantwortlich gemacht werden mußte, wurde erschossen. Herr Toller, der die Rote Armee geführt hatte, erhielt eine annehmbare Festungshaft, wo er Dramen schreiben konnte, und selbstverständlich ist er für die Ostberliner, die aber in der Regel im Westen wohnen, ein Abgott geworden.

Jede Nacht wurde im Massenquartier des Maxgymnasiums mit Handgranaten geworfen. Endlich gelang es, die Truppe in Bürgerquartieren unterzubringen. Nachgerade hatten wir gedacht, dieser Spuk müsse nun aufhören, irgendein Mann, der von den Roten gedungen sei, mache sich diesen üblen Spaß. Aber die Nachfolger vom Lützower Freikorps übernahmen den Spuk. Er wurde, soviel ich weiß, nie aufgeklärt.

Allmählich führten Anerkennung und Ruhe zur Erholung. Am 8. Mai ging ein Telegramm des Generals von Lettow ein. Es lautete: „Ich beglückwünsche die Brigade

zu dem Erfolge, der in erster Linie dem schnellen und energischen Zugreifen zu danken ist. Ich bitte, dies den unterstellten Truppen bekanntzugeben, ihnen auch besonders dafür zu danken, daß sie trotz der undankbaren und schweren Aufgabe, gegen die eigenen Volksgenossen zu kämpfen, sich der ernsten Pflicht voll bewußt gewesen sind."

Am 16. Mai fand eine Besichtigung durch den preußischen Oberbefehlshaber von Oven auf der Theresienwiese statt. Die Brigade konnte zeigen, daß sie nichts an strammem, soldatischem Wesen während der Münchener Zeit eingebüßt hatte. Die Leute waren weder nervenschwach geworden durch die dauernde Schießerei, noch schlapp durch die Verwöhnung, die ihnen die Münchener Bürger aus Dankbarkeit zuteil werden ließen.

Der bayerische Befehlshaber, Exzellenz Möhl, hätte uns gern noch länger dabehalten. Ich hätte die Truppe dann in die Gegend des Starnberger Sees verlegt. Aber die innerpolitische Lage hatte sich im Norden der fürchterlichen Friedensbedingungen wegen wesentlich verschärft. Auf besonderen Befehl mußten wir nach Berlin abrollen. Der letzte Marsch durch die Stadt zeigte, daß wir trotz unseres Preußentums die Gemüter gewonnen hatten. Wir wurden mit unseren schwarz-weiß-roten Fahnen laut begrüßt, wurden mit Frühlingsblumen überhäuft und alle Segenswünsche nachgerufen.

Am 23. und 24. Mai rollten wir in sechs Transporten nach Zossen ab.

Die Münchener Zeit hat aus der Brigade eine scharfe, schlagfertige, rücksichtslose Truppe gemacht. Die Kämpfe wurden der Kitt, der die Männer untereinander und zusammen mit den Führern verband.

Sie hatten gelernt, die Unterscheidungen zu machen, die der Bürgerkrieg fordert. Wir waren nicht dazu da, arme, in Not geratene Arbeiter niederzuhalten, unsere Aufgabe

war es, durch politische Phantasten verhetzte Menschen mit dem letzten Argument des Staates, mit der Waffe, wieder zur Vernunft zu bringen. Ich hatte genug Arbeiter unter meinen Leuten.

Die scharfe blutige Durchführung der Aufgabe in München hat den bürgerlichen Gedanken in dieser Stadt gekräftigt. Die traurige Rolle, die die Revolutionsführer spielten, hat Tausende von braven Arbeitern von dem Wahne des Kommunismus kuriert. Die Bürgerschaft, die den roten Wahnwitz durch Monate hindurch hatte mit ansehen müssen, erwachte, als der rote Terror begann, und griff selbst zu den Waffen. Bayern wurde das Land, das sich als erstes in Deutschland wiederfand und den nationalen Gedanken am leidenschaftlichsten pflegte. Viele junge Leute strömten mir aus Bayern zu und taten begeistert ihren Dienst.

Mein Verhängnis wollte es, daß mein damaliger Quartierwirt in München, der Kaufmann Pruckner, der gegenüber dem Stabsquartier in den Vier Jahreszeiten wohnte, später zum Verräter an mir ward. So dicht nebeneinander steht Gutes und Böses.

Nach unserer Rückkehr aus München wollte Noske der Truppe seinen Dank aussprechen. Aber der Truppe behagte dies durchaus nicht. Mehrfach wurde ich gebeten, diesen Appell nicht stattfinden zu lassen, da Offiziere und Mannschaften keinen Wert auf die Bekanntschaft und den Dank von Herrn Noske legten.

Der Appell fand aber doch statt. Noske schritt die Front ab. Er selbst hatte eine nichts weniger als militärische Haltung. Mit einem Finger pflegte er an den Schlapphut zu greifen. Verschiedene Leute sprach er an. Einen fragte er: „Was sind Sie von Beruf?“ Der Mann antwortete: „Korbflechter.“ Ob's wahr war, weiß ich nicht. Noske nickte und erwiderte: „Dasselbe war ich auch, da sehen Sie, wie weit man es bringen kann.“

Neben Noske stand sein Stab, unter anderen auch General von Lüttwitz, der den Oberbefehl in Deutschland hatte. Er war eine besonders gut aussehende soldatische Figur und persiflierte durch seine Haltung den Reichswehrminister in losem Jackett und schlechtsitzenden Hosen ungezwungen und ungewollt.

Mit Noske bin ich des öfteren zusammengeraten. Schon seine Sprechweise ging mir auf die Nerven. Sein Lieblingswort war „Sauerei". In eine geschlossene Generalsversammlung platzte er eines Tages hinein mit einem jovialen „Guten Tag, meine Herren."

Ich geriet mit ihm hart aneinander, bis er mich zum Schluß fragte: „Wollen Sie mich vielleicht stellen?"

Er hat in Leipzig später über mich ausgesagt, er entsinne sich meiner als äußerst explosiv. Ich hätte in unmilitärischer Weise mit ihm verhandelt, und er hätte mich in meine Schranken zurückgewiesen. Davon habe ich nie etwas bemerkt. Aber ich mußte ihm allerdings des öfteren die Zähne zeigen und blieb damit leider nur zumeist allein, weil die Generale in ihm nicht, wie ich, den heraufgekommenen Konjunkturpolitiker, sondern Seine Exzellenz, den deutschen Reichswehrminister sahen.

Ich hatte mich damals bereits von dem alten Standpunkte des Offiziers fortentwickelt. Ich sah nicht mehr die Charge, ich sah nur noch den Mann. In Herrn Noske erkannte ich eine Figur, die sehr geschickt politische Gesten machte, aber es war nichts dahinter.

Gerade die starken Reaktionäre von früher entdeckten während des ersten Jahres der Revolution ihr demokratisches und sozialistisches Herz. Diese Leute standen ebenso sicher auf dem Boden der neuen Tatsachen, wie sie vorher auf dem kaiserlichen Parkett gestanden hatten. Es reizte mich zum Lachen: dieselben Leute hatten mich zum Teil in meiner Dienstzeit als rot und demokratisch verschrien, obgleich ich

Monarchist bis auf die Knochen bin. Aber ich kann Theaterklimbim bis auf den Tod nicht ausstehen, ob er nun von rechts oder von links gemacht wird. Herr Noske aber spielte Theater, und der Mann, der eigentlich alles machte, war der Generalstabshauptmann Papst, ein außerordentlich tüchtiger, kluger und tatkräftiger Offizier von rasender Arbeitskraft. Wie fast alle Generalstäbler war er ein bißchen mit persönlichem Ehrgeiz behaftet. Aber er war ein Offizier, wie er für die damalige Zeit nicht besser sein konnte.

Er trug die Verantwortung für alles, nicht Noske.

Der Oberbefehlshaber der deutschen Armee, General von Lüttwitz, war kein sehr fester Mann, aber ein vornehmer, tapferer, anständiger Offizier von tadelloser Denkungsart. Man spürte es ihm an, daß ihm die ganze Geschichte mit Ebert und Noske zum Speien war. Diese Gesinnung übertrug sich von selbst auf die Truppe, denn die Leute litten darunter, daß nichts klappte. Verpflegungs- und Nachschubwesen waren miserabel. Ich erinnere mich, daß die Verpflegung besonders in Berlin zeitweise so hundsgemein war, daß unsere Leute sich eines Tages selbst halfen und ein Rollkommando zum Lebensmitteldepot schickten, das sämtliche beteiligte Beamte verprügelte. Es ist bezeichnend, daß von diesem Augenblick ab die Lebensmittellieferungen prompt einsetzten.

Aus solchen Tatsachen erklärt sich die Verachtung, die die Truppe für die Regierung hatte, ganz zwanglos. Selbst im Kriege hatte noch zum Schluß annähernd Ordnung geherrscht. Der Soldat weiß, ohne Ordnung geht nichts. Er weiß, wie eng Führung und Verwaltung zusammengehören. Für alle Mißstände machte er nun die neue Regierung verantwortlich und begriff es, daß die Offiziere nicht sehr hoch von ihr dachten.

An der Geburtsstätte der Truppe aber, in Wilhelmshaven, herrschte ein ganz anderer Geist als der, der

sich in Zossen entwickelte. Meine alten Freunde aus der Vereinigung der Berufssoldaten arbeiteten immer noch mit Soldatenräten. Es gelang ihnen sogar, bei uns einige Leute einzuschmuggeln, um mich kleinzukriegen. Aber ich ließ diese Männer gefangensetzen und nach Wilhelmshaven abschieben. Das in Lehe liegende Bataillon, das nur aus Berufssoldaten bestand, wollte ich nun fortziehen, um es vor der Wilhelmshavener Beeinflussung zu sichern und wieder zu einer kräftigen Soldatenabteilung zu machen.

Aber die Leute leisteten dem Befehl, abzurücken, keine Folge, sie behaupteten, sie wären nur zum Garnisondienst in Lehe, allenfalls Wilhelmshaven verpflichtet.

Ich antwortete damit, daß ich ihnen sofort kündigte und die Weisung gab, keinen Pfennig mehr auszuzahlen.

Nun wollten sie einlenken. Aber ich wollte nicht mehr und schickte sie nach Hause.

In diese Zeiten des Jammers, der persönlichen Habsucht und des undeutschen Wesens in Deutschland schmetterte plötzlich die Nachricht hinein: die deutsche Flotte wurde in Scapa Flow von ihren eigenen Mannschaften versenkt.

In mir erstand das Bild jener traurigen Abfahrt wieder: die wehrlosen Kolosse in der öden Bucht. Was mußte der Rest der Besatzungen durchlitten haben im kalten Winter, im stürmischen Frühling, im stumpfsinnigen Sommer!

Admiral Reuter war der Mann, der die Entschlußkraft aufgebracht hatte, dies mächtige Hilfsmittel unserer Kraft dem Feinde zu entreißen. Die Tat fegte den Schmutz weg, den die Revolution dem deutschen Seemannsstande angehängt hatte. Mir wurde das Herz weit.

Ich sah das Auge jedes meiner Leute kühner leuchten, neuer Stolz durchdrang sie, der Marinebrigade anzugehören. Ich hörte sie singen an diesem Tage: „O Deutschland hoch in Ehren!“

Nach einiger Zeit ging mir vom Korvettenkapitän Cordes ein Bericht aus der Gefangenschaft zu über Admiral Reuters Versenkbefehl, Ausführung und Folgen:

„Versenkbefehl am 21. Juni vormittags zehneinhalb, von Admiral auf verabredetes Flaggensignal. Günstige Zeit, da alle Wachschiffe in See übten, bis auf zwei Torpedoboote und bewaffnete Fischdampfer mit Zivilbesatzung und Marinedetachement unter Befehl englischer Seeoffiziere. — Kriegsflagge aus eigener Initiative der Kommandanten gesetzt. — Befehl, daß Besatzungen sinkende Schiffe in Booten mit Privateigentum verlassen, weiße Flagge zeigen und sich ohne jeden Widerstand Bergungsfahrzeugen oder Wachen an Land ergeben sollten, überall genau befolgt. Nirgends Fluchtversuch. Gleichwohl haben Fischdampfer, Zerstörer, Schlepper und Hilfsfahrzeuge unter Beteiligung von Zivilpersonen mit Gewehr und M.-G. auf Boote und schwimmende Mannschaften lebhaft aus nächster Nähe (20 Meter) geschossen, einzelne Besatzungen mit Pistole zur Rückkehr gezwungen, um Sinken zu stoppen, trotz Erklärung, daß dies unmöglich, da Ventilschlüssel über Bord geworfen. Englische Erklärungen über Gründe für Schießen schamlos erlogen. Darauf Leuten erst die Rettungsboote und Schwimmwesten weggenommen. Dann auf sinkenden Schiffen unter angeschlagenem Gewehr mit den Worten zurückgelassen: Then you shall die on board. Befehl englischer Flottenchefs, die Kommandanten sinkender Schiffe zu erschießen, erklärt alles. Handlungsweise als Mord an Wehrlosen charakterisiert unter Beteiligung von Zivilisten. Die entsetzlichen Wunden wahrscheinlich durch Dumdum. Schon während Abtransport mit Zerstörern Mißhandlungen und Beraubungen, nach Einlieferung auf 4 Linienschiffen systematische Plünderungen des Gepäcks. Raub von Geld usw. nach Art von Räubern, Dieben und Vandalen unter Beteiligung von Offizieren, so daß nur wenig mehr geblieben,

als was man auf dem Leibe trägt. Behandlung dementsprechend roh. Englische Pressedarstellung über Admiralsrede sinngemäß richtig, Freemantle nur viel schärfer und beleidigender. Die Offiziere auf die drei Gefangenenlager Oswestry verteilt, Mannschaften daneben im Zeltlager.

Ein englischer Offizier setzte Ltn. Lampe trotz überzeugender Erklärung, daß er kein Mittel verfügbar hätte, um sein Boot zu stoppen, die Pistole an die Stirn und drückte ab. Nur durch das Abgleiten des Laufes ging die Kugel daneben. Brandwunden am Kopf. Auf schwimmende Leute des Oberleutnant Hoffmann, die während der Beschießung aus ihrem Boot ins Wasser gesprungen waren, wurde weitergeschossen. Engländer ließen Mann mit schwerem Bauchschuß im Boot hilflos treiben. Matrose Olhaber von „Baden" wurde auf Ramillies von Posten ins Gesäß mit Seitengewehr gestochen, da er zu einem befohlenen Antreten nicht schnell genug lief. Wunde mußte genäht werden. Ebenda wurde Obersteuermann Schäffler vom „Kaiser" von englischen Posten getreten, protestierte und erhielt vier Bajonettstiche in Rücken und einen in rechten Oberarm. Engl. Flottillenchef McLean befahl, Kptl. Wehr auf der Stelle zu erschießen, wenn sein Boot sänke, beauftragter englischer Offizier traf Vorbereitungen zum Erschießen, obwohl Wehr ihn überzeugte, daß Stoppen des Sinkens unmöglich. Im letzten Augenblick auf Winkspruch von Stanhurst hin unterblieb Erschießung. Kommandant von „Resolution" sagte, daß deutsche Offiziere keinen Anspruch mehr auf offiziersgemäße Behandlung hätten. Dementsprechend auf Fahrt nach Schottland in offener Batterie eingepfercht. Lagen noch nachts auf bloßem Eisendeck ohne Decken. Kein Eßgeschirr. Proteste wurden schroff abgewiesen. Daß roter Stander (Signalflagge) nur als Ausführungssignal, nicht im revolutionären Sinne gesetzt, war Engländern bekannt. Pressebericht wissentlich falsch.

Durch die Tat des Admirals Reuter war noch einmal die Kaiserlich Deutsche Kriegsflagge zu Ehren gelangt. Selbst die englischen Berichterstatter mußten es anerkennen. A. G. Pollen schreibt im „Daily Herald“:

„Ich kann nicht anders, als die Tapferkeit der deutschen Seeleute bewundern, die ihre Schiffe lieber versenkten, als sie in den Besitz des Feindes fallen zu lassen. Es ist eine bemerkenswerte Tatsache, daß während des ganzen Krieges nur ein deutsches Kriegsschiff, das U-Boot UC 35, von uns erbeutet wurde. In der deutschen Flotte besteht immer noch die Tradition, sich nicht zu ergeben. Der kriegerische Geist der deutschen Flotte war immer ungeheuer.“

Das ist die Stimme eines Engländers zu der Tat von Scapa Flow. Wie jämmerlich benahmen sich damals unsere Regierung und die Linkspresse. Das war ein Heulen und Wehgeschrei, Verschlechterung der Friedensbedingungen, Wahnsinnstat deutscher Offiziere usw. hieß es. Selbst bei den höchsten Stellen konnte man hören: „Unsere politische Lage wird dadurch wesentlich verschlechtert. Das Ansehen Deutschlands hat einen schweren Stoß erlitten.“ Genau das Gegenteil war der Fall. Zum erstenmal sah das Ausland, daß die amtliche Charakter- und Willenlosigkeit nicht von der Gesamtheit des Volkes geteilt wurde.

Aber die Männer, die damals sich „Deutsche Nationalversammlung“ nannten, hatten kein Gefühl für die Flagge, kein Gefühl für Seefahrt, kein Gefühl für Ehre. Sie ließen die Farben der deutschen Flagge wechseln, als ob solche Farben zu wechseln wären wie ein schmutzig gewordenes Hemd.

Zum ersten Male mußte ich mich mit meiner Truppe für eine politische Überzeugung auseinandersetzen. Aber die Flaggenfrage ist ja mehr als eine politische Frage, mit der Flagge wird Sein und Nichtsein eines Volkes, das Nationalstolz besitzt, entschieden.

2. Marine-Brigade (Wilhelmshaven) Ia. B. Nr. 96/19.

Brig. St. Qu., den 5. Juli 1919

Zur Bekanntgabe an die Truppe

Die Nationalversammlung hat mit 3/5 Mehrheit Schwarz-Rot-Gold als Deutschlands Nationalfarben bestimmt. Diese Nationalversammlung, geboren in den Wirren der ersten Revolutionszeit, stellt in vielen Fragen nicht mehr den Willen des Volkes dar. Der Niedergang der Moral, die Erziehung zur Arbeitsunlust, der Ruin unseres Wirtschaftslebens, die Schaukelpolitik im Innern haben manchem Begeisterten vom 9. November die Augen geöffnet. Es ist mir unbegreiflich, wie diese für des Volkes Schicksal verantwortlichen Männer jetzt Zeit finden, sich über Farbenzusammenstellungen zu unterhalten, statt Brot, Rohstoffe herbeizuschaffen und sich mit der Erfüllung der Friedensbedingungen ausschließlich zu beschäftigen. Ich finde es unerhört, in dieser Zeit tiefster Schmach, zur Zeit der Friedensunterschrift und bevorstehenden Ratifizierung das Volk mit einer neuen Nationalflagge zu beglücken. Soll vielleicht Deutschland den neuen Flaggenschmuck anlegen, wenn der Kaiser und die Besten unseres Volkes ausgeliefert werden? Ein Menschenalter hindurch hat die schwarz-weiß-rote Flagge in Ehren über Deutschlands Volk und Land geweht. Wir haben unter ihr Großes geleistet, stolz waren wir auf sie, stolz grüßte sie auf weitem Meer den Deutschen von der Heimat. Diese Flagge, die kein Feind im offenen Kampfe niedergeholt hat, soll jetzt sang- und klanglos verschwinden! Mir sagt und ist die neue Flagge nichts. Keine Erinnerung, keine Ruhmestat knüpft sich an sie. Mit Freude sah ich all die schwarz-weiß-roten Fahnen auf den Wagen der Brigade. Ich werde ihre Weiterführung nicht verbieten. Wem

die neue Fahne ein Symbol für große zukünftige Zeiten sein kann, möge sie hissen. Aus meinem Hause wird sie nicht wehen.

Mit obigem will ich der Brigade sagen, was mich bei diesem Flaggenwechsel bewegt. Ich weiß mich eins mit weiten Kreisen des deutschen Volkes.

gez. Ehrhardt

Neuntes Kapitel

Motto:
Nur das Alte gebiert die neue Zeit.
Es steiget die Zukunft aus Taten!
Eberhard Kautter, Kapitänleutnant

Das Verlangen der Entente, den Kaiser und andere Kriegsschuldige auszuliefern. — Protest der Freikorps. — Regierungskrise. — Ich lerne Kapp kennen. — Die Stimmung der Sturmkompagnie, geschildert nach dem Tagebuch von Leutnant Liedig. — So empfanden die Zwanzigjährigen, die der Krieg gereift hatte. — Die Hoffnung auf den Krieg im Osten hält die Männer aufrecht. — Wie sich die Regierung bei den Soldaten um jeden Glauben brachte. — Ende des Liedigschen Berichtes. — Neue Anforderungen an die Truppe. — Eisenbahnerstreik. — Die Brigade Ehrhardt wird eingesetzt. — Wir hissen auf dem Schloß die alte Reichskriegsflagge. — Wir haben eine Brigadeflaggenfrage. — Die Regierung knickt vor den Gewerkschaften wieder einmal zusammen. — Die jungen Leute beeinflussen tatkräftig das Versammlungsleben in Berlin.

In Berlin brach eine Regierungskrisis aus. Die Entente hatte das Verlangen gestellt, den Kaiser, die Heerführer, U-Boot-Kommandanten und sonstige „Kriegsschuldige“ auszuliefern. Schriftlich sollten wir unsere alleinige Schuld am Weltkriege bescheinigen. Sämtliche Freikorps, Offiziere und Mannschaften, nahmen gegen diese Schmachparagraphen des Friedensvertrages Stellung. Eines Tages fand eine große

Versammlung im Garde-Kavallerie-Schützenkorps statt. Papst erklärte, wir müßten diese Regierung zum Teufel jagen.

Damals kam eines Tages ein Auto zu mir, aus dem ein riesiger Herr im Gesellschaftsrock stieg. Er stellte sich als Generallandschaftsdirektor Kapp vor. Durch seine Schriften war er mir bekannt. Er sprach mit mir im allgemeinen über den Geist der Truppe, über die Forderungen der Entente, über die Politik des Reichs und der derzeitigen Machthaber. Als er fortging, hatte ich den Eindruck: Der hat dich sondieren wollen. Zu welchem Zweck, war mir unklar.

Wir Soldaten beschlossen, unsere Heerführer und Kameraden auf eigene Faust, mit der Waffe in der Hand zu schützen. In diesem Sinne hielt ich meinen Leuten eine Ansprache. Sie waren entschlossen, als ehrliebende Soldaten zu handeln. Einige gesuchte U-Boot-Kommandanten nahm ich in die Brigade auf. Wir wollten auch Großadmiral von Tirpitz schützen, aber das geschah bereits von anderer Stelle.

Die Regierung erschrak. Noske sprach sich gegen die Schmachparagraphen aus, aber Generale, deren Namen später zu nennen sind, sabotierten die soldatische Bewegung, General Gröner vorweg. Es kam nicht zu einer spontanen Erhebung. Am 28. Juni 1919 unterzeichnete die Regierung bedingungslos. Die Freiwilligenverbände wurden durch einen Aufruf aufgefordert, sich zu beruhigen und nicht auseinanderzugehen. General von Lüttwitz und Admiral von Trotha erließen den Befehl, weiter Dienst zu tun.

Über die damalige Stimmung schrieb im Juli 1919 der damals zwanzigjährige Leutnant zur See Liedig im Tagebuch der Sturmkompagnie: „Unannehmbar, da unerfüllbar!"

Wie oft hörte und las man diese Worte in jenen Tagen des Mai nach Bekanntgabe der Friedensbedingungen. Selbst die Regierung, die doch eigentlich erst einen solchen Frieden

möglich gemacht hatte, sie war entsetzt über dieses Werk von Hunderten von Paragraphen, aus denen nichts als Haß und Rache und Vernichtungswille sprach.

Und doch konnte und mußte man es wissen, daß es so und nur so kommen konnte. Hunderte und Tausende von Malen war während des Krieges von Nationaldenkenden, die nicht angekränkelt waren von Völkerbunds- und Weltfriedensideen, gesagt worden, daß es im Falle eines Kriegsverlustes so kommen würde. Wer von uns Offizieren hatte nicht besonders im letzten Jahre (sei es im Vortrag, sei es im Gespräch mit einzelnen Leuten) immer wieder gezeigt, wie „selbstlos und friedliebend" unsere Gegner waren? Auch Herr Wilson, an dessen Aufrichtigkeit man in Deutschland mehr glaubte als an das, was unsere deutschen Männer sagten, wurde damals von vielen, ich kann vielleicht sogar sagen, von den meisten von uns richtig bezeichnet, so wie er sich jetzt in Versailles gezeigt hat. Aber was war immer die Antwort, die man hörte? „Das sind immer nur die Offiziere und Alldeutschen, die uns so belügen!"

Und jetzt! — Die Geschichte hat uns gerechtfertigt.

„Wir standen als Freikorpsangehörige zur Rettung des Vaterlandes bereit. Hinter uns lagen die Tage von Braunschweig und München. Die Eroberung Münchens hatte der Kompagnie die Feuertaufe gebracht, es war eine frisch-fröhliche, tatenfrohe Stimmung. — In jenen Tagen nun war der Friede bekannt geworden, und zwar hatte auch die Regierung das „Unannehmbar" gesprochen. War sie sich aber dessen bewußt, was nun folgen würde? Oder fand sich am Ende doch die Hand, die bereit war, zu „verdorren"? Diese Zweifel regten sich bei jedem von uns, auf allen Quartieren konnte man sie hören, aber man wollte sich die letzte Hoffnung nicht nehmen lassen. An eine merkliche Abänderung war nicht zu denken, darauf hoffte auch von uns niemand. Einer anderen Hoffnung gab man sich hin; noch glaubte man

trotz all des Tieftraurigen der letzten Monate, trotz der Erfahrungen bei den verschiedenen Waffenstillstandsabkommen an ein Sichaufbäumen des deutschen Volkes, um, wenn es sein mußte, in Ehren unterzugehen. Manch einer sah uns bereits als Freischärler dem beutegierigen Gegner zusetzen, wußten wir doch, wie groß auf der Gegenseite die Furcht vor deutschem Widerstande war — und das nannte sich „Sieger“.

Während nun Noten und Gegennoten hin und her gingen, verließ die Brigade München; Zossen war das Ziel. Noch in München hatte man für den Fall der Ablehnung Vorarbeit geleistet: Mitte Mai war an zahlreiche Kameraden ein Aufruf versandt worden, in dem unter Hinweis auf den Schmachfrieden und dessen erhoffte Ablehnung zum Eintritt in die Sturmkompagnie, wenigstens als Zeitfreiwillige, aufgefordert wurde.

In Zossen begann nun eine systematische Ausbildung für den Feld- und Kleinkrieg. Mit viel Lust und Freude widmete man sich der Sache, stand doch das hohe Ziel vor Augen: nochmals kämpfen zu dürfen für Deutschlands Rettung, wenigstens für eine Ehrenrettung! — — —

Mitten in diese Stimmung fiel die Überreichung des Friedensultimatums, auf das ein klares „Ja“ oder „Nein“ erfolgen sollte. Würde die Regierung hier deutsch genug sein, dieses Todesurteil mutig abzulehnen? Wohl kaum! Sie würde unter diesem oder jenem Vorwande nachgeben, unterzeichnen! — Anders bei uns! Fest entschlossen gegen die Annahme, harrten wir der kommenden Ereignisse.

Wir lehnten ab. Wir mußten ablehnen! Wohl verschlossen auch wir uns nicht den Tatsachen. Wir wußten, womit wir zu rechnen hatten, wir wußten, welch schwere Opfer unser Volk unter Umständen bringen mußte. — Opfer zur Rettung der Ehre und vielleicht seines Daseins! Für

viele war es der Weg zum Untergang, und dennoch — unser letztes Wort hieß: „Nein!"

Selbst wenn die geradezu unmöglichen wirtschaftlichen Bedingungen nicht gewesen wären, wir hätten abgelehnt. Solange man unseren geliebten, schwergeprüften Kaiser haben wollte, solange man Hindenburg und Ludendorff und mit ihnen vielleicht noch Hunderte anderer deutscher Männer vor ein Gericht zerren wollte, solange wir das „mea maxima culpa" sagen sollten, so lange gab es nur ein „Nein!"

Wie sah es hingegen im weiten deutschen Vaterlande aus? — Geschickt — bewußt oder unbewußt — hatte es die Regierung verstanden, die anfangs allgemeine Empörung über den Frieden einzuschläfern, um so eine „öffentliche Meinung" für die Annahme zu schaffen. Einzelne Männer der Regierung hatten sich allerdings seinerzeit in der ersten furchtbaren Bestürzung, nach ihrem Fall aus dem Wolkenkuckucksheim ihrer Verständigungsideen, zu sehr gegen die Annahme ausgesprochen. Neue Männer mußten heran, um — wenn auch unter Vorbehalten — ihre Hand verdorren zu lassen.

So war die Lage: im Lande Stimmen für die Annahme, da sonst die Gefahr des Einmarsches, Beibehaltens der Blockade bestand. Immer diese selbstsüchtige Feigheit und Angst, die uns bereits den Krieg verlieren ließen. Andererseits fehlte es aber auch nicht an wahrhaft deutschen Stimmen, welche zum Kampfe aufforderten, und sei es gegen den Willen dieser undeutschen Regierung, die bereits im stillen entschlossen war, zu unterzeichnen.

Eine schwere Krise stand für die Kompagnie bevor. Nicht etwa, weil wir über den Frieden verschiedener Ansicht gewesen wären; nein, darüber gab es nur eine Stimme. Aber diese Tatsache war auch der Grund der Gefahr: die Kompagnie drohte mit dem Tage der Friedensannahme aus-

einanderzugehen; gerade dann, wenn man sie vielleicht am nötigsten hatte. Es waren nicht etwa persönliche Existenzfragen, die uns diesen Zerfall als Gefahr bezeichnen ließen. Hatten wir doch fast alle den bereits gewählten neuen Beruf aufgegeben, als die Flut der zweiten Revolution das Vaterland zu vernichten drohte. Uns leitete nur die Liebe zum deutschen Volke und Vaterlande.

Eine Beseitigung dieser Gefahr bildeten daher die Mitteilungen, die der Brigadekommandeur den Kompagnie- und Zugführern machte: General von Lüttwitz und mit ihm sämtliche Führer der Freiwilligenverbände werden gegen die Schmachparagraphen auftreten. Werde trotzdem unterzeichnet, so sei man entschlossen, wenigstens zunächst im Osten im Verein mit den Grenzschutztruppen den Kampf gegen die Polen usw. aufzunehmen.

Die Stimmung, die diese klare Nachricht in der Kompagnie auslöste, läßt sich nicht beschreiben. Es war derselbe Geist, der in jenen Augusttagen des Jahres 1914 das ganze deutsche Volk beseelte: ein fester Kampfes- und Siegeswille. Höchste Kriegsbegeisterung! Warum war man überhaupt noch hier? Warum nicht gleich abtransportiert?

Für sich ordnete bereits jeder ein wenig seine Sachen; hier wurde dieses und jenes gepackt, dort wurden Briefe geschrieben, ein jeder eilte geschäftig bald hierhin, bald dorthin. Jedem leuchtete die frohe Zuversicht aus den Augen: Es geht bald los!

Zum ersten Male seit langer Zeit wurden die alten Trutzlieder gesungen, die Lieder aus Preußens schwerer Zeit, die aus Deutschlands Herrlichkeit; sie alle wurden angestimmt. Aus jedem von ihnen klang immer und immer wieder das Treuegelöbnis zum lieben alten Vaterlande, das es jetzt wieder zu verteidigen galt gegen polnische Habgier, welsche Rachsucht und britische Brutalität. Allerdings: nur gen Osten konnten wir dank der Maßnahmen dieser armseligen

Regierung marschieren, nur dort konnten wir kämpfen, bluten und siegen! Aber welche Folgen konnte das haben? Wenn nur das Volk nicht schwach wurde!

Ja, wie sah es denn jetzt draußen in den deutschen Landen aus? Seit der Mitteilung: „Marsch gegen Osten!" ist die Parole, hatte wohl kaum einer daran gedacht, überhaupt daran denken können, wie es da aussehe. — Scheidemann war zurückgetreten, mit ihm sein Kabinett. Das hieß also: „Wir unterzeichnen." Ein Kabinett Müller war gebildet worden, als aber die Stellung der Truppe mitgeteilt wurde, verschwand es, ohne überhaupt in Erscheinung getreten zu sein.

Diese Kunde wurde mit Jubel begrüßt! Sollten wir doch jetzt eine Regierung bekommen, die es ablehnte, das deutsche Volk durch ihre Unterschrift zu vernichten und Deutschlands Ehre mit Schmutz zu bewerfen!?

In Weimar schien man kopflos; man wandte sich bald nach rechts, bald nach links, bald tauchte der Name Erzberger auf, bald ein anderer, so meldete der Draht wirr durcheinander.

Für uns bestand kein Zweifel: Müller war durch unsere Erklärung erledigt; man rechnete mit den Truppen, also hatten wir es in der Hand, den Frieden abzulehnen. Dieses Bewußtsein erhöhte unsere Stimmung nur noch mehr, denn dadurch blieb auch unser Vaterland im ganzen frei von der ihm zugedachten Schmach der Entehrung.

Da traf plötzlich die Nachricht ein, ein neues Kabinett sei gebildet und entschlossen zur Unterschrift. Wie war das möglich? Mochte die Nachricht richtig oder falsch sein, nach dem Osten würden wir marschieren, das war der einzige Gedanke, der uns noch hochhielt nach diesem Schlage. Wir wollten nicht teilnehmen an dieser Entehrung!

Eine dumpfe Verzweiflung hatte viele gepackt: nur baldmöglichst in heißen Kämpfen ein ehrenvolles Ende finden,

und wenn es aussichtsloses Beginnen war! Lieber tot, als Sklave! —

Noch waren bestimmte Nachrichten nicht zu erhalten! Der Brigadekommandeur war in Berlin zu wichtigen Besprechungen. Mehrere Offiziere mit Sonderaufträgen unterwegs, Alarmbereitschaft und dazu diese Ungewißheit!

Etwas aber war für uns bereits Gewißheit: ein Mann war es, dem dies alles zu verdanken war; ein Mann, der dafür auch noch einmal würde büßen müssen! Geschickt nannte er sein Kabinett nicht nach seinem Namen, er war viel zu schlau, dieser Volksbetrüger Erzberger! Diese Eiterbeule am deutschen Volkskörper war der Verräter des Vaterlandes! — Aber wie konnte diese ewig lächelnde Fratze die Stimmung der Truppen so unberücksichtigt lassen? Niemand konnte diese immer wiederkehrende Frage beantworten, aber auch das würde ans Licht kommen.

Unsere Aufgabe stand ja klar und deutlich vor uns: Deutschlands Ehre soweit wie möglich mit unserem Blute schützen!

Unsere Heerführer, die uns vier Jahre hindurch von Sieg zu Sieg geführt hatten und denen eine verhetzte Heimat es in letzter Stunde unmöglich gemacht hatte, einen günstigen Frieden zu erzwingen, sie würden sich jetzt an unsere Spitze stellen und uns zu neuen Siegen führen! —

Und unsere U-Boot-Kommandanten, sie alle würden in unseren Reihen zu finden sein. — Aber fern der Heimat, in fremden Landen, da war ein armer kranker Mann, unser Kaiser. — Wer würde ihn schützen? Wer würde ihm zeigen, daß es in deutschen Landen noch treue Mannen gab, die ihre Hohenzollern liebten und sich für sie opferten, wie ihre Väter es getan hatten! Wohl jeder von uns hatte in dumpfer Trauer an ihn gedacht und gesonnen, wie ihm zu helfen; gehandelt mußte werden! Jede Stunde war kostbar! Sollte es denn unmöglich sein für uns, den Kaiser,

unseren Kaiser, mit dem uns ein persönlicher Treueid verband, zu holen, zur Truppe zu bringen? — Während man die Ausführung dieses Planes besprach, war bereits der Marsch nach Osten aufgehoben. Zusammenbruch, Verzweiflung! Da war auch dieser Plan zwecklos, weil man verraten war.

In einer Sitzung beim Reichswehrminister kam es zu ernsten Zusammenstößen zwischen Minister und Truppenführern. Noske erkennt den Ernst der Lage, aber was nützen alle Versprechungen, denn es würde doch unterzeichnet werden. Hierzu kam noch ein Erlaß des Generals von Lüttwitz: treu auszuhalten, schwere Tage usw. Der Befehl zu dem Marsch nach dem Osten fehlte. Ein Ereignis hatte diesen Marsch unmöglich gemacht, würdig, an jene Novembertage angereiht zu werden. Von berufenster Stelle erfuhren wir hiervon: Ein ehemals königlicher Offizier, ein Mann, der in jenen kritischen Oktober- und Novembertagen einer der ersten Berater des Kaisers gewesen, hatte Verrat — anders ist es nicht zu bezeichnen — begangen. Gerade als die in Weimar versammelten Truppenführer klar und unzweideutig sich geäußert hatten, traf vom General Gröner ein Telegramm ein, worin dieser der Regierung die Versicherung gab, daß auch im Falle einer Unterzeichnung des Friedens (also auch der Schmachparagraphen) der größte Teil der Offiziere und Soldaten hinter der Regierung stehen werde. Diese Mitteilung war ausschlaggebend für die Unterzeichnung. Da konnten auch die Führer nicht mehr mit dem eigenmächtigen Marsch nach Osten drohen!

Verschwunden die hohen Ziele! Hinweg all das, was uns begeistert hatte! Nur eins war geblieben: Treue dem Führer, um vielleicht doch noch einmal eingreifen zu können und die Geschicke unseres armen, schwergeprüften Vaterlandes und verführten deutschen Volkes in andere Bahnen zu lenken. Aber wen konnte diese vielleicht noch einmal

eintretende Möglichkeit beruhigen? Wer glaubte überhaupt an diese Möglichkeit?

Aber wie gesagt, solange unser Kommandeur blieb, solange konnten und mußten auch wir bleiben. Mit diesem Entschluß endeten furchtbare Wochen, die uns von höchster Begeisterung zu tiefster Niedergeschlagenheit geführt hatten!"

*

Während Offiziere und Mannschaften noch murrten, wurden neue Anforderungen an die Truppe gestellt. Am 27. Juni 1919 brach der große Eisenbahnerstreik in Berlin aus, der eine Verschärfung durch den allgemeinen Verkehrsstreik erfuhr, der am 1. Juli in Berlin aufflammte.

Folgende Weisungen gelangten an uns:

Von R.-W.-Brigade 40.

Für 2. Marine-Brigade Alarmbereitschaft. Eisenbahn streikt. Vollzugsrat verhaftet. Steglitz und Schöneberg Unruhen gewesen.

An 2. Marine-Brigade. 27. 6. 1919, 5¼ Uhr nachm.

2. und 3. Marine-Brigade werden mit Niederwerfung der Eisenbahnerbewegung beauftragt und rücken hierzu baldmöglichst in Berlin ein.

G. K. S. K. R.-W.-Brigade 40.

Korpsbefehl

1. Der Generalstreik der Eisenbahner ist erklärt, der Betrieb ruht auf den meisten Bahnhöfen, nur auf dem Lehrter Bahnhof wird z. Zt. noch gearbeitet.
2. Das G. K. S. K. ist beauftragt, die Durchführung der notwendigen Transporte — nötigenfalls unter Anwendung von Waffengewalt — zu erzwingen. Der Reichswehrminister hat anliegende Verfügung auf Grund des

Belagerungszustandes erlassen, nach der jede Arbeitsverweigerung mit Gefängnis bis zu 1 Jahr bestraft wird. Die beifolgenden Plakate sind sofort überall öffentlich anzuschlagen.

3. Mit der Niederzwingung des Streiks wird 2. und 3. Marinebrigade, zusammengefaßt als Marine-Detachement unter Führung des Korvettenkapitäns v. Loewenfeld, beauftragt. 2. und 3. Marine-Brigade sind im Anmarsch auf Berlin und sind nach näherer Anweisung des Quartiermeisters unterzubringen.
4. 2. und 3. Marine-Brigade besetzen nach näherer Anweisung des Kapitäns v. Loewenfeld folgende Bahnhöfe usw.

   Die Wachen sind so stark zu halten und mit so bestimmten Befehlen zu versehen, daß sie unter allen Umständen die Arbeitswilligen schützen und Streikende bzw. Streikposten mit Waffengewalt zur Arbeit zwingen können. Jede Wache ist einem älteren tüchtigen Offizier zu unterstellen und mit 1 bis 2 M.-Gs. auszurüsten.
8. Es wird besonders darauf hingewiesen, daß bei Widerstand rücksichtslos von der Waffe Gebrauch gemacht wird. Es ist Ehrensache der R.-W.-Truppen, daß der Eisenbahnerstreik mit seinen unübersehbaren wirtschaftlichen Folgen, mit dessen Niederschlagung das Militär beauftragt ist, in kürzester Zeit gebrochen ist.

I. A. des Korpskommandos:
gez. v. Oven

Für die Richtigkeit:
gez. Pabst
Hauptmann u. 1. Gen.-Stabs-Offizier.

Mit einem Schlage besetzte die Brigade sämtliche Bahnhöfe. Wir verrichteten Nothilfedienste, bekohlten Lokomoti-

10*

ven, entluden Lebensmittelwagen, vor allem aber hatten wir die Fürsorge für das gesamte Schlachtvieh, das durch die Rücksichtslosigkeit der Streikenden dem Dursttode ausgeliefert war. Schrecklich war das Verzweiflungsgebrüll der armen Kreaturen bei der außerordentlichen Hitze in den engen Wagenpferchen.

Im Norden der Stadt hatte bei der Besetzung der Bahnhöfe die Truppe viel unter den Beschimpfungen der Bevölkerung zu leiden. Die Unverständigkeit der Bürger aber zeigte sich wieder in der Quartierfrage. Ortsbehörden und namentlich Hotels leisteten den Anforderungen des Einquartierungsamtes nur sehr widerwillig Folge. Mancher meiner Herren äußerte, vier Wochen Rätediktatur wie in München würde auf diese egoistische Bande gute erzieherische Wirkungen ausüben.

Mit großen Worten und Gebärden war die Regierung an die Brechung des Streiks herangegangen. Es war angeordnet worden, wer sich weigert zu arbeiten, wird mit Gewalt aus der Wohnung geholt. Wenn einer dann noch Widerstand leistet, wird er standrechtlich erschossen. Dann aber fiel die Regierung um. Plötzlich fanden die zur Wache aufziehenden Truppen an den Bahnhöfen die Verbrüderungs- und Versöhnungsplakate zwischen Regierung und Streikleitung angeklebt; die Leute, die den unangenehmen Dienst geleistet hatten, fühlten sich genarrt. Der Erfolg war: die Truppe wollte endgültig von dieser Regierung nichts mehr wissen. Von der Stärke dieser Stimmung der Truppe zeugte bald die zweite Besetzung Berlins.

Die Stadt kam nicht zur Ruhe durch die ewigen Demonstrationszüge der Kommunisten und Unabhängigen Sozialisten. Wieder einmal wurde mit der Weltrevolution gespielt. Am 17. Juli übernahmen wir vom K.S.K. 14 in Berlin den Schutz des Kaiserlichen Schlosses, der Regierungsgebäude und der Reichsbank. In straffer Haltung, mit

wehenden Kriegsflaggen zogen wir ein. Am 19. übernahm die Sturmkompagnie die Sicherung des Schlosses, sie erhielt diesen Ehrenplatz, weil der Treffpunkt der Berliner Massen damals gewohnheitsmäßig der Lustgarten war.

Am 20. wurde auf dem Schlosse die ruhmreiche alte Reichskriegsflagge gehißt. Ich sah es mir von der Straße aus an, und mein Herz lachte. Viele ältere Berliner waren zu Tränen gerührt.

Wegen der Flagge auf dem Kaiserlichen Schlosse begann ein wildes Telephonieren. Ich erklärte den betreffenden Regierungsstellen, mich ginge das gar nichts an. Ich könnte es meinen Männern nachfühlen, daß sie die Kriegsflagge, die sie wieder zu Ehren gebracht hätten, nicht lassen wollten. An das Finanzministerium, das sich auch einmengte, gab ich die Antwort Götz von Berlichingens. Es wurde ein Akt darüber angelegt und ich später um Rückäußerung ersucht. Ich habe erklärt, in der Erregung dieser Tage vor dem Weltstreik des Proletariats wäre eine derartige Äußerung von mir sehr wohl möglich und erklärlich gewesen. Eine Deputation östlich aussehender Menschen, die behauptete, als Vertreter der sozialistischen Studentenschaft aufzutreten, ließ ich hinaussetzen.

Für den 21. Juli nahm ich vor der Truppe Stellung zu dem Ansinnen, unsere Flagge auszutauschen, und gab Weisungen für tatkräftige Niederhaltung von Demonstrationen.

2. Marine-Brigade (Wilhelmshaven) — Brig. St. Qu., den 21. Juli 19.

Ia B. Nr. 155/19.

Sonderbefehl

Die Truppe hat aus freien Stücken auf dem Schloß als dem Brigade-Stabsquartier die Kriegsflagge gesetzt. Darauf kam eine Deputation der sozialistischen Studenten, ein Ver-

treter des Finanzministeriums, dem das Schloßgebäude untersteht, Vertreter der Kommandantur und verlangten die sofortige Niederholung der Flagge bzw. die Hissung einer schwarz-rot-goldenen. Ich habe die Niederholung vor Flaggenparade abgelehnt und nehme an, daß ich damit im Sinne der Truppe gehandelt habe. Einige Vertreter versuchten, die lang vorbereiteten Umzüge, die die Brigade mit der Waffe zerstreuen mußte, auf das Hissen der Flagge zu schieben. Ich habe diesen Leuten das Lächerliche dieser Ansicht beweiskräftig auseinandergesetzt. Tatsächlich haben die Demonstranten von der Flagge überhaupt keine Notiz genommen.

2. Der Befehl beim Belagerungszustand lautet, daß Demonstrationszüge und Versammlungen unter freiem Himmel im Weichbild der Stadt verboten sind. Es genügt aber nicht, wenn solche Umzüge lediglich beim Passieren der besetzten Gebäude und Straßen mit Gewalt verhindert werden, so daß die Züge einfach abziehen und anderweitig demonstrieren. Diese Züge sind zu stellen, aufzusuchen und zu zerstreuen, wenn sie einigermaßen im Bereich der Regimenter liegen. Ich erwarte hierin tatkräftiges Handeln der Kommandeure. Die umziehende Masse darf den Kommandeuren das Handeln nicht erst aufzwingen.

gez. Ehrhardt

Am 21. 7. 1919 wagte es die U. S. P. D., trotz des Belagerungszustandes und der Verwarnungen ihre Demonstrationszüge wieder aufzunehmen. Ein etwa dreitausend Mann starker Zug drang in den Lustgarten vor. Hundert Meter vor den Gewehren ließ ich die Masse auffordern, zurückzugehen und sich zu zerstreuen. Die Leute aber meinten wohl, wir seien genau so pflaumenweiches Militär wie anderes, auf das sie bisher gestoßen. Sie irrten, und einige

der Unbelehrsamen wurden von der scharfen Salve gefaßt.

Gemäß meinem Befehl gingen die Sturmkompagnien und andere Teile der Brigade den sich bildenden Demonstrationszügen entgegen. Jede Ansammlung wurde zerstreut. Die Streifdetachements beruhigten mit Faust und Kolben und griffen besonders jeden „Matrosen“, der sich nicht ausweisen konnte, und jeden Hetzer auf und nahmen ihn mit.

Es war ein wohltätiger Wind, der die Stadt durchpfiff. Der Mistgeruch der Revolution war fortgeblasen, der Druck, der über den Gemütern der Bürger gelagert hatte, begann zu weichen.

Meine jungen Leute gingen aktiv vor. Nur der Angreifer vermag seiner Idee zum Siege zu verhelfen. Es war vielleicht knabenhaft, einem Zillenführer im Kupfergrabenkanal den Flaggenstock mit der schwarzrotgoldenen Fahne abzusägen. Und studentenhaft, in die Hochschule einzudringen und den Vortrag eines Herrn Rudolf Roker über „Nationale Einheit und Kultur“ zu stören, als dieser Herr die Internationale, die uns den Feinden ausgeliefert hatte, mit beweglichen Worten pries. Ich sah aber darin ein wiedererwachtes Selbstbewußtsein, das sich nicht scheute, den Feind im eigenen Lager aufzusuchen.

Es ist immer zu bedenken, daß diese kleinen Stoßtruppunternehmen von höchstens zehn, zwölf jungen Leuten damals Taten waren. Die Kommunisten pflegten jeden totzuschlagen, der sich für Schwarz-weiß-rot bekannte.

Zehntes Kapitel

Motto:

Auf, Sturmsoldaten, jung und alt,
Nehmt die Waffen in die Hand,
Denn die Feinde fallen fürchterlich
In die Ostprovinzen ein.
War einst ein junger Reservist
Aus dem Oldenburger Land,
Der sein Weib, sein Kind verlassen mußt',
Verlassen mußt' geschwind.

Soldatenlied

Die Abtrennungskrisis in Oberschlesien. — Bandenkrieg. — Terrorisierung der Bevölkerung. — Die Brigade soll Ruhe schaffen. — Die Männer der Brigade freunden sich mit der Bevölkerung an. — Unsere Quartiergeber, die Magnaten. — Schloß Rauden und Schloß Slawentzitz. — Grenzschutz. — Ein Brückenschlag der Polen wird durch einfache Drohung verhindert. — Schmugglerjagd. — Wehmütiger Abschied. — Parolen verschiedener Tage.

In Oberschlesien begann die Abtrennungskrisis, eine Tragikomödie, deren Spiel Herr Korfanty leitete. Der Bolschewismus mußte den politischen Hampelmann machen. Wenn das Land unter dem nötigen Hochdrucke politischen Schreckens stand, sollten die polnischen Hallertruppen als Befreier und Erlöser einrücken. Auch die Deutschen, so wurde von dem schlauen, polnischen Drahtzieher gerechnet, würden dann froh sein, wenn sie Leben und Gut als polnische Staatsbürger behalten dürften.

Allein die Banden, die in das Land gesandt wurden, verrieten nur allzubald ihre rein polnische Gesinnung. Täglich kam es zu Feuergefechten zwischen Hofbesitzern und Banditen, immer waren es Deutsche, die von dieser Bolschewistenplage heimgesucht wurden. Und plötzlich war die Insurrektion da, ehe irgend jemand noch recht daran geglaubt hatte, vor allem natürlich nicht die sozialistischen Regierungsherren in Berlin, für die eine neue deutsche Flagge wichtiger war als das bedrohte Grenzland.

Als die Verwirrung in Schlesien aufs höchste gestiegen war, drohte die Entente mit der Besetzung, „um den Bolschewismus niederzuhalten“. Da ermannte sich die Regierung, und mit anderen Truppenteilen wurde auch unsere 2. Marine-Brigade zur Sicherung in das bedrohte oberschlesische Gebiet gesandt. Am 12. August 1919 rollten wir in unser Gebiet ab und wurden der Reichswehr-Brigade 32 unterstellt. Das 3. Regiment bezog Quartiere bei Cosel, das 4. bei Ratibor, der Brigadestab konnte Quartier nehmen im Schlosse Rauden, das dem Herzog von Ratibor gehörte.

Die Truppe mußte in kleine Abteilungen aufgelöst werden, jedes Dorf wurde mit Mannschaft belegt, um fürs erste einmal örtliche Sicherheit zu schaffen. Danach wurde versucht, die Waffen, die in den Schießereien eine große Rolle gespielt hatten, beizutreiben. Fast gar keine wurden gefunden. Die riesigen Wälder boten genug Verstecke, die für die Landesunkundigen unauffindbar waren. Verrat wurde von polnischer Seite an den eigenen Organisationen nicht geübt. Die niedere polnische Geistlichkeit wußte ihre Autorität nur zu gut zu gebrauchen, um ein Ausgleiten nach der deutschen Seite hin zu verhindern.

Mit der Bevölkerung freundete sich die Mannschaft gut an. Die Soldaten halfen beim Dreschen aus, sie besuchten die Andachtsstunden, die die Pfarrer abhielten. Daran schloß sich gewöhnlich ein Tänzchen an, das lustig anzusehen war, weil die Mädchen eine Art Tracht trugen: großgeblümte Kleider aus Kattunstoffen, zwei lange festgeflochtene Zöpfe hinten am Kopf.

Den Wirt unseres Brigadestabsquartiers, den Herzog von Ratibor, und die bei ihm weilenden Verwandten, Damen und Herren, hielten wir lange Zeit für polnisch gesinnt. Auch in deutschen Kreisen Schlesiens selbst herrschte ein großes ungerechtfertigtes Vorurteil gegen die Magnaten.

Im näheren Verkehr aber lernten wir die Herrschaften als sehr gut deutsch kennen.

Von der Brigade aus geschah alles, um den Deutschen das Rückgrat zu stärken. In Cosel hielt ich eine Tannenbergfeier mit Appell ab und sprach auf dem Marktplatz zur Truppe. Die ganze Bevölkerung nahm an dieser Feier teil.

In unserem Quartier wurden wir bald heimisch. Das Herzogspaar kam uns in reizend gastlicher Weise entgegen. Allmählich fühlten wir uns in dem großen Bau des Schlosses ganz wie zu Hause. Der Tageslauf war regelmäßig. Das Frühstück schickte uns der Herzog, mittags aßen wir aus der Gulaschkanone, abends blieb jeder für sich, wenn uns der Herzog nicht einlud.

An der Tafel nahmen teil neben dem Herzog die Herzogin, eine aus Ungarn gebürtige Fürstin. Die Sprache der Dame hat unsern Polenverdacht lange verstärkt. Dann waren in der Regel zugegen die Prinzessin Ratibor, Prinzessin Hohenlohe und Gäste von den großen Gütern, vor allem Graf Sierstorpff. Die Unterhaltung war fröhlich und ungezwungen. Der Herzog war ein gemütlicher alter Herr mit großer Jagdpassion. Das ganze Haus war voll von seinen selbstgeschossenen Trophäen. Darunter waren herrliche Stücke, die mein Jägerherz erfreuten. Natürlich erzählte der Herzog gern Jagdgeschichten. Wir erzählten aus unserer Kriegs- und Marinewelt und merkten dabei, wie weltabgeschieden und weltfremd diese Herrschaften waren. Ich hatte immer das Gefühl, daß sie aus der Verwunderung über uns bürgerliche Offiziere nicht herauskamen. Keine Steifheit kam auf, harmlose Fröhlichkeit herrschte. Allmählich bekannte der Herzog, wie sehr er mit dem Vaterland mitlitt. In echt fürstlicher Weise fragte er sehr wenig nach den eigenen Interessen.

Allmählich faßten auch die Damen Zutrauen zu uns, wir machten mit ihnen Morgenritte und Sprungübungen mit

den Kompagniegäulen. Es war ihnen, glaube ich, eine Wohltat, Menschen reden zu hören, wie ihnen der Schnabel gewachsen war, und Urteile zu vernehmen, die sich Männer, die allerhand hinter sich hatten, selbst bildeten.

Sehr entrüstet war die Prinzessin Hohenlohe, als ich ihr eines Tages sagte, ich hätte sie ihrem dunklen Aussehen nach für eine Polin gehalten. Eine Zeitlang nahm sie mir das todübel.

Von Schloß Rauden wurden wir nach Schloß Slawentzitz in einen neuen Bezirk verlegt. Der Besitzer Fürst Christian Kraft zu Hohenlohe-Oehringen ließ es uns Offizieren gegenüber nicht an großzügiger Gastfreundschaft fehlen. Jeder von uns hatte ein Wohn- und Schlafzimmer, ein Bad und Burschenzimmer. Sportfeste wurden veranstaltet, harmlose kleine Volksfeste trugen zur Herstellung guter Beziehungen zwischen der Truppe und Bevölkerung bei.

Der Bruder des Fürsten, der seinen Wohnsitz im Schlosse hatte, zeigte uns eine altertümliche steife Reserviertheit, die uns auffiel, weil die anderen Herrschaften gern den Verkehr mit uns pflegten.

Er war wohl einmal Diplomat gewesen, und glaubte es sich schuldig zu sein, jede Fühlung mit den anderen Sterblichen peinlich zu vermeiden.

Aber selbst die Prinzessinnen, die sich als frische, schneidige Reiterinnen gern zeigten, bewahrten doch immer ein Maß von innerer Zurückhaltung, das entsprungen war aus dem Gefühl, einer besonderen Kaste anzugehören. Ich betone das besonders, weil nur auf dieser Grundlage sich mein besonderes Verhältnis als das eines Schützlings, das ich später zur Prinzessin Hohenlohe einnehmen mußte, erklärt.

Ebenso wie auf Schloß Rauden hißten wir auf Schloß Slawentzitz unsere alte stolze Reichskriegsflagge. Aus der Ruhe dieses Quartiers wurden wir in die Grubengegend

bei Myslowitz und Kattowitz in den Grenzabschnitt der Reichswehr-Brigade 6 verlegt. Hier wurde der Dienst ernst. Viele eingewanderte polnische Arbeiter hatten gemeinsame Sache mit den Aufrührern gemacht. Unsern Abschnitten bei Bogutschütz und Gischewald lagen auf Pistolenschußweite Hallertruppen gegenüber. Gut gekleidet war diese polnische Soldateska. Helden waren es nicht. Kleine Schießereien von beiden Seiten entsprangen mehr jugendlicher Sportlust als einem kriegerischen Haßgefühl.

Eines Tages fingen die Polen an, eine Brücke über den Fluß zu schlagen. Der Kompagnieführer der Brigade ließ den polnischen befehlshabenden Offizier auf die Brücke kommen und ihm sagen: „Wenn bis morgen früh um 6 Uhr diese Brücke nicht abgebrochen ist, lasse ich das Feuer auf die polnische Ortschaft eröffnen.“ Prompt um 6 Uhr war am nächsten Morgen die Brücke abgebrochen. An der Art des Offiziers und unserer Leute erkannten die Polen das deutsche Soldatengeschlecht von 1914 wieder.

Böser war der Krieg aus dem Hinterhalt. Einige Posten wurden von den Polen ermordet, sie verschwanden spurlos. Es war ein bedeutsames Anzeichen für die Güte der polnischen Geheimorganisation.

Alle Zugangswege wurden schwer verdrahtet. Diese Maßnahmen richteten sich aber mehr gegen den maßlos gewachsenen Schmuggelhandel als gegen soldatische Überfälle. Die Schmuggler waren in der Regel polnische Juden; viele von den Kerls wurden abgefangen. Diese Kaftanträger waren in der ersten Zeit furchtbar erstaunt, daß sich unsere Leute nicht bestechen ließen wie die Soldaten, die bisher dagewesen waren. In unverschämtester Weise boten sie Geld an. Auf meinen Befehl gingen die Leute immer zum Schein auf diese Bestechung ein. Nachdem sie das Geld hatten, nahmen sie den Kerls die Waren ab, verprügelten sie und jagten sie über die Grenze. Einmal kam ein mit Mist beladener Wagen,

den ein polnischer Bauer führte. Zur Sicherheit stach der Posten mit dem Seitengewehr tief in den Mist und stieß auf etwas Hartes. Mehrere Zentner Leder in Rollen waren für die Ausrüstung der Brigade eine willkommene Beute. Auf der Dreikaiserecke, die auch von uns besetzt war, wehte seit langer Zeit zum ersten Male wieder die schwarz-weiß-rote Flagge, die meine Leute dort hißten.

Aus den miserablen, ganz verlausten Quartieren an der Grenze ging es wieder in die Ruhe zurück nach Schloß Slawentzitz. Die alte Gastfreundschaft umfing uns. Gern ging ich des Abends vom Schloß hinab in die Dorfkneipe, die stolz den Namen „Hotel Stadt Oehringen" führte. Es war ein Gasthof mit rein bäuerlicher Einrichtung. Aber eine aufmerksame Wirtin schaffte gutes billiges Essen, Eier, Grog und Wodka. Hier tranken die jungen Männer der Sturmkompagnie und feierten ihre Feste. Wenn ich eintrat, war ein Hecht und Qualm und Gestank nach Schnaps zum Umfallen im Raum. Das mußte ich schon in Kauf nehmen, wenn ich mit den jungen Leuten tagen wollte. Beim Nachhauseweg konnte ich mich dann durch den stockfinsteren Park tasten, in dem keine Hand vor den Augen zu sehen war.

Unvermutet erreichte uns der Rückberufungsbefehl nach Berlin. Dort waren wieder Unruhen zu befürchten. Wie immer wurde die Marine-Brigade gerufen, wenn der Sessel der Gewalthaber wackelte. Nach den eigenen Worten Noskes und seiner Generale war ja die Brigade die beste und zuverlässigste Truppe, die es damals gab.

Als die Brigade abrückte, gab ganz Slawentzitz den abmarschierenden Quartiergästen das Geleit. Auch die Herrschaften vom Schloß fanden sich ein, die drei Prinzessinnen winkten uns nach.

In die Brigade war in dieser oberschlesischen Zeit ein Bataillon Baltikumkämpfer eingereiht worden. Von ihnen

hatten meine Leute ein Lied übernommen, das sie für Oberschlesien umdichteten, und so sangen sie:

In einem Polenstädtchen,
Da fand ich einst ein Mädchen;
Sie war so schön.
Sie war das allerschönste Kind,
Das man in Polen find't.
Aber nein, aber nein,
Sprach sie, ich küsse nie!

Und als die Scheidestunde,
Da kam aus ihrem Munde
Ein leises Wort.
So nimm, du stolzer Musketier,
Den ersten Kuß von mir,
Vergiß Maruschka nicht,
Das Polenkind!

Daß manches Herz von den Sturmsoldaten gebrochen war, konnten wir aus der zahlreich später einlaufenden Post aus Slawentzitz deutlich wahrnehmen. Ich gönnte es meinen Leuten, daß sie auch ein bißchen Freude haben konnten, zumal die Brigade ihren schwersten Zeiten entgegenging.

Bezeichnend für die Stimmung der Truppe damals waren die Ausgaben von Parolen, von denen einige hier angeführt seien.

25./26. 9. Schwarz-rot-gold — unglaublich
27./28. Vierverband — Rasselbande
28./29. Vergessen — nein
30./1. 10. Schlesien — bleibt deutsch
3./4. Erzberger — Totengräber
5./6. Völkerbund — Unsinn
6./7. Marine-Brigade — Sonnenvögel
7./8. Polen — haut ihn.

Elftes Kapitel

Motto:

Fridericus Rex, unser König und Herr, der rief seine Soldaten allesamt ins Gewehr. — Ihr verfluchten Kerls, sprachen Seine Majestät, daß jeder in der Bataille seinen Mann mir steht.

Die Brigade in Karlshorst vor Berlin, dann Gegend von Bernau. — Die Bevölkerung, die wir schützen sollen, beweist kleinliche Gesinnung; die Regierung, die uns ernähren soll, ahnt nicht, welche Stimmung ein leerer Soldatenmagen erzeugen kann. — Unsere Selbsthilfe. — Ein Verlust: Reinhardt, der Führer der Sturmkompagnie, geht nach Hamburg. — Die Heeresverminderung verschlechtert die Stimmung von Führer und Truppe. — Doppelzüngigkeit der Regierung. — Die Brigadeleute betreiben wieder auf eigene Faust Politik. — Mustergültige Disziplin der Truppe. — Die Roten rüsten. — Die Regierung will die Freikorps auflösen. — Lüttwitz kann diese Verantwortung nicht tragen. — Persönliche Beziehungen zu Kapp. — Persönlich treibe ich keine Politik. — Stiftungsfest der Brigade am 1. März 1920. — Lüttwitzens Versprechen an die Truppen ist Herrn Noske unangenehm. — Wie die Haltung der Führer auf die Truppe Einfluß ausübt.

Die Truppe wurde zunächst nach Karlshorst und Umgebung verlegt. Wie immer hatte Herr Noske in keiner Weise für Unterkunft und Verpflegung sorgen lassen. Wieder bestätigte sich die Berliner Erfahrung: Bevölkerung und Behörden waren widerspenstig. Tagelang mußten einige Kompagnien in eiskalten, halboffenen Scheunen übernachten. Aber wir kannten jetzt das Rezept für diesen Fall: wir machten mit Gewalt Quartier und griffen auch gegen die widerspenstigen Behörden zur Selbsthilfe. Wie gewöhnlich wandten sich diese Beamten sofort an die höchsten Regierungsstellen, die mit Politikern besetzt waren. Hier bekamen sie eigentlich immer grundsätzlich recht.

Spielregel war es: Wurde die Truppe in einen Vorort Berlins gelegt, so reiste noch am selben Tag eine Deputation aus diesem Ort nach Berlin, beklagte sich, die Truppe be-

nähme sich störend, es gebe dauernd Unruhen, die schwarz-weiß-rote Flagge verriete den Militarismus. Damit fanden sie sofort Gehör.

Wir wurden weiterverlegt in die Gegend von Bernau, weil wir von dort in einem Tag nach Berlin marschieren konnten. Der Widerstand der Bevölkerung war besonders zähe. Heizung hatte die Truppe überhaupt nicht. Alle Vorstellungen bei Noske waren vergeblich. Wir wurden so lange mit Versprechungen hingehalten, bis ich auch hier zur Selbsthilfe griff. Ich ließ im Walde Bäume fällen, das Holz wurde getrocknet und zum Heizen verwandt. Die Verpflegung war hundsmiserabel. Die Eisenbahnwaggons mit Lebensmitteln wurden von den roten Brüdern absichtlich auf falsche Gleise geschoben, damit sie bei den Truppen nicht ankämen. Nur durch grobes Auftreten und persönliches Eingreifen der Offiziere in einen Bahntransport kamen die Leute einigermaßen zu ihrem Recht.

Zum ersten Male wurden damals in der Truppe Beängstigungen über Mannschaftsentlassungen laut. Besonders das Bataillon der Baltikumkämpfer, dem große Hoffnungen erweckt, viele Versprechungen gemacht waren, wurde durch ihren Führer beim Reichswehrministerium vorstellig. Herr Noske hat in seinem Buch „Von Kiel bis Kapp" sein Verhältnis zu dieser Truppe klargelegt und bewiesen, daß er kein Herz für sie hatte. Er verstand es nicht, was diesen Männern entgangen war. Jahrelang hatten sie gekämpft, um Siedlungsland zu erlangen, und wurden nun einfach vor die Tür gesetzt. Die Folge davon war, daß die Leute sich politisch aktiv in ihrer Art beteiligten. Sie sprengten Versammlungen, erregten Skandale, verprügelten Juden. Jeden Tag hatte ich irgendeinen Radau in Ordnung zu bringen.

Damals erließ ich am 15. November 1919 den Brigadebefehl 120.

Berlin, 15. November 1919.

Ich habe folgendes Telegramm am 9. 11. 19 an den Chef der Admiralität als Mitglied des Kabinetts gerichtet:

Die 2. Marinebrigade erwartet, daß Regierung die schamlosen Forderungen der Entente ablehnt. Sie sieht in diesen Forderungen den unbeirrbaren Vernichtungswillen der Feinde. Eine Zusage der Erfüllung wird die Entente zu neuen Bedrückungen berechtigen, da wir die Erfüllung unmöglich durchführen können. Dann sind wir in derselben Lage, wie wenn wir jetzt ablehnen, nur daß wir jetzt noch nicht völlig ausgesaugt und gänzlich wehrlos sind.

Kommandeur 2. Marinebrigade
Wilhelmshaven

3. Marinebrigade hat sich diesem Protest angeschlossen.

*

Am 9. November 1919 demonstrierten die Sturmsoldaten meiner Brigade aus sich heraus gegen die Revolution, deren Jahrestag gefeiert werden sollte. Sie legten große Kränze mit den verhaßten schwarzweißroten Farben auf dem Sockel des Bismarckdenkmals nieder, das vor dem Reichstagsgebäude steht. Als die Kranzträger durch die Straßen gingen, wurden sie höhnisch gefragt: Wer ist denn gestorben? Sie antworteten schlagfertig: „Das Deutsche Reich vor einem Jahr, wenn Ihr es wissen wollt."

Eine schöne Rede hielt hernach am Denkmal unser Kamerad Tillessen vom Sockel herab. Daß wir diese stille Feier durchsetzen konnten, war bezeichnend dafür, was ein fester Wille den Berlinern zumuten konnte und wie wenig sie innerlich revolutionär waren.

In dieser Zeit verlor die Sturmkompagnie ihren Führer G. Reinhardt. Wie ich erzählt habe, bestand die Sturm-

kompagnie aus Offizieren, Fähnrichen und Kadetten, von denen jeder Dienste als einfacher Soldat verrichten mußte. Als Führer hatte ich ihnen Reinhardt gegeben, der ein Sturmtruppspezialist war und im Kriege wegen Tapferkeit vor dem Feinde vom Unteroffizier zum Offizier befördert war. Es spricht für Truppen und Führer, daß sich die oft wesentlich dienstälteren Offiziere diesem Manne bedingungslos unterstellten. Ein schöner Beweis dafür, daß der deutsche Offizier nicht vor Standeshochmut berstet, wie es die Witzblätter immer wahr haben wollten. Wir verloren Leutnant Reinhardt ungern, aber aus Rücksicht für seine Familie mußte er eine Stelle als Polizeioffizier in Hamburg annehmen. Wir haben dem guten Kameraden und tapferen Mann die besten Wünsche auf seinen Lebensweg mitgegeben.

Die Brigade war über 20 Ortschaften zerstreut. Diese Zerrissenheit machte sich bei der Befehlsübermittlung bemerkbar. Die Folge war, daß die Disziplin nachließ. Unzufriedenheit kam auf. Wollte ich die Truppe nicht zerfallen lassen, so mußte ich dafür sorgen, daß sie in einem Lager untergebracht wurde, wo ich sie übersehen und den Dienst einheitlich regeln konnte. Zu diesem Zweck wurde ich bei Exzellenz Lüttwitz vorstellig. Bei ihm fand ich volles Verständnis, er war ja der Vater der Freikorpsbewegung und hatte diese Verbände für sich gleichsam als eine Hausmacht geschaffen. Noch während des Revolutionsfiebers hatte er daran gedacht, dem Deutschen Reiche das Machtmittel starker Truppen neu zu schaffen. So war und blieb er der Kristallisationspunkt. Er begriff, was es hieß, eine Truppe wie die meine verwahrlosen zu lassen. Im Januar konnten wir daher ins Döberitzer Lager einrücken.

Zu Beginn des Januar beschäftigte die Frage der Verminderung des Heeres alle Führer unserer Wehrmacht. Wir standen alle auf dem Standpunkt, daß ein Hunderttausendmann-Heer ein Ding der Unmöglichkeit sei, zweimalhundert-

tausend Mann müßten wir zum mindesten haben. Diese Forderung vertrat Exzellenz von Lüttwitz. Auch verlangte er schwere Artillerie. Auf 200 000 Mann hätten wir im Bedarfsfalle noch eine Kriegsarmee aufbauen können. Und daß wir diese vielleicht gegen den Osten brauchten, hätte der Entente einleuchten können. Lüttwitz vertrat den Standpunkt: Kann die Regierung die Forderung der Entente gegenüber nicht durchdrücken, so habe ich als der älteste aktive General der Armee die Pflicht, mich gegen die Regierung aufzulehnen und für die Armee die Lebensforderung durchzusetzen. In einer Kommandeurbesprechung gab er seinem Willen unzweideutig Ausdruck und hatte die Zustimmung sämtlicher Kommandeure.

Das war ein großes, klares Ziel, das uns gesteckt war. Aber die Regierung bekam Wind davon, und eine feige Angst vor dem eigenen Heere brach in ihrer Mitte aus. Statt sich vor den Offizieren zu fürchten, hätte eine deutsche Regierung aufs engste mit ihnen zusammen arbeiten müssen. Ein Gesetz gegen Volksverrat wäre am Platz gewesen. Ich las bei Herrn Noske folgende Erörterung aus der deutschen Nationalversammlung. Der Abgeordnete Henke behauptete in bezug auf angebliche deutsche Rüstungen: „Es sind noch viel mehr als 1 200 000, die heute bewaffnet sind."

Als der Abgeordnete Kahl warnte, er solle das Ausland nicht aufhetzen, antwortete Henke: „Gerade deshalb sage ich es." Der Abgeordnete Kahl rief, nach dem amtlichen Stenogramm: „Pfui Teufel, so ein gemeiner Lump! Die französische und englische Soldateska wollen Sie auf Deutschland hetzen?"

Warum fand die Regierung nicht den Mut, bei dieser Gelegenheit sofort zuzupacken? Sie konnte Aufhebung der Immunität des Abgeordneten fordern, sie konnte sich Vollmacht geben lassen in einem Gesetz zur Verhütung des Volks-

11*

verrates. Aber Herr Noske war rot, und im Ernste hackt eine rote Krähe der andern die Augen nicht aus.

Damals im Anfang Januar wurde es bekannt, daß bis zum 1. April 200 000 Mann zu halten seien, bis zum 10. Juli 1920 müsse die Verminderung auf 100 000 Mann durchgesetzt sein. Ein mir befreundeter Kapitän fragte mich: Was glauben Sie von Noske?

Ich antwortete: Ich traue dem Bruder nicht, aber soviel muß er gelernt haben, daß er weiß, mit 100 000 Mann ist nichts durchzusetzen.

Der Kapitän sagte: Diese roten Brüder haben nur die eine Angst, daß sie ihre warmen Regierungsfessel verlassen müssen. Ihnen ist es ganz recht, wenn sie die Armee auf 100 000 herunterdrücken. Für sie ist die Armee immer ein Gegenstand des Mißtrauens. Wir sind gut genug, für sie Bürgerkrieg zu führen, damit sie im roten Plüschsessel sich dehnen können. Ist aber unsere Arbeit getan, können wir gehen.

Diese Idee, die Regierung wäre nur froh, wenn sie die Armee los würde, wuchs unter den Truppen in Döberitz von ganz allein. Ich hatte angeordnet, daß den Leuten die Zeitungen sämtlicher Parteien verkauft werden sollten. Sie sollten sich als erwachsene Männer ihre politische Meinung selbst bilden. Nun war es interessant, zu beobachten, wie die Leute, die sich früher immer nur ein Blatt gekauft hatten, in diesen Wochen am liebsten die „Freiheit" und die „Deutsche Zeitung" kauften, das Regierungsblatt, den „Vorwärts", aber und die Organe der Mittelparteien mieden. Sie waren zu der Überzeugung gelangt, mit dieser Regierung, die die von ihr selbst aufgerufene Truppe im Stich ließ, ginge es nicht weiter.

Der Unmut machte sich immer wieder in aktiver Politik, in Störung von Versammlungen usw. geltend. Damals waren es unsere Männer, die als erste sich mit Hakenkreuzen

schmückten. Wie das gekommen ist, kann ich nicht angeben. Plötzlich war das Hakenkreuz **das** nationale Abzeichen.

Ein kleines Ereignis bewies mir, wie scharf gespannt die Stimmung im Lager war. In der Nähe feierte eine kleine Gesellschaft von Kommunisten Hochzeit. Leute von mir waren dazugekommen und wollten mittanzen. Es gab Häkeleien, einer der braven Kommunisten schoß plötzlich aus dem Fenster heraus. Dies nahmen meine Leute als Zeichen zum Angriff, holten ihre Knarren aus dem Lager und griffen die Gesellschaft an. Braut und Bräutigam flüchteten in den Keller, und die Gäste stiegen auf das Dach. Am nächsten Tage kam der Bürgermeister und stellte mich darüber zur Rede.

Die Unruhe der Mannschaft äußerte sich aber nicht nur in Raufereien und Skandalen. Alle meine Leute waren ergriffen von Wißbegierde, sie fragten nach den Ursachen der wirtschaftlichen und politischen Wirren im Reiche. Vorträge wurden von der Mannschaft verlangt.

Es gelang, eine Reihe führender Männer für diese Vorträge zu gewinnen. Wie sehr sich das moralische Empfinden der Truppe hob, zeigt vielleicht am besten, daß an Stelle der schnoddrigen Gassenhauer und Großstadtlieder nur noch die alten Soldatenlieder und Volkslieder von den Leuten gesungen wurden.

Die Truppe wuchs in eine Hochstimmung: in unserer Hand liegt die Erhaltung der deutschen Wehrmacht. Unbewußt war dieser Gedanke den Leuten in Fleisch und Blut übergegangen. Diese Stimmung ging so weit, daß bei einer Versammlung der Vertrauensleute, die ich ungefähr alle acht Tage abhielt, ein Unteroffizier in der Erregung mir entgegenrief: „Herr Kapitän, wann marschieren wir endlich nach Berlin? Wir wollen die ganze Bande zum Teufel jagen!"

Die Truppe wurde mustergültig in Disziplin, Gefechtsausbildung, Marschleistung. Ganz von sich aus machten sie 25-Kilometer-Märsche mit vollem Gepäck. Immer trugen die Offiziere bei diesen Märschen ihr Gepäck selbst. Die Mannschaft stellte aus sich heraus die Forderung: Nach diesem Marsche wollen wir Felddienstübung machen und danach Parademarsch. Auffällig war es, daß dieser 25-Kilometer-Marsch genau übereinstimmte mit der Entfernung Döberitzlager—Zentrum Berlin. Der leidenschaftliche Wunsch, in Berlin einzumarschieren, war aufgekommen, kein Mensch wußte eigentlich woher.

Damals im Februar pfiffen es die Spatzen von den Dächern, im Ruhrgebiet sei eine Rote Armee in der Bildung begriffen. Fast jeden Tag wurden Beweise gefunden, daß Moskau Geld und Einfluß nach Deutschland hineintrug. Die Aufstandstermine für den Mai waren in dem ganzen Lande bekannt. Die Freikorpsführer sagten sich darum, die Regierung darf uns gar nicht nach Hause schicken, sonst geht es ihr selber ans Fell.

Die Reichswehr umfaßte damals noch keine kampffähigen Truppen. Die dauernden Umbildungen, das völlige Ausscheiden der Frontsoldaten, die Eingliederung Jugendlicher hatten den Wert ihrer Kompagnien auf ein Mindestmaß herabgesetzt. Das hatte General von Lüttwitz, der damalige oberste Kommandeur, klar erkannt. Darum leistete er der Auflösung der Freikorps bewußt Widerstand und sabotierte die Befehle der Regierung. Dies wirkte auf uns Offiziere stärker ein, als jede Rede in den Besprechungen. Auch auf die Truppen färbte das ab. Kam wieder der Auflösungsbefehl der Regierung, so pfiff man sich eins und kümmerte sich den Teufel was darum. Mitte Februar kam der strikte Befehl, am 10. März sei aufzulösen. Ich nahm Kenntnis davon und wartete das Weitere ab. Ich sagte mir, das Interesse der Leute an der Brigade ist hin, wenn sie an die

Auflösung glauben. Dann denkt jeder nur an sich, wohin er sich wenden und welchen Beruf er ergreifen muß.

Es war schön, zu beobachten, wie sich Lüttwitz und die Regierung langsam in die Wolle kriegten. Bei einer nochmaligen Besprechung mit Lüttwitz erklärte er uns kategorisch, eine Reduzierung des Heeres ließe er nicht zu, und damit sei auch die Auflösung der Freikorps ausgeschlossen.

Dies Wort war mir genug. Ich konnte manchmal kaum ernst bleiben, wenn in Berlin dienstliche Zusammenkünfte stattfanden, in denen festgelegt wurde, wo die Leute der aufzulösenden Truppe hinkommen sollten, wieviel zu entlassen seien, wie viele Offiziere bleiben sollten usw. Dienstlich konnte ich gut balancieren, da aktenmäßig nicht feststand, ob ich der Admiralität oder dem Gruppenkommando unterstellt war. Ich führte damals meinen eigenen Erwägungen zum Trotz einen schier gigantischen Kampf für meine Offiziere und Mannschaften durch, um sie bei der Auflösung unterzubringen. Das sollte die Rückversicherung für die Leute sein, die sich ganz in meine Hand gegeben hatten. Es ist mir auch fast restlos geglückt. Die mir vorgesetzten Dienststellen waren von meiner zähen Arbeit befriedigt. Sie sahen darin ein nicht erwartetes Entgegenkommen meinerseits, der immer für einen schwierigen Untergebenen galt. So führte ich die Sicherung meiner Leute durch und verbarg gleichzeitig das, was sich bei der Truppe von selbst entwickelte. Denn in der Brigade glaubte kein Mensch an eine Auflösung. Die Truppe war überzeugt von ihrer Daseinsnotwendigkeit.

Von der Marineleitung wurde ich damals gebeten, aktiv zu bleiben. Ich habe es abgelehnt, da ich mit meinem Gewissen und meinem Treueid zum Kaiser nicht vereinbaren konnte, unter der neuen Reichsflagge zu dienen.

In der Zeit kamen ungarische Herren zu mir. Horthy hat sie zu mir nach Deutschland geschickt, um zu sehen, wie

es bei uns im Norden mit der Abwehr des Bolschewismus bestellt sei. Diese Verbindung, die damals akademischer Art war, wurde für eine spätere Zeit, da nationale Männer in Deutschland geächtet wurden, fruchtbar.

Zu Kapp gewann ich persönlich Beziehungen. Mein Großvater mütterlicherseits war, wie sein Vater, ein 48er Revolutionär gewesen und hatte, wie Kapps Vater, flüchten müssen. Daraus erwuchsen Bekenntnisse und Erzählungen. Kapp war vom Scheitel bis zur Zehe ein deutscher Mann, aber trotz seiner außerordentlichen Begabung für Verwaltung und einem sehr realpolitischen Sinn war er ein Idealist der Art, daß er glaubte, ein schöner, machtvoller Gedanke müsse die Mehrzahl der Volksgenossen von selbst fortreißen. Er konnte hinreißend sprechen, und sein Temperament bewegte Versammlungen. Seine riesige Gestalt ließ ihn leicht Überlegenheit gewinnen, aber seine Nerven waren mehr verbraucht, als ich es ahnen konnte. Reizend war er, wenn er bei Moselwein, den er gern und viel trank, plauderte. Eine seiner schönsten Geschichten war diese: Es war Winter des Jahres 1871. Die Familie Kapp lebte damals am Ostufer des Michigansees, dessen Wasser vereist waren. Tiefer Schnee lag auf den Wäldern und Feldern, schneidender Wind blies. Kapps Vater war nach Chikago gefahren. Da er nach mehrwöchiger Abwesenheit wieder heimkam, gingen Mutter und Kinder an die Bahn, um ihn abzuholen. Endlich lief der eisbedeckte Zug verspätet ein. Die Türe eines der Abteile öffnete sich, in Pelz, Mütze und hohen Stiefeln trat eine riesige Gestalt in den Schnee hinaus. Die Kinder, die ihren Vater erkannten, jubelten ihm entgegen. Aber der Riese hob feierlich die Hände empor, Frau und Kinder traten zurück. Da sagte der mächtige Mann mit tränenerstickter Stimme: „Seit drei Tagen haben wir einen Deutschen Kaiser!"

Wie ein Siegessignal pfiff in diesem Augenblick die

Lokomotive, und der Zug brauste triumphierend in die weißen, winterschweren Wälder. Nun litt es Kapps Vater nicht länger mehr in Amerika. War doch der Kaisergedanke von 48, um den er gekämpft und in der Verbannung gelitten hatte, erfüllt worden. Sobald er konnte, kehrte er nach Deutschland zurück.

Dies Jugenderlebnis blieb für den jungen Kapp lebensbestimmend. Trotz realer Einsicht war er ein politischer Idealist geblieben, und die allzu schmale staatspolitische Basis des Märzunternehmens krankte vielleicht an dieser schönsten Stunde seiner Jugend.

Was Wunsch in uns ist und Sehnsucht, darf nicht verträumt werden, sondern muß in den Willen wachsen und aus dem Willen Kraft gewinnen zur Gestaltung der Wirklichkeit.

Im Februar sollte das Fest des einjährigen Bestehens der Brigade stattfinden. Da wir diesen Tag zu einer großen militärischen und nationalen Feier steigern wollten, verschoben wir das Fest auf den 1. März. Eine Jubiläumsschrift wurde herausgegeben, Feldgottesdienst angesagt und eine große Parade angesetzt, zu der wir die Vorgesetzten, auf die wir etwas hielten, einluden. Es waren dies Exzellenz Lüttwitz, Admiral von Trotha, Kapitän Michelsen, Chef der Nordseestation. Auch der harmloseste jüngste Mann der Brigade hätte nicht daran gedacht, Herrn Noske einzuladen.

Das Lächerliche war Noskes Einbildung, die Truppen, mit Ausnahme einiger Offiziere, sähen in ihm einen Freiheitshelden.

In Wahrheit haben die Leute, die gut und diszipliniert waren, diesen Mann verachtet. In seinem Glauben wurde der Phantast dadurch bestärkt, daß von den roten Berufssoldaten, insbesondere von denen der Marine, alle Augenblicke Deputationen kamen und ihm Honig ums Maul schmierten. Wie die Männer der Truppen zu ihm standen,

erwies sich deutlich später beim Putsch. Kein Mann der Berliner Garnison, die eine Kopfstärke von 10 000 Mann hatte, war bereit, für Herrn Noske zu kämpfen.

Der 1. März 1920 war ein lichter, blauer Tag, erfüllt von der Sonne des Vorfrühlings. Meinen Männern blitzte die Begeisterung aus den Augen. Außerordentlich stark war die Beteiligung von seiten des Offizierkorps aus Berlin und anderen Garnisonen. Sie alle interessierten sich für die Brigade, die sich damals schon einen besonders guten Namen gemacht hatte. Mir, der ich der Schöpfer dieser Truppe war, schlug das Herz höher, als meine Männer paradierten und über viertausend dastanden im großen offenen Viereck. Die Morgensonne strahlte, Waffen und Lederzeug blinkten, die schwarzweißroten Fahnen wehten. Sie standen da auf dem sandigen Übungsplatz, wo schon die ersten großen preußischen Kriegsbataillone vor dem Alten Fritz vorüberdefilierten.

„Stillgestanden! — Augen rechts!"

Die Kapellen der Regimenter spielten den Präsentiermarsch.

„Guten Morgen, Kameraden!" — „Guten Morgen, Euer Exzellenz!"

Als hätten wir noch einen Kaiser, so schritten General von Lüttwitz und Admiral von Trotha die Front ab.

Eine begeisterte Ansprache des Generals von Lüttwitz folgte. Sie gipfelte in den Worten: „Ich werde nicht dulden, daß mir eine solche Kerntruppe in einer so gewitterschwülen Zeit zerschlagen wird."

Es folgten Parade und Feldgottesdienst in feierlichster Form. Der Altar war geschmückt mit Zweigen der Tannen und des Lebensbaumes. Rechts vom Altar standen wie Statuen die Fahnenträger mit den Kriegsflaggen der Bataillone. Die Kapellen der Regimenter, die sich links vom Altar aufgestellt hatten, eröffneten die Andacht mit dem

Choral „Befiehl du deine Wege". Die Ansprachen des evangelischen und des katholischen Geistlichen waren kraftvoll und erhebend. Der Gottesdienst schloß mit dem Niederländischen Dankgebet.

Am Nachmittag vereinigte die Männer der Brigade ein frohes Sportsfest. Am Abend war alles zu einem gemütlichen Beieinandersein versammelt.

Zweifellos hatte Noske irgendeinen Offizier als Spion mitgeschickt. Denn es gab genug Kriecher und Streber, die da hofften, unter Noske Karriere zu machen, nachdem sie in der Revolution ihr rotes sozialistisches Herz entdeckt hatten. Noske erfuhr von der Ansprache des Generals von Lüttwitz und den schwarzweißroten Fahnen und der vaterländischen Begeisterung, die in Döberitz geherrscht hatte. Aus dem Instinkt des schlechten Gewissens heraus fühlte er eine herannahende Gefahr. Er warf Exzellenz von Lüttwitz nach einigen Tagen besonders die Worte vor, die gegen eine Auflösung der Brigade gerichtet waren.

In den Tagen, die dem 1. März folgten, fanden eingehende Besprechungen zwischen Kapp, Lüttwitz und dem General von Oven statt. Ich selbst nahm an diesen Unterhaltungen nicht teil. Ich war Soldat und wollte nur Soldat bleiben, allerdings nicht unter einem Ebert oder unter einem Noske.

Damals tauchte Lincoln Trebisch auf, der Journalist mit den verschiedenen Nationalitäten. Vom ersten Augenblick an brachte ich ihm ein schweres Mißtrauen entgegen. Mir fehlte die Begründung, aber mein Instinkt lehnte ihn ab.

Man hatte damals das Gefühl, vor einer Explosion zu stehen. Kam ich im Kraftwagen aus der Stadt zurück, so sah ich überall im Lager Offiziere und Mannschaften in lebhafter Bewegung beisammenstehen und reden. Alle diese Gruppen brachen ihre Gespräche ab und eilten mir entgegen, um mir am Gesicht abzulesen, was in Berlin los wäre. Nie

habe ich so stark empfunden wie in diesen ersten Märztagen, was das Mienenspiel des Führers für einen Einfluß auf die Stimmung der Truppe hat. Fast immer herrschte Jubel in der Truppe, denn in der damaligen Zeit habe ich meist gelacht. Ich hatte das gute Gefühl, wir werden bald für die beste Sache von der Welt einstehen.

Von meiner Haltung und Stimmung lebte das ganze Lager. Wenn ich durch die Döberitzer Gassen ging, hatte ich das Gefühl, die Augen jedes einzelnen Mannes rufen dir zu: Drück doch nur auf den Knopf; wir alle warten auf dein Zeichen. Hätte ich den einzelnen gefragt, worum es ginge, so hätte sicher niemand eine genaue Antwort geben können. Aber alle diese Männer hatten das Gefühl: etwas muß geschehen, so geht es nicht weiter.

Ich selbst sonderte mich damals ab. Ich wollte allein sein. Die Gewißheit, eine schwere Entscheidung steht vor der Tür, gebot mir, mich abzukapseln. Meine Gedanken und Sorgen waren mir Gesellschaft genug. Die Verantwortung konnte mir keiner abnehmen, die Entscheidung mußte die meine bleiben, da ich mich für meinen Führer entschieden hatte, und so war ich allein mit mir, obgleich ich eigentlich nie allein sein kann.

In die Spannung dieser Tage platzte wie eine Bombe die Pressenachricht, Haftbefehl sei erlassen gegen Kapp, Oberst Bauer und Schnitzler. Im Lager Döberitz verbreitete sich außerdem die Nachricht, Haftbefehl sei auch gegen mich erlassen worden. Ein Wutausbruch der ganzen Brigade war die Folge. Überall, wo ich mich zeigte, umdrängten mich Offiziere und Mannschaften, und es war ein Fest für mich, in die erwartungsvollen, begeisterten Gesichter der Männer zu sehen, die aus allen Schichten des Volkes stammten; stammte doch der größte Teil der Mannschaft aus dem Arbeiterstande.

Zwölftes Kapitel

Motto:

Stolz weht die Flagge schwarzweißrot!

Lüttwitz fragt, ob ich nach Berlin marschieren kann, um seine Forderungen für die Armee durchzudrücken; ich sage zu. — Vor dem Marsch auf Berlin. — Leisetreter. — Die Truppe marschiert. — Ich werde im Schlaf überfallen, aber es sind nur Unterhändler der Regierung. — Ich wiederhole Lüttwitzens Forderungen. — Vereinbarung, Marsch nur bis zur Siegessäule. — Die Freude in Charlottenburg über das Kommen der Brigade. — Die Truppen der Regierung sind mit uns einig. — Sieben Uhr morgens Einmarsch in Berlin. — Die neue Regierung. — Militärisch hat alles geklappt, die politische Basis war zu schmal. — Stimmungsbilder. — Das Verhalten einiger Kavaliere. — Der Generalstreik, der uns nicht bange macht, aber die Politiker erschreckt. — Ich bin für militärisches Durchgreifen, aber die älteren Herren versagen. — Kapp bricht körperlich zusammen. — Der Streik der Generale. — Ich muß die Truppe instand halten, weil der Kommunistenaufstand droht. — Meine Ansprache an die Leute. — Ich habe trotz politischer Rückschläge die Brigade fest in der Hand.

Sobald ich mich über die Wahrheit der Pressenachricht durch den Fernsprecher vergewissert hatte, fuhr ich im Auto nach Berlin. Unterwegs traf ich in einem mir entgegenkommenden Kraftwagen General von Lüttwitz. Wir hielten. Auf der Heerstraße nahm er mich beiseite und erklärte mir: „Der Augenblick zum Handeln ist gekommen. Rücksichtslos will die Regierung alle Verbände auflösen und das Heer auf 100 000 Mann reduzieren. Das zu dulden verbietet mein Pflichtgefühl dem Volke gegenüber. Ich will nach Berlin marschieren und die Annahme meiner Forderungen erreichen."

Diese Forderungen, die er mir entwickelte, waren zu meinem Erstaunen politischer Art. Er klärte mich dahin auf, das wäre nur ein Umweg mit Rücksicht auf die Entente. Ein neuer Reichstag allein könne die militärischen Forderungen gewähren und eine würdigere nationale Haltung

zeigen. Sein politisches Verlangen ging auf sofortige Neuwahl, auf Fachminister, Wahlausschreiben für einen verfassungsmäßigen Reichspräsidenten, den ja Herr Ebert nicht darstellte.

Dann fragte mich Lüttwitz: „Können Sie heute abend nach Berlin marschieren?"

Ich antwortete: „Militärisch halte ich das für bedenklich."

Er fragte: „Können Sie morgen marschieren?"

Das sicherte ich zu.

Ich erhielt den Befehl, und nun gab es kein Rütteln und Bedenken mehr, abgesehen davon, daß mir der Befehl Lüttwitzens aus dem Herzen gesprochen war.

Ich fuhr darauf ins Lager zurück und erließ den Befehl: Alarmbereitschaft! Die Zustände in Berlin spitzen sich zu. In unseren Händen liegt die Sicherheit der Reichshauptstadt. Wir müssen jeden Moment bereit sein, zu marschieren.

Kein Mensch glaubte an die Begründung dieser Befehlsanordnung. Aber mit um so größerer Begeisterung wurden die Vorbereitungen zum Alarm getroffen. Übrigens erhielten wir im Laufe des Nachmittags von der Regierung selbst den Alarmbefehl.

Jeglichen Verkehr des Lagers mit der Außenwelt unterband ich, denn ich wußte, daß die Regierung Spione bei uns hatte. Dem Führer unserer Zeitfreiwilligenorganisation, aus der die Brigade sich im Falle ernsterer Unruhen erheblich verstärken konnte, gab ich den Befehl zum Aufruf. Mit großer Verantwortungsfreudigkeit führte dieser Herr unsere Außenmobilisation durch. Noch am selben Tage gingen drahtlich die Stichworte nach ganz Deutschland hinaus. Bereits am nächsten Tage waren Hunderte von Zeitfreiwilligen zur Stelle.

Am andern Morgen erschien General von Lüttwitz noch-

mals bei mir im Lager. Er wiederholte seine Befehle. Eigentlich aber wollte er Sicherheit haben, ob alles klappte.

Es wurde vereinbart, ich sollte am andern Morgen um 6 Uhr an der Spitze meiner Brigade am Brandenburger Tor stehen. Dort sollte ich weitere Befehle erhalten.

Die Besprechung mit Lüttwitz fand auf der Lagerstraße statt. Sein Gesicht strahlte von Feuer und heiliger Begeisterung. Als wir beieinanderstanden, hörte bei der ganzen Brigade der Dienst auf. In Gruppen starrten die Männer auf uns. Jeder hatte das Gefühl, in diesen Tagen wird ein neues Blatt der Weltgeschichte umgeschlagen.

Am späten Nachmittag ließ ich das Offizierkorps zusammenkommen, teilte den Herren den Befehl des Generals von Lüttwitz mit und unterrichtete sie von den politischen Forderungen, die er gestellt hatte. Ich betonte: Für uns Soldaten handelt es sich in erster Linie darum, daß das 200 000-Mann-Heer erhalten bleibt. Ich gab den Befehl: Die Brigade steht um 10 Uhr abends vor dem Lager auf der Chaussee und marschiert unter Marschsicherung nach Berlin. Die Sturmkompagnie nimmt die Spitze. Widerstand, den irgendwelche Elemente leisten, wird rücksichtslos gebrochen.

Zu diesem Zwecke wurde der Sturmkompagnie gleich eine 10,5-Haubitzbatterie zugeteilt. Ferner befahl ich: Alles, was den Truppen entgegenkommt, kann durchgelassen werden. Alles, was von rückwärts kommt und die Truppe überholt, wird nicht vorbeigelassen, sondern festgehalten.

Um 7.30 Uhr stand alles fix und fertig bereit, die Pferde warteten aufgeschirrt in den Ställen, die Wagen waren gepackt, die Munition verteilt. In der Erwartung der anstrengenden Tage in Berlin erteilte ich den Truppen den Befehl, noch kurze Zeit zu schlafen. Das geschah.

Im Laufe des späteren Nachmittags war der General von Hülsen gekommen, der mit Lüttwitz ständig in Ver-

bindung stand. Er war ein großer, schlanker Herr mit ausgemergeltem Gesicht, der mir gegenüber schon durch sein Alter von 50 Jahren eine gewisse Überlegenheit besaß. An diesem Nachmittag hatte ihn seine Sicherheit verlassen. Er hatte ein höllisch weiches Rückgrat bekommen. Hin und her redete er und hoffte von mir die Antwort zu erlangen, ich würde nicht marschieren. Ich habe ihm jedoch erklärt, daß der Befehl des Generals von Lüttwitz für mich bindend wäre und nichts daran zu deuteln sei.

Er hatte auf Unterstützung bei mir gehofft, nun sah er sich durch mich zum Entschluß gedrängt. Er erklärte, er würde marschieren, führte aber das Unternehmen in dieser Nacht so durch, daß er mit einem Teil seiner Brigade ein Stückchen nach Berlin einrückte, mit dem andern zu Hause blieb. Auf diese Weise war er gedeckt, je nachdem ob es gut oder schlecht ging.

Gegen Abend, als die ganze Brigade ruhte, kam der Admiral von Trotha zu mir im Auftrage Noskes. Er sollte feststellen, ob die Brigade tatsächlich, wie berichtet war, sich in Marsch setze. Denn inzwischen hatte Herrn Noskes fabelhafter Nachrichtendienst im Döberitzer Lager endlich doch Lunte gerochen.

Ich kam in eine niederträchtige Zwickmühle. Immer habe ich den Admiral von Trotha hoch verehrt, ihn anlügen wollte ich um keinen Preis. Gott sei Dank drehte sich das Gespräch so, daß ich der Beantwortung einer klipp und klar gestellten Frage enthoben wurde. Mit ehrlichem Gewissen durfte ich sagen, die Brigade befindet sich zur Zeit in vollkommener Ruhe. Der Admiral von Trotha konnte sich durch Augenschein überzeugen, daß das stimmte.

Nach der Abfahrt des Admirals war ich selbst auch ziemlich müde geworden. Da bei dem ersten Teile des Marsches nichts Besonderes zu erwarten war, legte ich mich auf das Sofa in der Baracke nieder und gab meinem Kraft-

fahrer Befehl, mich um 11 Uhr zu holen. Mein Koppel mit der Pistole schnallte ich ab und legte es neben mich auf den Stuhl. Dann schlief ich ein.

Plötzlich höre ich noch im Schlaf die Tür aufgehen. Meine Augenlider werden hell, ich spüre, Licht ist angeknipst. Ohne mich zu besinnen, greife ich instinktmäßig nach der Pistole und rufe: „Hände hoch!" Dabei schießt mir der Gedanke durch den Kopf: Du bist mutterseelenallein im Lager. Während ich meine Worte noch höre, erkennen meine Augen drei bewaffnete Männer, die gerade in der Laufrichtung meiner Pistole stehen. Zu meinem Erstaunen fliegen ihre Hände in die Höhe, so schnell, daß ich im Augenblick nicht weiß, ob mich nicht ein Traum narrt.

Die drei beteuerten nun, sie kämen zum Zwecke der Verhandlung. Das Wort Verhandlung war in der damaligen Zeit immer außerordentlich beruhigend. Jeder wußte dann genau, etwas Positives würde bestimmt nicht geschehen.

Meine so späten plötzlichen Besucher waren zwei Generale und ein Adjutant. Sie kamen im Auftrage der Regierung und sollten mich vom Marsche nach Berlin abhalten.

Ich erklärte den Herren: Ich führe den Befehl des Generals von Lüttwitz aus. Nach Mitteilung des Generals marschieren auch im Reiche Truppen, um die Forderungen des Generals durchzudrücken. Der Stein ist im Rollen, ich habe nicht die Absicht, ihn aufzuhalten.

Die beiden Generale forderten mich auf, meine Forderung an die Regierung zu formulieren.

Verschlafen wie ich war, formulierte ich aus dem Handgelenk ungefähr die Forderungen, die ich am Nachmittag zuvor von Lüttwitz gehört hatte. Ich sagte mir, etwas müssen die Herren hören; gibt die Regierung nach, dann hat Lüttwitz erreicht, was er will, und wir sind einen Schritt weiter. Was ich forderte, muß aber überzeugend und bestimmt geklungen haben, das ersehe ich aus den Aufzeichnun-

gen Noskes. Für mich, den Soldaten, aber waren es übernommene Formeln; politisch habe ich mich erst später betätigt, als Unglück, Korruption und Dreck noch schlimmer wurden und ich selbst als Geächteter leben mußte.

Nun gab es ein Hin und Her im Gespräch mit den Generalen. Sie sicherten mir zu, ich sollte bestimmte Nachricht erhalten, ob die Regierung die Forderungen annehmen würde oder nicht. Aber ich müsse mich bereit erklären, nicht bis zum Brandenburger Tor selbst, sondern nur bis zur Siegesallee zu marschieren. Es sei dringend notwendig, Reibereien mit der Sicherheitspolizei zu vermeiden.

Ich sagte zu. Streng militärisch genommen gab ich damit die Möglichkeit aus der Hand, mich durch Überraschung in den Vollbesitz der Einmarschstraße zu setzen. Aber ich kannte die Truppen, die mir gegenüberstanden, und sagte mir: Als Angreifer kannst du immer wählen, wo du einbrechen willst. Und ein Bürgerkrieg wird stets mehr mit der Drohung als mit der Waffe geführt. Freilich mußte hinter der Drohung der ungestüme Wille stehen, der die schnelle, gewaltsame Tat nicht scheut.

Ich hätte gern noch ein bißchen länger geschlafen, aber meine nächtlichen Gäste kamen noch einmal zurück. Befehlsgemäß waren sie von der Brigade auf der Straße nicht vorbeigelassen worden. Da mir der Schlaf zum zweiten Male versalzen war, stieg auch ich in meinen Kraftwagen, nahm die Führung und veranlaßte, daß die Herren passieren konnten. Danach marschierte ich mit der Truppe mit, die mich herzlich begrüßte. Auf der Pichelsdorfer Brücke ließ ich regimenterweise haltmachen. Hier hielt ich Ansprachen und erklärte den Männern Sinn und Zweck unseres Marsches auf Berlin. Der Jubel in der Truppe war ungeheuer.

Beim Marsch durch Charlottenburg merkten wir, daß die Berliner Regierung sich zu Gegenmaßnahmen aufgerafft hatte: die Einwohnerwehr war alarmiert. Für meine

Männer waren die wackeren Charlottenburger mit ihren weißen Armbinden und alten Knarren nicht besonders schreckhaft. Aber humoristisch wurde es, als diese Schutztruppe der Regierung laut hurra brüllte und die Truppe anfeuerte, in Berlin ordentlich aufzuräumen. Das wirkte auf uns wie jenes: Hannemann, geh du voran, du hast die größten Stiefel an.

In der Siegesallee kamen wir noch in der Dunkelheit an. Ich ließ haltmachen und durch die Feldküchen warme Suppe verausgaben. Selbstverständlich wurde der ganze Tiergartenbezirk nach allen Seiten hin kriegsmäßig gesichert. Es war ein schönes, manövermäßiges Bild. Einige Feuer loderten, die Männer erfrischten sich. Alles war heiter und sorgenlos. Um fünf Uhr morgens kam einer der Generale, der an meinem Kanapee draußen mit mir verhandelt hatte. Er überbrachte mir den Bescheid der Regierung, sie müsse meine Forderungen ablehnen. Mir machte das nichts aus, da ich diese Forderungen nicht entworfen hatte, und unterhielt mich im übrigen mit diesem Herrn ganz ausgezeichnet.

Die grüne Sicherheitswehr, deren Spitzen am großen Stern standen, hatte sich in aller Gemütlichkeit zurückgezogen. Die Abziehenden riefen meinen Männern zu: Gut, Jungens, daß Ihr uns ablöst!

Da die Regierung diese Forderungen abgelehnt hatte, fühlte ich mich nicht mehr an mein Versprechen gebunden und marschierte zum Brandenburger Tor vor. Da wurde festgestellt, daß im Regierungsviertel noch Reichswehrposten ständen. Ich ließ das parlamentarische System anwenden, die Reichswehrleute waren keine größeren Eisenfresser als die grünen Polizisten. In einer halben Stunde waren wir über die Räumung einig. Aber mit der Hauptmasse blieb ich noch stehen. Ich bemerkte im Hintergrunde einige Herren im Gehrock und Zylinder, zu ihnen gesellte sich als „Morgen-

12*

spaziergänger" General Ludendorff. Erst später wurde es mir klar, daß diese Gruppe Zylinderträger Herr Kapp und seine künftigen Minister waren.

Mit dem Glockenschlage sieben erschien Exzellenz Lüttwitz. Sein Gesicht strahlte, als er mir mitteilte, die Regierung wäre geflohen. Reichswehr und Sicherheitspolizei Berlins hätten sich ihm unterstellt. Daraufhin erteilte er mir den Befehl, das Regierungsviertel, die Linden, Friedrichstraße und den ganzen Bezirk am Reichswehrministerium zu besetzen und unbedingt zu halten. Unter den Klängen: Deutschland, Deutschland über alles! marschierte die Spitzenkompagnie durch das Brandenburger Tor. Der Besetzungsbefehl ward ausgeführt, alles war bisher ohne einen Schuß gegangen.

Allmählich erwachte Berlin. Die Bürger waren erstaunt, auf den Regierungsgebäuden die Kriegsflagge oder die reinen alten Farben schwarzweißrot zu sehen. Überall Unter den Linden, am Reichswehrministerium und vor den anderen Regierungsgebäuden staute sich neugieriges Volk. Die Straßen mußten also von meinen Leuten rücksichtslos abgesperrt werden. Es ging aber friedlich und gemütlich zu, da die Bevölkerung für das Unternehmen war. Überall kamen aus den Fenstern die schwarzweißroten Flaggen zum Vorschein.

Militärisch war alles tadellos geglückt. Nun müssen die Politiker ihre Sache machen, sagte ich mir. Mit dieser Meinung ging ich noch am ersten Abend ruhig schlafen, obschon ich manches bemerkte, was mir nicht hasenrein erschien.

Da war das Verhalten eines der Generale zum Beispiel, das mir nicht gerade offiziersmäßig vorkam. Der Herr hatte immer mit Kapp und Lüttwitz verhandelt und war durchaus für ein Handeln gewesen. Als Lüttwitz seine Forderungen stellte und Ernst machte, wurde ihm die Sache unheimlich. Als er dazu aber erfuhr, Lüttwitz wäre am Tage

des Einmarsches von Noske abgesetzt worden und also seine Stelle vakant, schlug er sich sofort auf die Seite der Regierung und nahm Lüttwitzens Posten ein. Am Morgen des 13. März hat Lüttwitz den Herrn auch prompt hinausgeschmissen. Aber dann kam die Gattin dieses Generals zu Lüttwitz und bat und bat, bis der Herr Gemahl wieder zu Gnaden angenommen war. Lüttwitz betraute ihn sogar mit dem Oberbefehl über Berlin. Ich fand das Verhalten des Herrn von Lüttwitz sehr vornehm; ich glaube, von mir sagen zu dürfen, ich hätte es nicht getan. Von dem betreffenden General aber will ich gleich berichten, daß er nach drei Tagen das Verhalten des Edelmanns Lüttwitz mit einem neuen Verrat quittierte.

In diesen Stunden kamen auch die bisherigen politischen Berater des Herrn Generallandschaftsdirektor Kapp, Dr. Schnitzler und Dr. Grabowsky, zu mir. Sie waren soeben aus der Haft befreit worden und beklagten sich sehr darüber, sie hätten die ganze politische Vorarbeit gemacht und wären nun plötzlich kaltgestellt. Grabowsky bat mich, ob ich nichts für ihn tun könne. Ich ging ins Reichskanzlerpalais und sagte: „Dr. Grabowsky möchte gern etwas zu tun haben."

Meines Erachtens war es ein Fehler, die gute, politische Denkkraft Schnitzlers nicht auszunutzen. Er begriff sofort den außerordentlichen Fehler, der begangen war, daß man die Regierung nicht festnahm. Irgendwie hätte durch Automobile oder Flugzeuge in der Tat Eberts Automobilkarawane gestellt und festgehalten werden können. Aber Kapp und Lüttwitz verließen sich auf den General Maercker in Dresden; der aber ließ die Regierung durch die Lappen gehen, weil er selbst noch nicht wußte, wo er eigentlich stand. Und so entkamen dann die Novemberbrüder nach Stuttgart und konnten unterwegs zum Generalstreik auffordern.

Inzwischen erfuhren wir, was sich in der Kabinettssitzung in Berlin abgespielt hatte. Die Kabinettssitzung war ziemlich erregt gewesen, das starke Wort führte General Reinhardt, der jetzt den Reichswehrkreis in Württemberg innehat. Immer war er ein tapferer Soldat gewesen, aber ein wenig schwäbisches Schlitzohr. Er behielt den Kopf oben und war für Widerstand. General von Seeckt riet davon ab. Er rechnete mit anderen Möglichkeiten als militärischen. Immer hatte er einen guten diplomatischen Kopf gezeigt. Er besaß ein Generalstabshirn allererster Ordnung. Dieser Mann hat vielleicht die Lage damals am kältesten beurteilt. Er war gegen Kapp. Aber er sagte das nicht laut. Seine Befehle erließ er in aller Heimlichkeit. Er konnte darum auch am Platze bleiben. Was Seeckt ist, weiß heute noch niemand. Im Gegensatze zu ihm hatte Noske das große Maul wie immer. Hinterher bei seinen Vernehmungen hat er gesagt: „Mit ein paar Maschinengewehren wäre der ganze Spuk zerschlagen worden." Da bleibt es denn doch merkwürdig, daß der Oberbefehlshaber nicht den Mut aufbrachte, seine Maschinengewehre sprechen zu lassen.

Wenn ich den ganzen Laden so billig kaufen kann und als Zugabe noch hundert Tonnen Regierungsautorität kriege, ein Artikel, der damals ganz ausgegangen war, dann muß ich's tun oder . . .

Ich kenne Herrn N o s k e genauer, als er denkt. Während der ganzen Zeit vor dem Kapp-Putsch hatte ich in Berlin in der Bendlerstraße eine Privatwohnung inne, die schnurgerade gegenüber von Herrn Noskes damaliger Wohnung lag. Da konnte ich ihn recht gut beobachten in Momenten, wo er nicht glaubte, daß jemand ihn kritisch prüfte. Jeder Jäger weiß, daß diese Beobachtungen die besten sind.

Den Aufruf der geflüchteten Regierung zum Generalstreik nahmen wir Offiziere nicht tragisch. Es ist auch heute noch meine Meinung, daß er nicht gefährlicher als ein

Ochse ohne Hörner hätte werden können, wenn unser fester Kampfwille sich ausgewirkt hätte. Allein das war das Verhängnis des Kapp-Putsches: die neue Regierung hatte zwar in den Berliner Truppen ein Machtinstrument, aber es fehlte ihr die politische Seele und der staatsmännische Nerv.

Wer zuerst anpackt, hat immer einen Vorteil, aber wer anpacken will, muß wissen, wo, warum und wozu. Ich hätte mir nie träumen lassen, daß diese Vorbedingungen gar nicht oder wenig vorher erfüllt waren. Zwar war politisch viel durchdacht worden, z. B. von Dr. Schnitzler, aber es war kein Organisationsplan vorhanden. Es fehlten die vorher bestimmten Männer, denen die Durchführung in den einzelnen Ämtern zukam, willenskräftige Leute, die durchsetzen konnten, was sie wollten und sollten.

Daß Herr Minister Schiffer herumlaufen und die Beamten aufhetzen konnte, gehört auch in das Kapitel des staatsmännischen Nichtkönnens. Wenn sich die Anhänger der Republik brüsten, die Beamten wären dem neuen republikanischen System treu geblieben, so irren sie. Nicht die Überzeugung der Beamten hat den Ausschlag gegeben, sondern die hilflose Haltung der neuen Herren und Minister. Die berühmte Resistenz der Beamten gegen Kapp erklärt sich aus ihrem sehr sicheren Gefühl: auf diese neuen Brotgeber ist kein Verlaß. Kommen die alten Herren zurück und wir haben uns kompromittiert, dann liegen wir mit unseren Familien auf der Straße und hungern.

Jeder Führer im kriegerischen Kampf weiß, daß auch der tapferste Soldat nur dann Vertrauen hat, wenn er weiß: mein Führer bringt mich durch. Und diese Beamten, die plötzlich neue Minister sahen, sollten plötzlich an eine höchste Führereigenschaft glauben und nicht nur, wie der Soldat, die eigene Existenz, sondern auch die ihrer Familien aufs Spiel setzen?

Die Kopflosigkeit der Regierungsmaßnahmen konnte ich später daraus ersehen, daß generell allen Zeitungen das Erscheinen verboten war, obwohl die Blätter der Rechten, wie zum Beispiel die des Scherl-Verlages, ganz gut in der Lage waren, zu erscheinen. Es ist in der Folge sehr interessant festzustellen, daß die Nachrichtenleere es war, die die Stimmung in Berlin gegen uns vor allem umschlagen ließ.

Als der Generalstreik bekannt war, sagte ich zu meinen Offizieren: „Mir ist der Streik wurscht! Laßt die Leute so lange generalstreiken, bis sie nichts mehr zu essen haben, dann werden sie von selbst aufhören. Wir verhungern jedenfalls nicht."

Aber in den Stuben der Regierungen löste das Wort „Generalstreik" Nervosität aus. Obwohl die Leute es nicht wahr haben wollten, sie hatten innerlich Furcht vor den revolutionären Gebärden. Ich merkte das wohl, aber ich vertraute darauf, daß neben dieser Regierung Soldaten stünden. Ludendorff, so dachte ich, würde ein Zusammenklappen der Erhebung nicht zulassen.

Von der geringen Autorität der neuen Männer erhielt ich bald einen handgreiflichen Beweis. Ich erhielt den Befehl, zehn Millionen Mark von der Reichsbank zu holen. Wie üblich, betraute ich einen Offizier mit der Aufgabe. Aber die Reichsbank wies den betreffenden Herrn ab. Ich bekam danach — später, als das Unternehmen schon kränker geworden war, den Befehl, dies Geld mit Gewalt zu holen. Diesen Befehl habe ich nicht ausgeführt. Es ging mir gegen den Strich, als Geldschrankknacker aufzutreten. Offiziere dürfen als Vertrauenspersonen verwandt werden, niemals aber als Exekutive gegen bürgerliche Institute, wie es die Reichsbank ist. Dazu hat die Regierung meines Erachtens Polizei einzusetzen.

Am dritten Tage ging ich auf die Reichskanzlei, weil ich den Eindruck hatte: der Laden läuft nicht. Im Vorzimmer

äußerte ich diese Meinung einem mir gänzlich unbekannten Herrn. Er führte mich ohne weiteres in eine Kabinettssitzung.

Hier zeigte sich mir ein erschreckendes Bild. Auf den ersten Blick sah ich: Kapp war körperlich und seelisch völlig zusammengebrochen. Er hatte den Vorsitz am runden Tisch. Seine Augen waren verschwollen. Seine Stimme war belegt, wenn er mechanisch sagte: Ich erteile Ihnen das Wort. Er war gar nicht mehr in der Lage, etwas zu entscheiden. Er wußte gar nicht, was geredet wurde. Ich ging sofort wieder weg und war sehr niedergeschlagen.

Am Nachmittag wurde von dem General von Oven in der Reichskanzlei eine Kommandeurbesprechung anberaumt. Noch vertraute ich auf ein Eingreifen Ludendorffs. Aber ich witterte nach der Vormittagssitzung nichts Gutes und nahm von meinen Offizieren mit, soviel überhaupt abkömmlich waren. Zur Vorsicht ließ ich draußen eine Kompagnie antreten.

General von Oven ließ durch seinen Stabschef in einer Übersicht über die Lage erklären, die Mannschaften ständen nicht mehr hinter ihren Offizieren und nicht mehr hinter Lüttwitz: infolgedessen müsse Exzellenz Lüttwitz zurücktreten.

In schärfster Form trat ich dagegen auf. Ich erklärte: „Diese Versammlung ist kein Soldatenrat. Ein trauriges Zeichen wäre es, wenn die Soldaten nicht mehr hinter den Offizieren ständen. Aber dies ganze Gerede ist für mich nur ein jämmerliches Verkriechen schlapper Offiziere hinter der Mannschaft."

Aber was bedeuteten meine Worte, da selbst ein Appell des Generals Ludendorff nichts nützte, der die Herren fest beim Portepee anfaßte.

Ludendorff ging ins Nebenzimmer. Nun wurde abgestimmt : Wer steht hinter Lüttwitz? Es ergab sich, daß außer zwei Offizieren kleinerer Verbände und mir niemand

mehr zu Lüttwitz stand. Da schritt ich wutschnaubend über diese Treulosigkeit und Hinterhältigkeit ins Nebenzimmer, meldete Exzellenz Lüttwitz den Tatbestand und bat ihn, sämtliche Generale und Kommandeure verhaften zu dürfen. Leider rieten jedoch General von der Goltz und Ludendorff davon ab. Lüttwitz gab mir Befehl, nichts gegen diese Kavaliere zu unternehmen. Da ging ich ins Besprechungszimmer zurück und erklärte General von Oven: „Ich rücke sofort mit meiner Brigade aus Berlin ab!"

Da fuhr diesen Herren ein heilsamer Schreck in die Glieder. Sie wußten, daß sie den sich bildenden Banden nicht gewachsen waren, und flehten mich an, um Gottes willen in Berlin zu bleiben, sonst würde die Stadt in die Hände der Kommunisten fallen. Hilfe gegen Kommunisten sagte ich denn auch zu.

Als ich aus dieser Besprechung hinausging, kam ein Offizier auf mich zu, den ich als solchen trotz seines Zivils erkannte. Er stellte sich mir vor, es war der Oberst Hoffmann. Er sagte mir: Ehrhardt, Sie waren der einzige anständige Mensch in der ganzen Versammlung.

Alles, was sich in dieser Sitzung abgespielt hatte, durchlief wie ein Flugfeuer Berlin und die Truppe. Kapp und Lüttwitz traten zurück. Nun saß ich mit meinen Männern von Gott und aller Welt verlassen mitten in Berlin.

Ein Handeln nur gab es für mich: die Truppe intakt zu erhalten, denn ich spürte es, daß die kommunistische Regierungspropaganda mit allen Mitteln der Zersetzung einsetzte. Redner traten auf, Flugblätter wurden den Leuten in die Hände gedrückt. Wilde Nachrichten tauchten auf. Da gab es nur einen Ausweg: vorübergehend mußte ich die Sicherung der ganzen Stadt aufgeben, um die Brigade regimenterweise ins Wilhelmviertel zu werfen. Hier hielt ich an die Leute von einer Artillerieprotze herab in schärfster Weise eine Ansprache ungefähr des Inhalts: „Wir haben

unser Ziel nicht erreicht. Schuld daran trägt die Feigheit des Bürgertums und die Schlappheit führender militärischer Persönlichkeiten. Der Bolschewismus glaubt seinen Augenblick gekommen. Unsere Brigade ist die einzige festgefügte Truppe in Berlin. Darum müssen wir den Kampf gegen die Kommunisten als die ersten und stärksten aufnehmen. Ich verlange wie bisher unbedingt Disziplin und Gehorsam. Ich trete ein für die Brigade und für jeden einzelnen Mann, aber ich verlange, daß die Brigade geschlossen hinter mir steht. Treue um Treue."

Die Ansprache bewirkte, daß aller Zweifel, alle Ungewißheit zerstoben, ein spontaner Ausbruch der Leute, drei Hurras, die sie auf mich, ihren Kommandeur, ausbrachten, zeigten mir, daß sie noch die alten waren.

Dreizehntes Kapitel

Motto:
Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte.
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in seine Rechte!

General Seeckt braucht meine Leute für Berlin, er setzt mich außer Verfolgung. — Wir rücken aus dem Wilhelmsviertel ab; der Abmarsch kostet der aufgehetzten Bevölkerung Berlins Opfer. — Seeckt bescheinigt der Brigade ihr einwandfreies militärisches Verhalten. — Wir beziehen die Kappzulage mit sieben Mark pro Tag und Mann weiter. — Das 3. Kurländische Regiment, die ersten Baltikumer, werden in die Brigade eingereiht, nachdem die Leute bei Henningsdorf ihre Tapferkeit gegen die Kommunisten bewiesen haben. — Ich muß glauben, die Regierung ist froh, mich und meine Leute zu haben, die politischen Forderungen sind durchgesetzt, das Wesentliche zunächst erreicht. — Der Ruhraufstand bricht los. — General Watter und Severing. — Was Watter versiebt hat. — Stimmung im Döberitzer Lager; ich soll die Truppe nach links verhandeln, was sich die Leute so denken. — Der neue Reichswehrminister. — Die Entwaffnungsforderungen der Entente werden restlos angenommen. — Verlegung

nach dem Munsterlager. — Der Haftbefehl gegen mich wird bei der Truppe bekannt; die Leute nehmen mich unter ihren Schutz. — Meine Leute beginnen die Umgebung des Lagers von der roten Farbe tatkräftig zu befreien. — Erkrankung und Tod meiner Mutter. — An ihrem Sarge hätten sie mich gern verhaftet.

Ich wurde zum General von Seeckt befohlen. Zu meinem Erstaunen fand ich hier alle übrigen Kommandeure versammelt. Seeckt fragte mich ernst: „Kann ich mich auf die Brigade im Kampf gegen den drohenden Bolschewismus stützen?“ Ich sicherte es ihm zu.

General von Seeckt nahm mich gleichsam in Pflicht mit den Worten: „Ich habe die Tat der Brigade nicht billigen können, jedoch erkenne ich die tadellose Disziplin dieser Truppe an und hoffe, daß ich mich in den bevorstehenden schweren Kämpfen fest auf die 2. Marine-Brigade verlassen kann.“

Meine Abwesenheit von den Regimentern, meine Berufung zu General von Seeckt, wilde Zuträgereien aus den Schreibstuben der Regierungsviertel von Leuten, die alles genau wissen wollten, erzeugten die Nachricht, ich sollte verhaftet werden, ich wäre bereits festgenommen. Es wurde die Behauptung aufgestellt, meine Berufung zu General von Seeckt wäre nur eine Falle, und eine Abteilung der Sturmkompagnie machte sich auf, um mich mit Gewalt, wenn es not täte, freizumachen. Diese Männer verursachten in den Amtsräumen einige Bestürzung, aber sie beruhigten sich, als sie sahen, ich wäre in Sicherheit. Um die Nerven der Truppe zu beruhigen, erließ General von Seeckt folgenden Befehl:

„Ich gebe der 2. Marine-Brigade die Zusicherung, daß ein Haftbefehl gegen ihren Kommandeur, solange derselbe unter meinem Kommando steht, nicht durchgeführt wird.“

Bei meinem Versprechen, General von Seeckt könne sich ganz auf mich verlassen, machte ich nur eine Einschränkung: unmöglich dürfe von mir verlangt werden, die alte Regierung zu bewachen, die drei Tage vorher vor uns geflohen war. Da das allen natürlichen Gesetzen der Autorität entsprach, wurde mir dies Zugeständnis gemacht und ich mit meinen Leuten in einen anderen Stadtteil Berlins verlegt.

Als der Hauptteil der Brigade aus dem Wilhelmsviertel abmarschierte, spielte vorn die Musik „Deutschland, Deutschland über alles" — hinten aber krachten die Gewehre.

Die maßlose Propaganda, die von roter Seite und auch von den Demokraten getrieben worden war, erntete als Früchte blaue Bohnen. Dem Gesindel der Großstadt war zugerufen worden: „Parteigenossen! Eure Schicksalsstunde ist gekommen! Rußland ist bereit! Das Bürgerpack ist unsicher, unklar, aschgrau und ohne Hoffnung."

Falsche Flugblätter schrien in die Straßen hinaus: Die Republik ist gerettet! Die Baltikumer sind überwältigt!

Trotz des Regens waren alle Bürgersteige mit sich drängenden Menschen überfüllt. Die Masse brach in die Marschzwischenräume der Regimenter ein. Aber meine Leute verstanden keinen Spaß: auf die Schimpfenden, Spuckenden schlugen sie mit dem Kolben ein. Ihr persönlicher Schneid war über alles Lob erhaben, ich sah, wie selbst ein Gaul wild wurde und mit einem leichten Minenwerfer in die Menge sauste. Drei Mann holten ihn zurück, ohne daß die johlende Menge sie anzupacken wagte.

Wie es zur Schießerei gekommen ist, kann nur sehr schwer ermittelt werden. Daß dazu in der Menge Absicht und Entschluß vorhanden war, geht schon daraus hervor, daß sie den Regen nicht scheute, der sonst alle spontanen revolutionären Bewegungen zur Ruhe bringt. Es steht fest, daß aus einem Hause von einem Mann mit einer Pistole geschossen wurde. Jedenfalls: meine Leute gaben zunächst Schreckschüsse in die

Luft ab, um Platz im Gedränge zu gewinnen. Irgendwo platzte eine Handgranate: meine Leute glaubten sich angegriffen und handelten gemäß ihrer Erziehung.

Schwedische Damen und Herren winkten unserer abziehenden Truppe aus dem Hotel Adlon zu. Das erbitterte die Menge. Sie suchte das Hotel zu stürmen. Das gab erneutes Durcheinander. Endlich aber drang doch der Befehl: „Stopfen!“ bei jeder Kompagnie durch. Hinter dem Tiergarten allerdings mußte sich die Truppe durch kurzes Gruppenfeuer noch einmal Luft gegen Moabiter Gesindel machen.

Die Aufregung in Berlin dauerte an. In Charlottenburg freilich, wo wir Quartiere in der Akademie der bildenden Künste und anderen öffentlichen Gebäuden bezogen, herrschte einigermaßen Ruhe. Aber in den anderen Vierteln wurden meine Leute auf dem Marsch angefallen und beschimpft. Ihre Antworten waren nicht gerade fein und wurden mit der Faust und nicht mit dem Munde gegeben.

Das Schmählichste und Schimpflichste war der Untergang der Offizierskompagnie vom Schutzregiment Groß-Berlin. Diese Männer wurden im Rathaus Schöneberg von einem Mob, der nach Tausenden zählte, eingeschlossen. Sie riefen telephonisch bei uns um Hilfe an. Der diensttuende Ordonnanzoffizier fragte: Habt Ihr Waffen und Munition? Sie bejahten es. Darauf riet er ihnen, dazwischenzufeuern, dann würden sie Ruhe haben. Aber diese Herren wagten es nicht, das Blut von Deutschen zu vergießen. Sie kapitulierten und gaben vor dem Rathaus ihre Waffen ab gegen die Zusicherung von freiem Geleit. Ich hatte sofort eine Kompagnie in Marsch gesetzt, weil ich Unheil voraussah. Leider kamen meine Männer um wenige Minuten zu spät. Kaum hatte der feige Mob gesehen, daß die Offiziere ihre Waffen niedergelegt hatten, so fielen sie über sie her, zerstampften sie und rissen sie buchstäblich in Stücke. Meinen

Männern war es ein leichtes, die feigen Hunde mit wenigen Schüssen zu zerstreuen.

Wer seine Waffen streckt, gibt im Felde sein Schicksal aus der Hand. Aber der anständige Soldat ehrt auch im Gegner den Kameraden. Im Bürgerkrieg, der eine Perversität ist, weil sich Volksgenossen an die Gurgel gehen, bedeutet Kapitulation sicheren Untergang. Immer wird der Gegner in seinem Feinde nur den Volksmörder erblicken. Wer Führer sein muß bei diesem traurigsten Geschäfte des Soldaten, beim Kampf mit eigenen Volksgenossen, lege nach erfochtenem Siege an sich und seine Leute den Maßstab straffster Disziplin an, um unnützes Morden zu verhindern. Ich bin mir bewußt, immer in diesem Sinne auf die Truppe eingewirkt zu haben.

Mit den Kommunisten kam es in den nächsten Tagen zu Kämpfen, die größeren Kriegshandlungen glichen. Meine Kompagnien wurden in Lichtenberg eingesetzt. Sie griffen stark und schneidig durch und erstickten die Gegenhandlung im Keim. Im Adlershof standen Bestandteile des Freikorps Lützow in hartem Kampf mit Roter Garde.

Am 18. März erhielten meine Regimenter folgende Bescheinigung für ihr Verhalten:

R. W. Gr. Kd. I.
Ia. Nr. 16333. Berlin W 10, 18. März 1920.

An das Wehrkreiskommando III,
die II. Marinebrigade.

Ich habe die Maßnahmen der Marinebrigade und der mit ihr gegangenen Truppen nicht billigen können. Ich erkenne aber an, daß diese Truppen geglaubt haben, vaterländischen Interessen zu dienen, und daß sie nur von ihrer politischen Führung mißleitet waren.

Ich erkenne die ausgezeichnete Disziplin in der Marine-

brigade und der mit ihr gegangenen Truppen an und danke ihnen, daß sie sich mir unterstellt haben.

Ich erwarte, daß alle Truppen jetzt nur von dem Gedanken erfüllt sind, die Ordnung zu schützen, und daß sie in kameradschaftlichem Geiste darin zusammenstehen.

Der Oberbefehlshaber
gez. von Seeckt

Am Sonntag, dem 21. März, marschierten wir nach Döberitz zurück. Ein nettes Erlebnis hatte ich in Charlottenburg beim Ausmarsch. Bei einem Rasten der Truppen ging ich allein auf der Straße auf und nieder. Eine Frau kam mit ihrem siebenjährigen Jungen an mir vorüber, deutete auf mich und sagte zu ihrem Sprößling: „Sieh, das ist der Ehrhardt." Der Kleine schwenkte seine Mütze und schrie begeistert „Hurra!"

Wir stellten Feldwachen aus, weil wir nicht wußten, ob wir nicht von irgendeiner Seite überfallen werden könnten. Das ganze Lager war im Kriegszustand. Im übrigen aber trug ich für meine Person keine Besorgnis. Ich mußte annehmen, daß mir die Regierung die tatkräftige Hilfe bei der Niederhaltung der Kommunisten gut anrechnen würde. Jedenfalls bezogen meine Leute die sogenannte Kapp-Zulage, die von Lüttwitz eingeführt war, sieben Mark für Mann und Tag, ruhig weiter. Unseren Leuten wurde die Bewachung der Groß-Berliner Kommunistenführer, die dingfest gemacht worden waren, anvertraut. Noch mehr, das 3. Kurländische Infanterieregiment wurde in die Brigade eingereiht, die damit auf fünftausend Köpfe stieg. Diese Kurländer waren, um den Witz vollständig zu machen, die Reste der Baltikumkämpfer, mit denen meine Leute immer verwechselt wurden. Es waren tapfere Männer. Sie hatten vom 21. bis 23. März ernste Kämpfe bei den Dörfern Velten und Hennigsdorf gegen eine kommunistische Kampf-

truppe geführt. Am 21. war der Angriff mit nur einer Kompagnie von 60 Gewehren zu schwach angesetzt worden. Am 23. griffen sie mit 200 Gewehren, 10 leichten und 5 schweren M.-G. die 450 Kommunisten in einem regelrechten Gefecht an, das sie durchführten mit Unterstützung einer halben Batterie aus Spandau. Sie erbeuteten 26 Maschinengewehre, 200 Gewehre und 2 leichte Kraftwagen, die dem Magistrat Spandau gehörten. Ihre Verluste betrugen 2 Mann tot, 1 Vizefeldwebel tot, 7 Mann schwer und 1 Offizier leicht verwundet. Ich führe dies Gefecht an, um zu zeigen, wie schwer damals die Lage auch außerhalb Berlins war, und zum Beweise dafür, wie gut und kampftüchtig die neue Truppe war, die mir die Regierung unterstellte.

Durfte ich danach annehmen, daß man mir noch nachträglich was am Zeuge flicken würde? Das, was unsere politischen Führer gewollt hatten, war im wesentlichen durchgesetzt worden. Mit Recht hatte Exzellenz Lüttwitz diese Abschiedsworte schreiben können: „Die unmittelbar drohende Bolschewistengefahr fordert festen Zusammenschluß aller vaterlandsliebenden Männer zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung im Reiche. Meine Person darf kein Hinderungsgrund für den Zusammenschluß sein. Nachdem führende Männer aller Parteien mit Ausnahme der Unabhängigen Sozialdemokraten die Durchführung der von mir für das deutsche Volk gestellten Forderungen im wesentlichen zugesagt haben, sehe ich meine Aufgabe als erfüllt an und trete von meinem Posten als Oberbefehlshaber zurück."

Vom Wehrkreiskommando III wurde dienstlich bekanntgegeben, daß nach Rückkehr des Reichspräsidenten Ebert die neue Regierung gebildet werden würde. Nur bis dahin würden Ebert, Bauer und Noske noch im Amte bleiben.

Soweit sah also alles für die Brigade ganz gut aus, wir

hatten die Entwicklung unleugbar zu einer Gesundung weitergetrieben.

Nun brach der von General von Lüttwitz immer klar vorausgesehene Aufstand im Ruhrgebiet mit voller Wucht aus. Unsere Gegner haben den Ruhraufstand immer gern auf unser Konto setzen wollen. Kapp hätte durch seine frevelhafte Tat, so wird gesagt, den Zorn der Arbeiterschaft gereizt. Dadurch allein wäre es den Kommunisten möglich gewesen, diese braven Leute einzufangen. Die Wahrheit aber ist, daß die Schlappheit der Berliner sozialistischen Regierung den Bürgerkrieg im Ruhrgebiet großgepäppelt hat. Die Kommunisten wußten zu genau, daß ihre roten Brüder ihnen nicht weh tun würden. Die klugen russischen Drahtzieher, die sich nach dem Apriltermin den Zeitpunkt genau ausrechnen konnten, wann die Freikorps verschwunden sein mußten, hatten doch im Mai losschlagen wollen. Zu genau wußten sie, daß bis dahin die Reichswehr nicht genug militärische und moralische Festigkeit hatte, um als ernsthafter Gegner zu gelten.

So hat eigentlich Kapp das ungewollte Verdienst, ein vorzeitiges Losbrechen der Ruhrbewegung veranlaßt zu haben. Revolutionäre Bewegungen liegen nicht fest in der Hand ihrer Führer, ohne die Stimmung der Massen sind sie nicht möglich. Die alte sozialistische Berliner Regierung hatte zum Generalstreik gegen Kapp aufgefordert; aus diesem Generalstreik und seiner Stimmung erwuchs der Aufstand im Ruhrgebiet: die aufgehäufte Lawine rollte zu Tal.

Mit der Niederwerfung des Ruhraufstandes ward der General von Watter betraut. Ihm wurde auch meine Brigade unterstellt. Allein sie wurde nicht in die Kämpfe hineingezogen. Zum ersten Male seit der Revolution waren in die Hand eines Offiziers erstklassige nationale Truppen gegeben, die eine imponierende Macht besaßen, deren Ge-

sinnung gegen die Berliner Regierung gerichtet war. Alle Freikorps, das des Generals von Epp, die Münchener Studenten, die 3. Marine-Brigade, die Korps „Lützow", „Lichtschlag", „Pfeffer" und meine Brigade in Reserve waren zusammengeschlossen und betrugen vielleicht 30 000 Mann. Watter hätte handeln müssen, um endlich reine Luft in Deutschland zu schaffen. Allein die Regierung gab ihm als Zivilkommissar einen der gefährlichsten Männer bei, Herrn Severing. Statt Severing festzusetzen, hat Watter sich von ihm so beeinflussen lassen, daß er sich allmählich seiner Macht selbst begab und zum Polizeiinstrument des Herrn Severing ward. Es war der ärgste Hohn, daß die Berliner Regierung den nationalen Gaul vor ihren Karren spannen durfte, um sich aus dem Straßengraben herausziehen zu lassen.

Nachträglich darf zu diesem ganzen traurigen Kapitel bemerkt werden, daß das größte Unheil von der kritiklosen Regierungsfrömmigkeit der Offiziere herrührt, und in dieser Tugend haben sich die älteren Herren am meisten ausgezeichnet. Generalstreik der Offiziere nach der Revolution wäre das richtige gewesen. In einem heftigen bolschewistischen Chaos hätten Mehrheitssozialisten und Kommunisten sich gegenseitig aufgefressen. Das Bürgertum, Mittelstand und Intelligenz, hätten rechtzeitig gemerkt, daß es ihnen wirklich ans Fell ging, und sich in der Not — wie sich das doch in einzelnen Städten erwiesen hat — schneller aus ihrer Schlappheit aufgerissen. Das ganze bolschewistische Geschwür, das in schleichendem Weiterfressen noch immer unseren Volksorganismus vergiftet, wäre gewaltsam aufgebrochen und in einem starken Fieber ausgeheilt. So dauert das Siechtum an, und es wird gewiß schwererer Heilmethoden bedürfen, um die Genesung zu erzielen, als sich der gute Bürger, der nur die Rentenmark sieht, träumen läßt.

Die Zeit im Döberitzer Lager war voller Ungewißheit und

13*

Dumpfheit. Wenn wir uns auch unseres unsteten Kriegslebens wegen als Landsknechte bezeichneten, innerlich waren wir es nicht: es griff uns schier an die Ehre, daß eine Reihe von Politikern den Versuch machte, die Brigade als Machtmittel in die Hand zu kriegen und mich als ihren Kondottiere zu kaufen. So erhielt ich wenige Tage nach dem Kapp-Putsch eine Einladung zu einer Besprechung, an der auch hervorragende Persönlichkeiten der Sozialistischen Partei und der Unabhängigen Sozialistischen Partei teilnehmen sollten. Ich nahm natürlich, da ich mißtrauisch war, vier Offiziere mit. Bei der Besprechung waren aktive und inaktive Offiziere zugegen, dazu mehrere Leute, die sich als Bevollmächtigte der beiden sozialistischen Parteien vorstellten. Ich entsinne mich noch eines Herrn namens Bauer, der besonders scharf redete. Merkwürdige Worte fielen bei dieser Besprechung. Einer der aktiven Offiziere bekannte unter anderem, er wäre immer schon Sozialdemokrat gewesen. Eine Stunde lang hörte ich mir all das Zeug an, das da gefordert wurde. Ich begriff: der Zweck war, ein Zusammengehen der Arbeiterführer und der vaterländischen Truppenführer zu erstreben. Aber die Forderungen, die die politischen Führer stellten, waren so haarsträubend, daß sie niemals diskutabel sein konnten. Ich habe diesen Leuten meinen Standpunkt klargelegt und ihnen gesagt:

„Ihre Forderungen sind wahnsinnig. Es gibt zurzeit im Deutschen Reiche zwei Machtfaktoren: die sozialistische Arbeiterschaft, die in der Lage ist, das ganze wirtschaftliche Leben durch Streik lahmzulegen, und die militärische Macht. Aber die militärische Macht entscheidet letzten Endes, weil sie die Menschen vor die Frage stellen kann: Streik oder Tod. Wir haben die militärische Macht fest in der Hand. Auf Grund der reinen Machtfrage überlegen Sie sich noch einmal alles. Die Vorschläge, die Sie hier zu machen wagten, lehne ich ab."

Von diesen Leuten habe ich in der Folge nichts mehr gehört. Ihren Plan habe ich gut verstanden. Sie glaubten, mich für ihre Zwecke einfangen zu können, weil sie annehmen mußten, ich wäre nach allen meinen mißlichen Erfahrungen maßlos erbittert und vor den Kopf geschlagen. Hätte ich angenommen, so hätten sie Zwietracht in die Brigade säen können, und die Truppe wäre auf diese Weise zerweicht und zerschlagen worden.

Immerhin war es bemerkenswert, daß tatsächlich verschiedene, sogar aktive Offiziere mit dem Vorschlage einverstanden waren.

Damals trat endlich Noske von seinem Reichswehrministerposten ab. Von seiner eigenen Partei war er mit Schimpf und Schande fortgejagt worden. Ein bürgerlicher Reichswehrminister ließ sich auf seinem Sessel nieder. Es war Herr Geßler. Immerhin war das ein Erfolg. Der neue Minister verfügte zweifellos über viel Humor. Als Abgeordnete der Nationalversammlung die Entwaffnung meiner Brigade in Döberitz verlangten, erteilte er die Antwort: „Ich darf wohl die Herren dazu einladen."

Keinem hätte ich damals geraten, irgendwie an der Truppe, die sich in einer maßlos gereizten Stimmung befand, zu rütteln. Bei der kleinsten Belästigung wären die Gewehre sofort losgegangen.

Nach dem Mißlingen des Kapp-Putsches war es mir klar, daß die Entwaffnungsforderungen der Entente restlos angenommen würden. Wir verfügten damals über außerordentlich hohe Bestände von Munition. Dies Material der Entente gutwillig auszuliefern, konnte uns nicht einfallen. Darum hielt ich es für angebracht, die Munition zu Übungszwecken zu verschießen. Infolgedessen wurden Gefechtsübungen der Infanterie und Artillerie mit scharfem Feuer abgehalten. Diese Materialverschwendung hatte

außerdem noch den Nutzen, daß sie die trübe Stimmung innerhalb der Truppe bannte.

Nun folgten Verhandlungen über die Verlegung der Brigade aus Döberitz, der ich gern beistimmte. Als neuer Sammelplatz wurde das Munsterlager festgesetzt. Aber wir hatten den Verdacht, daß unsere heimlichen Gegner Teile der Brigade abrollen lassen wollten, um die Brigade in ihrer Stärke zu teilen und dann zu zerschlagen. Auch fürchtete ich, wenn ein Drittel noch in Döberitz, ein Drittel im Rollen begriffen und ein Drittel im Munsterlager war — daß sich dann bei einiger Technik eine Entwaffnungsaktion sehr leicht durchführen lassen würde.

Die Folge war, daß ich meine Verhandlungen mit der Eisenbahnverwaltung diktatorisch führte. Ich wollte meine Sicherungen. Wegen dieses „unglaublich unverantwortlichen" Verhaltens der Brigade fiel die gesamte nationale genau so wie die linkseingestellte Presse über uns her. Aber ich setzte meinen Willen durch und stellte die Transporte in der Weise zusammen, daß ein jeder voll kampfkräftig war. Also stets mischte ich in den Zügen Infanterie, Artillerie und Maschinengewehre. Auch ließ ich den Abtransport Schlag auf Schlag durchführen. Der Eisenbahnverwaltung zum Trotz, die behauptet hatte, sie brauche zum Abtransport mindestens acht Tage. Das hatte uns in unseren Besorgnissen natürlich gewaltig bestärkt.

Auf das Drängen meiner Offiziere fuhr ich selbst mit dem mittleren Transport. Das war meiner sonstigen Gewohnheit entgegen, mit dem ersten Transport zur Aktion und mit dem letzten Transport von der Aktion zu fahren.

Damals bewegte ich mich trotz des Haftbefehls immer noch ziemlich ungeniert. Es wagte auch niemand, mich festzunehmen.

Ohne Zwischenfall langten wir im Munsterlager an und atmeten auf, fort zu sein aus der Pestluft Berlins. Wir

führten da ein Leben wie Verbannte, denen ein nicht unerheblicher Respekt entgegengebracht wurde. Es ging uns ausgezeichnet, da wir vorher reichlich mit Proviant versorgt waren und alle Welt uns in Ruhe ließ.

In den ersten Wochen wiederholte sich das Berliner Erlebnis, unsere Truppe für politische Zwecke auszunützen, in sehr gemütlicher Form. Eine Deputation von Welfen kam zu mir. Die Namen der Leute sind mir nicht mehr im Gedächtnis. Bieder und treuherzig sagten sie zu mir: „Mit den Berlinern haben Sie sich doch nun zerkracht. Irgendwo müssen Sie doch mit Ihrer Brigade hin. Wollen Sie sie nicht als Truppe für ein selbständiges Hannover aufstellen? Wir können sicher sein, die Bewegung kommt in Fluß, und wir setzen eine Volksabstimmung glatt durch." Die guten Leute waren baß erstaunt, daß ich sie furchtbar auslachte. Aber innerlich war es mir bitter genug.

Im Munsterlager wurde der Truppe der gegen mich erlassene Haftbefehl bekannt. Ein Wutgeheul erhob sich, und die allgemeine Stimmung war: Auf nach Berlin! Ich hatte meine Not, die Leute von irgendwelchen unvernünftigen Handlungen abzuhalten.

Wilde Gerüchte durchschwirrten das Lager. Sicherheitspolizei aus Hannover sei im Anmarsch. Kriminalpolizisten aus Hamburg lägen auf der Lauer, und was nicht alles müßige Soldatenhirne im Lager sich noch ausdenken konnten, ward erzählt. Aus sich heraus trafen die Leute ihre Maßnahmen gegen eine Überrumpelung meiner Person. Baumstämme wurden über die Straßen gerollt, Feldwachen ausgestellt, und jeder, der sich dem Lager näherte, wurde in schärfster Weise kontrolliert.

Ich ließ diese Stimmung sich austoben und danach die Sicherheitsmaßnahmen wieder rückgängig machen. Ich nahm wohl mit Recht an, daß in derart aktiver Form niemand wagen würde, die Brigade anzugreifen.

In dieser Ecke Westdeutschlands sah es damals noch ziemlich windig aus. Der 1. Mai wurde noch als hoher Feiertag begangen, und ein kleiner sozialistischer Trupp aus Munster hielt, der Tradition entsprechend, einen Demonstrationszug mit roten Fahnen ab. Diese Herren stellten an den Lagerkommandanten die Forderung, die Kriegsflagge der Brigade müsse heruntergeholt werden. Die Leute waren es damals noch gewohnt, daß Offiziere vor jedem Gewerkschaftssekretär und Versammlungshäuptling umfielen. Der fromme Lagerkommandant kam auch zu mir und bat mich, die Flagge herunterholen zu lassen, um bei den Umzügen am 1. Mai Reibereien zu vermeiden. Da habe ich aber erklärt: „Ich halte es für eine bodenlose Unverschämtheit, ausgerechnet unsere Brigade mit den roten Revolutionsfetzen zu belästigen, und ich denke gar nicht daran, die Flagge vom Skagerrak vor den roten Lumpen zu streichen."

Der Erfolg war, daß ich die Brigade an diesem Tage mobil hielt, und als sich in der Ferne ein Zug mit roten Fahnen zeigte, wurde er von den unbewaffneten Leuten, die draußen deswegen spazierengingen, aufgehalten und gehörig durchgeprügelt. Die roten Fetzen hatten selbstverständlich zum letztenmal geflattert. Damit war in Munster das drohende Gespenst für einige Zeit beseitigt.

In dieser Zeit der Sorgen um die Brigade, die aufgelöst werden sollte, kam ein Telegramm aus Hamburg von der Erkrankung meiner Mutter. Immer hatte mich ein besonderes Band mit ihr verknüpft. Sie hatte mein Leben miterlebt, meine Gedanken mitgedacht und meine Gefühle mitgefühlt. Vollkommen gesund war sie gewesen, aber einige Tage nach dem Zusammenbruch des Kapp-Putsches schrieb sie mir einen Brief, in dem stand: „Jetzt bin ich vollkommen lebensüberdrüssig geworden."

Ich wußte genau nach dem Telegramm aus Hamburg, daß es hoffnungslos mit ihr stünde. Sie noch einmal zu sehen,

mußte ich als Sohn alles daransetzen und auch einer Verhaftung trotzen. Eines Abends entschloß ich mich kurz, setzte mich mit drei Offizieren in den Kraftwagen, fuhr nach Hamburg und hatte das von Gott geschenkte Glück, meine Mutter noch lebend anzutreffen. Lange Stunden konnte ich mich mit ihr noch unterhalten. Gar nicht genug konnte sie hören von alledem, was geschehen war. Unbehelligt kehrte ich in derselben Nacht noch ins Munsterlager zurück.

Zwei Tage darauf erhielt ich die Todesnachricht. Sofort jagte ich wieder nach Hamburg, um Abschied von meiner toten Mutter zu nehmen.

Aber als ich zum drittenmal zur Beerdigung fahren wollte, erhob sich die Truppe. Offiziere und Mannschaften duldeten es nicht, sie sperrten mir den Wagen.

Und die Truppe hatte recht. Denn die Abordnung, die an der Beerdigung teilgenommen, meldete mir die starke Überwachung des Friedhofs. Verhaftung vom Grabe meiner Mutter weg hätte mir gedroht. So verroht waren bereits unsere politischen Sitten damals, daß aus der Sohnesliebe ein Köder gemacht werden konnte, um eines Soldaten habhaft zu werden, den die Schwächlinge auf anderem Wege nicht festnehmen konnten. In den wildesten Zeiten, im Siebenjährigen Kriege, im Dreißigjährigen Kriege, im Mittelalter, in der Völkerwanderungszeit, immer wäre der Friedhofsfrieden gewahrt worden. Uns Hochzivilisierten blieb es verstattet, die ehrwürdigsten Asyle im Pochen auf unsere Vorurteilsfreiheit für nichts mehr zu achten. Die einfachen Leute der Truppe fühlten, was mir angetan ward. Ihre Teilnahme an meinem persönlichen Verlust zeigte mir, wie eng auch außerdienstlich das Band war, das mich mit der Brigade verknüpfte.

Vierzehntes Kapitel

Motto:

Ehrhardt-Lied

Kamerad, reich mir die Hände,
Fest woll'n zusammen wir stehn.
Mag man uns auch bekämpfen,
Der Geist soll nicht verwehn.
„Hakenkreuz am Stahlhelm,
Schwarzweißrot das Band,
Die Brigade Ehrhardt
Werden wir genannt."

Stolz tragen wir die Sterne
Und unsern Totenkopf,
Wikingerschiff am Ärmel,
Kaiserkron im Knopf.
„Hakenkreuz am Stahlhelm usw."

Hat man uns auch verraten,
Trieb mit uns Schindluderei,
Wir wußten, was wir taten,
Blieben dem Vaterland treu.
„Hakenkreuz am Stahlhelm usw."

Bald werd' auch ihr erkennen,
Was ihr an uns verlorn.
Kamerad, reich mir die Hände,
Was wir uns einst geschworn.
„Ehrhardts Geist im Herzen
Kann nicht untergehn.
Die Brigade Ehrhardt wird
Einst auferstehn.

Erich Teßmer

Die Truppe erklärt durch Deputation, sie wird es nie dulden, daß ich mich stelle. — Was für ein Humor es ist, wenn der Führer von seinen eigenen Leuten gegen Gefahren von außen bewacht wird. — Einige Histörchen. — Die Auflösung rückt näher. — General von Behrend, ein Ehrenmann, unterstützt mich. — Der letzte Abschied. — Die heimliche Abfahrt über Hannover. — Ich erreiche Bayern, mein Flüchtlingsleben beginnt, am fremden Tisch, im fremden Bett. — Ohne die Brigade ist das Leben leer. — Ich erhalte Berichte.

Ich hatte kundgegeben, daß ich nach der Auflösung mich in Berlin stellen würde. Wie ein Lauffeuer ging die Äußerung durch die Truppe, und zu meiner Überraschung stand plötzlich ein Doppelposten vor meiner Baracke. Ich fragte die Leute: „Weshalb seid ihr hier aufgezogen?" Sie grinsten und sagten: „Herr Kapitän, es kann doch wohl Gefahr bestehen, daß Leute sich heimlich nachts ins Lager schleichen, um den Herrn Kapitän zu verhaften. Das muß verhindert werden."

Am selben Tage kam eine Abordnung von Unteroffizieren und Mannschaften zu mir. Sie waren geführt vom Feld-

webel Badewitz, einem alten, erprobten Feldsoldaten. Geradeheraus erklärte mir der Alte: „Wir werden es niemals dulden, daß der Herr Kapitän sich den Berlinern stellt." Und als ich den Kopf schüttelte, rief er: „Da hängen wir Herrn Kapitän lieber schon selber auf, dann wissen wir wenigstens, wo Herr Kapitän geblieben ist!"

Meine Offiziere kamen bald danach. Ihre Stimmung war, wenn auch nicht in gleich drastischen Worten ausgedrückt, der des guten Badewitz ganz ähnlich. Ich kniff mit meiner Antwort und bat mir Bedenkzeit aus. Von diesem Augenblick ab war ich auf Schritt und Tritt überwacht, ohne daß ich irgend etwas dagegen machen konnte. Ich war der Gefangene meiner eigenen Leute, die mich gegen mich selbst sicherstellen wollten.

Die Form der Fürsorge meiner Leute für mich nahm manchesmal allerdings groteske Formen an, die eine unwahrscheinliche Komik mit sich brachten. Um endlich einmal mit meiner Frau und meinen drei Kindern wieder zusammen zu sein, nahm ich Wohnung in dem Waldgasthaus Brehlow, das etwa drei oder vier Kilometer vom Munsterlager entfernt ist. Wir hatten prächtige Wirtsleute, die an unserem Schicksal großen Anteil nahmen.

Eines Abends kam die Tochter der Wirtin zu mir ins Zimmer herein und teilte mir atemlos mit, den ganzen Abend hätten sich fünf Leute in höchst verdächtiger Weise um das Haus herum zu schaffen gemacht; sie wären auch in die Wirtschaft hereingekommen, endlich seien sie nun weggegangen. Aber einer stände scheinbar als Posten auf der Straße.

Ich dachte zunächst nichts weiter dabei. Allerdings hatte ich auch schon allerhand Leute um das Haus herumlungern sehen, das konnte aber auch Vagabundengesindel sein, das in dieser Zeit einen üppigen Nährboden fand. Aber

wenn ich ehrlich sein soll, ich habe doch etwas unruhig geschlafen. Für alle Fälle lag mein Browning auf dem Tische.

Am anderen Morgen, als ich in festem Schlafe lag, klopfte wieder das Töchterlein der Wirtin an. Sie war ganz blaß, als sie mir sagte: „Die fünf Kerle von gestern sitzen wieder unten in der Wirtschaft. Wahrscheinlich haben sie die ganze Nacht auf Herrn Kapitän gelauert."

Ich überlegte scharf. Zur Brigade hatte ich keine Verbindung. Wenn die Kerls mir ans Fell wollten, konnten sie's, als entschlossene Männer. Ich sagte mir: das Einfachste ist immer das Beste. Schnallte meine Pistole um und stampfte ins Wirtszimmer hinein, um die Kerls zu stellen. Aber wie groß war mein Erstaunen und mein Gelächter, als ich fünf Brigadeleute im Zimmer sah, die mit dem frühen Aufstehen ihres Kommandeurs nicht gerechnet hatten. Bei der Gelegenheit erfuhr ich, daß die ganze Nacht dauernd fünf Männer das Haus zu bewachen hätten. Ein anderes Mal bestellte ich mir einen Krümperwagen zu einer Spazierfahrt in die umliegenden Wälder. Den Kutscher schickte ich nach Haus und fuhr selbst, da ich mit meiner Frau und den Kindern allein sein wollte. In dem großen, lichten Forste war es schön. Ich fühlte mich einmal frei von beaufsichtigenden Augen. In einen Seitenweg bog ich ein, um mit meinen Lieben in Ruhe ein Picknick zu halten. Während wir gerade recht behaglich plauderten, sah ich von ungefähr, durch die Bäume schlecht gedeckt, einige Reiter. Zuerst erschrak ich leicht, da ich sehr weit vom Lager weg war. Dann aber winkte ich mir einen der Leute heran — nur um festzustellen, daß mir schon wieder fünf Getreue zur Überwachung auf die Fersen gesetzt waren.

In der Nähe vom Munsterlager befanden sich Waffen- und Munitionsbestände. Die Landstraße zu diesem Depot führte durch das Lager, und da gabelte sich auch die Straße ab, die zu meinem Waldhaus führte. Eines Tages nun kam

ein Automobil die große Straße entlang, bog dann aber, was bisher kein Kraftwagen getan hatte, in die Straße zu meinem Gasthofe ab. Dem Posten, der in der Wegkreuzung stand, war das äußerst verdächtig. Sofort alarmierte er die Brigade mit der Begründung, ein vollbesetztes Auto sei in der Richtung nach meiner Wohnung gefahren: das wären ohne Zweifel Kriminalbeamte. Wenige Minuten später brausten die ersten Kraftwagen, voll besetzt mit Bewaffneten, hinter dem verdächtigen Wagen her. Der kam gerade in voller Fahrt die Straße zurück. Selbstverständlich nahmen die Meinen an, der Anschlag auf meine Person wäre geglückt. Das erste Automobil wurde quer über die Straße gestellt, Karabiner in Anschlag genommen und dem feindlichen Wagen Halt geboten. Der Fahrer zog schnellstens die Bremse, alle Hände flogen in die Höhe, aber die Untersuchung ergab, daß das Automobil mit Ententeoffizieren besetzt war, die die Munitionslager zu kontrollieren hatten. Versehentlich waren sie in meine Straße eingebogen. Etwas verschnupft, aber doch immerhin ganz froh, den Händen der gefährlichen Gesellschaft entronnen zu sein, fuhren die Herren weiter.

Zu zweien meiner alten Soldaten, die mich in den ersten Tagen als Wache zu meiner Baracke heimgeleiteten, sagte ich, um ihnen den Standpunkt klarzumachen:

„Herrschaften, überlegt euch doch, was es für Folgen haben kann, wenn ihr jetzt Widerstand leistet.“

Sagte der eine ganz ruhig:

„Herr Kapitän, das ist uns ganz egal; wir haben unsere Flinte und Patronen und wissen, was wir Herrn Kapitän schuldig sind; Sie haben uns die Treue gehalten, und wir tun es auch; die Folgen sind uns wurscht.“

Um so bitterer war die Pflicht, diese Truppe aufzulösen; aber ich hatte mir geschworen, keinen unversorgt im Dreck zurückzulassen, für jeden einzustehen. Bekanntgegeben hatte

ich den Leuten die Notwendigkeit bereits am Anfang unserer Munsterlagerzeit mit den Worten: „Die Brigade wird aufgelöst, es wird nur noch einige Wochen möglich sein, in der jetzigen Form beisammenzubleiben. Ich werde dafür Sorge tragen, daß jeder von euch, der nicht in den alten Beruf zurück kann, entweder in die Marine oder ins Heer oder in eine Arbeitsgemeinschaft auf dem Lande übernommen wird."

Die Arbeitsgemeinschaften waren aufgekommen bei der Auflösung der Baltikumer und der Eisernen Division. Damals waren fast die gesamten Taglöhner und auch viele Gutsarbeiter dem Kommunismus verfallen. Die Soldaten nun bildeten mit ihren Offizieren Arbeitsgruppen, die da eintraten, wo Streik und Unruhen herrschten. Auf den großen Gütern und in den Spiritusfabriken und so weiter hatten dann die Besitzer die Sicherheit, von diesen Männern im Notfall mit der Waffe in der Hand verteidigt zu werden.

Die Arbeitsgemeinschaften haben sich in den Unruhezeiten gut bewährt. Aber viele der Leute fühlten sich doch nur im Soldatenberufe glücklich. Sie waren Landsknechte geworden, die nicht zur Scholle zurückfinden konnten. Das muß der ruhige Beurteiler in Rechnung ziehen.

Es ist mir gelungen, mir vor meinem Abgang sagen zu dürfen: kein Mann und kein Offizier der Brigade, der bereit war, auch unter einfachen Verhältnissen zu leben und zu arbeiten, ist nicht untergekommen.

Zur Überwachung für die technische Durchführung der Auflösungsarbeiten wurden der General Behrend und der Major im Generalstab von Falkenhausen vom Reichswehrministerium nach Munster geschickt. Diese Aufgabe war für die beiden Herren äußerst undankbar. Die Truppe war wütend. Sie sah in dem General nur einen Beauftragten Eberts. Es bedurfte meiner ganzen Autorität, meine Leute von irgendwelchen Dummheiten abzuhalten und durchzudrücken, daß sie

sich gegen die beiden Herren tadellos zu verhalten hätten, genau wie ihren eigenen Offizieren gegenüber.

Der General war ein ganz ausgezeichneter, taktvoller Mann. Er ging mit Ruhe und Sachlichkeit an seine Aufgabe heran, sprach alle Fragen mit mir genau durch. Wir haben in voller Harmonie zusammengearbeitet. Ich sah meine Aufgabe darin, ihn bei seiner schweren, undankbaren Pflichtarbeit zu unterstützen — er sah die seine darin, mir und meinen Leuten das Auseinandergehen so leicht wie möglich zu machen.

Die Durchführung der besprochenen Maßnahmen arbeitete der Major von Falkenhausen aus, der auf meinen Wunsch die Stelle des Chefs des Stabes bei mir einnahm. Auch diesem Herrn fühle ich mich zu besonderem Dank verpflichtet. Er löste seine Aufgabe nicht nur mit dem Verstande, sondern auch mit dem Herzen, und stellte einen erfreulichen Gegensatz zu dem Verhalten der beiden Generalstabsoffiziere Hansen und Kempf dar, die vorher in meiner Brigade Dienst getan hatten. Diese beiden waren eigentlich nie richtige Brigadeoffiziere gewesen. Trotzdem habe ich mich für letzteren auf seinen Wunsch hin wiederholt verwandt, damit er bei der Heeresverminderung auf 100 000 Mann nicht verabschiedet wurde. Seinen Dank stattete er später dadurch ab, daß er vor dem Staatsgerichtshof Aussagen machte, die er selbst verantworten mag.

Innerhalb der Brigade machte ich die Wahrnehmung, daß die Leute, die eine sehr feine Nase für ihre Vorgesetzten haben, diesen beiden Herren mit dem höchsten Mißtrauen begegneten. Trotzdem ich aber in Munster auf das höchste gegen diese beiden Offiziere eingenommen war, habe ich jede Verunglimpfung von ihnen fernzuhalten gewußt.

Sang- und klanglos wollte ich mich von meinen Leuten nicht entfernen. Ich hielt eine letzte, große Parade

im Munsterlager ab, verabschiedete mich mit kurzen Worten von den Männern und ließ sie noch einmal vorbeiziehen.

Ich sagte: „Ich erwarte, daß das Samenkorn des Nationalbewußtseins und der Vaterlandsliebe, das ich in euch gelegt habe, jetzt, wo wir auseinandergehen, nicht bei euch schlummert, sondern aufgeht und tausendfältige Frucht trägt. Deshalb rufe ich euch nicht ‚Lebt wohl!' zu, sondern ‚Auf Wiedersehn!'"

Bei diesem letzten Abschied sah ich viele Offiziere und Männer den Blick wegwenden oder die Augen niederschlagen, um die verschämten Tränen nicht aufkommen zu lassen, ich selbst mußte mich zusammennehmen. Bitter war es, von dieser Truppe sich zu trennen, die ich aus dem Nichts geschaffen hatte. In diesem Augenblick, wo ich sah, daß das Band, das mich mit den Männern verknüpfte, durchschnitten, fühlte ich eine plötzliche Leere in mir. Fremd und verlassen kam ich mir vor und beschleunigte deshalb meine Flucht.

Alle erdenklichen Maßnahmen waren getroffen worden, um meiner habhaft zu werden. Die künstlich geschürte Erregung in Deutschland gegen mich wuchs noch immer. Die Machtlosigkeit der Regierung, mich im Munsterlager festnehmen zu lassen, verdroß auch solche Männer, in denen das Ideal einer starken Staatsmacht lebte. Dieses Gefühl konnte damals noch leicht mißbraucht werden.

Mir selbst wäre ja die Gestellung damals lieber gewesen und glaube auch, es wäre mir alles besser ausgegangen. Denn dann hätte der eine oder andere Truppenführer, wie zum Beispiel der General von Hülsen, sich nicht auf den guten Ehrhardt ausreden können.

Aber die Truppe hatte mein Wort erzwungen, mich nicht zu stellen. Ohne dieses Wort wäre eine reibungslose Auflösung kaum möglich gewesen. Ich will auch gar nicht von einem Opfer sprechen, das ich der Truppe damit gebracht

habe. Aber die Leute, die über mein Verhalten das Maul aufgerissen haben, müssen sich einmal die ganze Lage vergegenwärtigen, in der ich mich befand.

Gründlich überlegte und beriet ich, wohin ich mich wenden konnte. Nur Bayern kam in Frage. Alles andere mußte sich von selbst finden. In Bayern hatte Herr von Kahr eine nationale Regierung gebildet. Ich durfte annehmen, daß man meine Beteiligung an der Befreiung Münchens noch nicht ganz vergessen hatte, zumal letzten Endes die neue Regierung eine direkte Folge des Kapp-Putsches war.

Unauffällig traf ich meine Vorbereitungen. Eingeweiht wurden nur mein getreuer Adjutant, mein Bursche und die mich begleitenden beiden Offiziere.

Mit schwerem Herzen setzte ich mich hin und schrieb die Abschiedsworte an die Brigade:

„Kameraden! Ich habe meinen bisherigen Entschluß, mich freiwillig in Haft zu begeben, aufgegeben. Entscheidend war für mich der feste Wille der Brigade, weder eine gewaltsame Festnahme noch eine freiwillige Stellung zuzulassen. Ich konnte es nicht verantworten, daß meiner Person wegen die Regierung zu Maßnahmen hätte gezwungen werden können, die Kämpfe zwischen Truppen und Unruhen zur Folge gehabt hätten. Der Brigade wäre letzten Endes dadurch für die Zukunft jedes einzelnen Schaden entstanden, und so sehr ich es anerkenne, daß die Truppe diese Rücksichtnahme ablehnte, die Fürsorge für die Truppe bleibt für mich die vornehmste Aufgabe.

Mitbeeinflußt hat mich, daß mir von allen Seiten von einer Gestellung abgeraten wurde. Auch nicht eine Stelle hat mir zugeraten. Die Gründe sind einleuchtend: 1. Der Ruck nach der linksradikalen Seite ist unverkennbar, die Lage im Reich ist unsicher, die Staatsautorität gering, fraglich, ob die Regierung sich noch lange halten kann. 2. Die sicher

lange währende Untersuchungshaft würde nach all dem bisher Durchgemachten meine Widerstandskraft brechen, so daß ich bei der Hauptverhandlung, körperlich und geistig gebrochen, nicht mit der erforderlichen Kraft für das Geschehene einstehen und mich verteidigen, das reichhaltige Material nicht ausnützen könnte und der Gegenpartei leichtes Spiel ließe. Damit würde der ganzen Sache und dem Ansehen der Brigade und des Offizierkorps außerordentlich geschadet werden. Das Volk soll hören und wissen, welches unsere Beweggründe waren und aus welchen Motiven heraus wir gehandelt haben.

Leicht ist mir der Entschluß nicht geworden, in Sicherheit zu gehen, er paßt nicht zu dem ganzen bisherigen Bild der Brigade. Aber ich konnte und durfte die Truppe nicht in die Lage bringen, für mich mit der Waffe einzustehen oder mich in Schutzhaft zu nehmen.

Nochmals sage ich Ihnen allen Dank für das, was die Brigade geleistet, für die Treue und das mannhafte Einstehen. Das Volk wird erst einsehen, was es mit der Brigade verloren hat, wenn es zu spät ist. Ich werde das weitere Schicksal der Brigadeangehörigen mit demselben Interesse verfolgen wie bisher als ihr Kommandeur, und hoffe und wünsche für uns alle baldige bessere Zeiten. Wohin Sie auch kommen, halten Sie das Banner der Brigade, auf dem Vaterland, Ehre, Zucht, Mannestreue, Kameradschaft stand, weiterhin hoch: der anständige Mann wird immer durchkommen. Und kommt es erneut zu ernstem Kampfe in unserem ermüdeten Vaterland, so hoffe ich, daß uns die alte Kriegsflagge, die wir wieder zu Ehren gebracht haben, erneut vereint.

Lebt wohl, ihr wackeren Männer der 2. Marine-Brigade!!"

Am Morgen in aller Frühe verließ ich im Kraftwagen das Lager. Richtung Hannover. Nach einer Stunde Fahrt

wurde haltgemacht, das Rasiermesser gezogen — ein Leutnant hielt einen Spiegel vor, in wenigen Minuten war mein stolzer Bart verschwunden. Lachend sagte einer der Leutnants: „Herr Kapitän sehen jetzt lange nicht mehr so schick aus.“ Als ich in Hannover den Bahnsteig passierte, schlug mir das Herz doch ganz bedenklich in den Hals hinauf. Ich bestieg mit meinen beiden Begleitern den D-Zug nach München. Ohne einen Zwischenfall kamen wir an. Selbstverständlich war ich dank den guten Beziehungen meiner Brigade mit falschen Papieren gut ausgestattet. In München nahm sich meiner der Studiosus St. in rührender Weise an. Er besorgte mir meinen ersten unfreiwilligen Landaufenthalt in Oberbayern. Mein Wirt, ein alter Offizier von echtem Schrot und Korn, bot mir mit Freuden mein erstes Asyl und verwöhnte mich mächtig. Diese Zeit war die schwerste meines Lebens. Ohne Tätigkeit, ohne Fürsorge für andere, mit einem lastenden Pflichtgefühl für etwas, das gar nicht da war, geriet ich in eine schwere Nervenabspannung hinein. Immer waren meine Gedanken bei meinen Männern. Wohltuend war der Besuch von Brigadeangehörigen. Ich erfuhr, daß durch die Regierungsstellen in Berlin ein Seufzer der Erleichterung gegangen war nach meiner Entfernung. Das Kommando im Munsterlager hatte ich dem bewährten Führer des 3. Regiments, Kapitän Werber, übergeben. Unter seiner Führung lief alles wie am Schnürchen weiter. Eisern wurde der Dienst gehandhabt, und allmählich rollten die einzelnen Gruppen zu ihren neuen Standorten ab. So gab die Brigade bis zum letzten Augenblick das Beispiel eiserner Disziplin und Manneszucht. In diese Zeit fällt die Entstehung des sogenannten Ehrhardtliedes, das der Unteroffizier Teßmer gedichtet und mir gewidmet hat. Es ist in kürzester Zeit beinahe zum Volkslied geworden.

Von meinem ersten Asyl ging ich zu dem alten Ehepaar Schlößer, wo ich liebe Gastfreundschaft genießen durfte. Leider mußte der Professor dies nach dem Verrat seines Gärtners mit Belästigung durch den Staatsgerichtshof und Haftbefehl büßen. Hier erreichte mich ein Sendbote aus dem Munsterlager. Mir wurde mitgeteilt, daß die Seeoffiziere der Brigade sich weigerten, in die neue Marine-Brigade einzutreten. Darüber herrsche bei der Admiralität furchtbare Aufregung. Unbedingt müsse ich eingreifen. Meinen Anweisungen wollten sich die Offiziere fügen.

Unmöglich konnte ich alle Offiziere herunterkommen lassen. Ich mußte also noch einmal das Wagnis unternehmen und mit dem Zuge nach Norddeutschland hinauffahren. Als Treffpunkt war ein Gut in der Priegnitz verabredet worden, wo ich mich mit einem auserwählten Teil der Offiziere auszusprechen gedachte.

An der kleinen Bahnstation wurde ich mit dem Kraftwagen erwartet, der mich durch wunderbare alte Eichenwälder nach meinem Bestimmungsort brachte. Herzlich empfing mich der Besitzer des Gutes, ein Hüne von Gestalt, ein waltender, germanischer Mann. Dreißig bis vierzig Offiziere der Brigade erwarteten mich hier. In sehr ernsten Worten habe ich ihnen auseinandergesetzt, wie schwer es für den ehemaligen Seeoffizier ist, sich eine neue Wirtschaftsexistenz zu gründen. Mancher von Ihnen, sagte ich, konnte nur Soldat sein und wird sich in jedem anderen Beruf unglücklich fühlen. Es ist notwendig, daß der Seefahrtsgedanke im Volk erhalten bleibt, und für die Seefahrt brauchen wir eine Marine und wenn sie noch so klein ist. Unsere Pflicht ist es, daß in diese Marine unser Brigadegeist verpflanzt wird. Und nicht der eines Offizierkorps, das plötzlich bei veränderter Konjunktur sein republikanisches Herz entdeckt.

Außer einigen Herren, die sich entschlossen hatten, selbst-

los mit mir weiterzuarbeiten — denn damals schon hegte ich den Plan zur Schaffung einer vaterländischen Organisation, um das Kapital der Brigade nicht zu verschwenden —, und einigen wenigen, die sich durch Familienbeziehungen bereits eine Existenz gesichert hatten, waren alle bereit, auf meine Worte hin in die Marine einzutreten.

Es war für mich ein Lichtblick nach diesen harten Wochen, in denen ich ohne bestimmte Aufgabe an fremden Tischen hatte Brot essen müssen, meinen alten Getreuen Aug' in Auge gegenüberzustehen und zu sehen, daß noch der alte Brigadegeist und die alte Disziplin wach waren, daß das Wort ihres Kommandeurs ihnen noch etwas galt. Rührend war mein Wiedersehen mit meinem alten Kraftfahrer Fottner. Er ließ es sich nicht nehmen, mich selbst an die Bahn zu fahren, obgleich der Gutswagen mir zu Verfügung stand.

Unbehelligt kam ich wieder nach Bayern. Diese letzte Pflicht gegen meine Offiziere hatte ich als Wagnis erfüllen müssen. Aber anerkannt wird man wohl in der Marine mein Verhalten kaum haben, obwohl es zugunsten der Marine geschah.

In Wilhelmshaven kam es mit meinen Offizieren noch zu verschiedenen kleinen Reibereien. Sie konnten sich mit der Disziplinlosigkeit und dem unnationalen Geist, der damals noch herrschend war, nicht abfinden. Mehrfach wurde ich inoffiziell gebeten, doch auf die Offiziere einzuwirken; ich habe dies auch erfolgreich getan. Ich gebe es zu, es war für mich ein kleiner Triumph, daß die hohen Herren der Nordseestation sich an den Geächteten und Verfolgten um Hilfe wenden mußten.

Bevor die Brigade endgültig auseinanderging, wurde der Bund ehemaliger Ehrhardt-Offiziere gegründet mit dem Gedanken, die Überlieferungen der Brigade und die Kame-

radschaft weiterzupflegen. Ich wurde gebeten, den Ehrenvorsitz zu übernehmen. Sehr bald wurde auch aus den Kreisen der Unteroffiziere und Mannschaften der Wunsch an mich herangetragen, auch dieser Vereinigung anzugehören. So entstand aus sich selbst eine vaterländische Organisation, die den Geist der Vaterlandsliebe und der Wehrhaftigkeit, den Kampf gegen den Versailler Vertrag, die undeutsche Weimarer Verfassung und den Marxismus aufnahm und für die völkische Idee und die Bismarcksche Verfassung eintrat.

Zunächst waren es nur Brigadeangehörige, die diesem Bund angehörten. Doch nahm die Idee die Gemüter gefangen. Gruppen und vereinzelte Verbindungen schlossen sich uns an. Bald gewannen wir Bedeutung in jeder Beziehung.

In der damaligen Zeit entstand die O. C. Die Leute, die immer alles wissen, die Turmwächter vom „Vorwärts" und „Berliner Tageblatt", machten daraus „Organisation Consul", weil ich mich damals Consul Eichmann nannte. Der Grund dazu war der: Meine alten Brigadeleute brachten es nicht fertig, mich ohne Charge anzureden. Immer vergalloppierten sie sich wieder und nannten mich bei den unpassendsten Gelegenheiten „Herr Kapitän". Das war natürlich für den steckbrieflich Verfolgten nicht gerade sehr zweckmäßig. Irgendwie mußten die Leute mit der Zunge an einen Titel festgebunden werden. Aber „Doktor", „Geheimrat", „Professor" erschien ihnen allen zu unmilitärisch. Da kam glücklich einer der jungen Leutnants auf den Titel Consul. Übrigens führt, was mir damals unbekannt war, auch bei den italienischen Faschistentruppen der Oberst eines Regiments den Titel: Consul.

Der Name O. C. ist später entstanden als die Organisation selbst, etwa erst im Sommer 1921 bei einer Besprechung mit Führern anderer Verbände. Die an und für sich unter-

geordnete Frage wurde aufgeworfen: „Wie nennen Sie eigentlich Ihre Organisation?“ Darauf sagte ich: „Nennen Sie sie, wie Sie wollen, O. A. oder wie.“ Diese Abkürzungen waren damals Mode geworden, nachdem die Orgesch allgemein O. E. (Organisation Escherich) genannt wurde. Einer der Herren meinte darauf: „Warum denn gerade den Anfangsbuchstaben des Alphabets, sagen wir doch O. C.“ Das wurde von mir angenommen, und so entstand der Name O. C. (Organisation C.). Das „C“ hat also mit dem Consul Eichmann gar nichts zu schaffen.

Von dieser O. C., die sich mit Recht die erste große vaterländische Organisation bezeichnen durfte und die sich über das gesamte Deutsche Reich erstreckte, strahlte ein starker vaterländischer Geist in unsere Jugend hinein. Viele Samenkörner wurden gesät. Zwar gab es keine geschlossene Truppe mehr wie im Jahre 1920, von der selbst alte Generale unter Eid aussagen mußten, daß sie den Truppen des August 1914 an Geist und Kraft gleichwertig gewesen seien. Aber in wenigen Monaten schon scharte sich das zwanzig- bis dreißigfache an Zahl um die ehemaligen Brigademitglieder. Ich kann sagen: ein jedes Mitglied der Brigade ist so zu einem kleinen Führer herangewachsen. Männer, die von der Brigade weg in die Arbeitsgemeinschaften gingen und in wochen- und monatelangen Torf- und Straßenarbeiten sich ihr Brot verdienten, haben sich heraufgearbeitet, weil in ihnen der Geist stark war, der Geist, dem Vaterlande zu helfen.

Ich selbst lebte damals wie ein irrendes Gespenst. Nirgends war meines Bleibens. Kaum hatte ich eine Wohnung, wo ich mein müdes Haupt niederlegen konnte, so traf ich einen höchst unwillkommenen, guten alten Bekannten. Oder es sickerte irgendwie durch, daß ich da oder dort wohnte, so mußte ich mein Quartier wieder weiterverlegen. Niemals konnte ich mich polizeilich anmelden, alles

mußte hintenherum und heimlich geschehen. Oft mußte ich München verlassen, oft Bayern; ich trieb mich dann jenseits der Grenze herum. Aber überallhin hatte mittlerweile die Organisation ihre Fäden gesponnen, überall hatte ich treuergebene Anhänger. Polizeibeamte drückten ein Auge zu, Grenzbeamte, die uns angehörten, ließen uns durch: immer gelang es mir, den Häschern zu entrinnen. Allerdings durfte ich mit einer gewissen absichtlichen Blindheit der bayerischen Behörden rechnen. Um so mehr aber wimmelte es um uns von Berliner und Leipziger Spionen; infolge ihrer Großschnauzigkeit und rötlichen Farbe fielen sie sehr bald unangenehm auf.

Die stärkste Persönlichkeit, die ich damals erlebte, war der Münchener Polizeipräsident Pöhner. Eine größere Verantwortungsfreudigkeit hat wohl nie ein Beamter wieder entfaltet.

Pöhner wußte ganz genau, daß es sich in unserer Zeit nicht um eine juristische Anwendung von Gesetzen handeln dürfe, die durch innere Gesetzlosigkeit lächerlich geworden waren. Der Beispiele gab es ja genug. Die gesetzlichen Vermögensverwalter, die das Vermögen ihrer Pfleglinge mündelsicher angelegt hatten, hatten mit Hilfe des Gesetzes aus dem anvertrauten Gute einen Bettel gemacht. Einige verantwortungsfreudige Männer haben die anvertrauten Gelder wirklich verwaltet, gegen das Gesetz gehandelt und ganze Vermögen dadurch sichergestellt. Der Hochverrat war in der Kaiserzeit ein peinliches Verbrechen, denn das Volk lebte unter gesicherten Verhältnissen, in gesicherten Lebensbedingungen. Um die Änderung einer deutschen Staatsform auf gewaltsamem Wege konnte es sich damals nie handeln. Eine Weiterentwicklung der Verfassung und Personenänderungen, die sich mit rechtlichen Mitteln erwirken ließen, wären vielleicht erwünscht gewesen. In unserer Zeit aber wurde gesetzloses Handeln für jeden verantwortungsfreudigen Mann in vielen

Fällen zur Pflicht. Pöhner selbst hat einmal gesagt: „Die Masse will beherrscht werden. Fünf Prozent der Menschen allein haben Willen. Habe ich von diesen fünf Prozent drei, so mache ich die andern zwei unschädlich oder schlage sie tot, um die willenlose Masse zu beherrschen." Folgerichtig hat er darum so gehandelt, daß seine Ideen vom staatlichen und völkischen Leben einen starken Machtausdruck gewannen. Er hat es auch vor Gericht, als ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle, ausgesprochen: „Was Sie da Hochverrat nennen, das habe ich fünf Jahre lang jeden Tag getan."

Aber ich war geächtet und blieb vorerst geächtet, daran war nichts zu deuteln und zu rühren. Immer mußte ich vor den Spähern der Berliner Polizei auf der Hut sein. Natürlich hatte ich mir eine ziemliche Übung im Ausschlitzen angeeignet. Aber bei diesem Flüchtlingsleben gingen meine Anzüge und meine Wäsche allmählich verloren. Daß bei der gebotenen Eile immer hier und da ein Stück liegenblieb, hier ein Strumpf, da ein Kragen, hier eine Hose und dort eine Weste, ließ sich nicht vermeiden. Gut war es nur, daß ich die Perioden der Verfolgung und der Ruhe erkennen lernte. Auf die Flut der Verfolgung kam immer die Ebbe.

Die politischen Überraschungen wurden eine neue Quelle der Unruhe für uns. Als ich einmal wieder friedlich in meinem Geschäftszimmer saß und schrieb, ward ich ans Telephon gerufen. Ein Bekannter fragte erregt: „Haben Sie schon gehört? Der Erzberger ist erschossen worden!"

Ich antwortete: „Es interessiert mich. Aber helfen kann ich dem Mann auch nicht mehr. Erst mach' dein Sach, dann trink und lach'!"

Ich dachte an den Vorfall nicht weiter, und unsere Arbeit ging ruhig ihren Lauf. Verwandte kamen zwei Tage darauf zu Besuch. Ich verabredete mich mit ihnen zu einer Tasse Kaffee. Statt um drei Uhr ging ich aus diesem Grunde erst

um vier Uhr ins Bureau. Da sah ich plötzlich in der belebten Neuhauser Straße einen meiner jungen Leute, die Dienst hatten, in ein Bierlokal einbiegen.

Ich geriet in den gerechten Zorn des Vorgesetzten, der einen Untergebenen ertappt, und sagte mir: zum Donnerwetter, warum setzt sich der Lausebengel ins Bierlokal, statt im Bureau seinen Dienst zu tun? Ich ging ihm nach, um ihn zu stellen. Der junge Mann fiel mir beinahe um den Hals und rief: „Gott sei Dank, daß ich Herrn Consul treffe, die Herren des Bureaus sind samt und sonders verhaftet, das Bureau ist umstellt." Ich fragte: „Wo haben Sie das her?" Leutnant Liedig berichtete: „Ich ging vollkommen nichtsahnend ins Bureau. Als trotz wiederholten Läutens nicht geöffnet wurde, wurde ich stutzig, denn die Arbeitszeit hatte schon längst angefangen. Ein fremder Mann öffnete. Hier stimmt etwas nicht, dachte ich bei mir, und fragte: ‚Sind Sie Herr Doktor Schuster?' Der Kriminalbeamte war nicht zu verkennen, er sagte: ‚Doktor Schuster ist nicht zu Hause!' Ich bedankte mich höflich und ging davon, nicht ohne vorher einen Blick ins Bureau geworfen zu haben, wo unter strenger Bewachung bereits die meisten Herren versammelt waren. Der Arglosigkeit des Beamten hatte ich es zu verdanken, daß ich unbehelligt davonkam."

Na, irgendwie hatte wieder einmal jemand seine schützende Hand über mich gehalten, durch ein Wunder war ich klar geschlippt, während alle meine Münchener Leute vor das Offenburger Tribunal geschleppt wurden. Einzelne mußten bis neun Monate unschuldig die Härten der Untersuchungshaft durchmachen.

Aus dem gleichen Anlaß wurde das bekannte „Bratwurst-Glöckerl" bei der Frauenkirche in München eines Abends von dreißig Kriminalisten umzingelt. Es handelte sich um einen Stammtisch schwarzweißroter Färbung, an dem neben Münchener Schriftstellern, Künstlern, Politikern auch einige

Seeoffiziere verkehrten. Ein ehemaliger Hauptmann aus den Kapp-Tagen hatte jedoch Wind bekommen, fing einzelne der Herren ab, stellte Warnungswachen und verlegte den Stammtisch für diesen Abend in ein anderes Lokal. Nur ein wackerer Münchener Verleger, der aus Hamburg stammte, wurde die Beute der Polizei.

Die darauffolgende Zeit führte ich nun ein wirkliches Vagabundenleben, denn die Zahl der Häscher, die mir auf den Fersen saß, war zu groß. In Nagelstiefeln, mit Rucksack, Bauernhütel und Lederhosen lebte ich in Bauernkneipen, ging auf den Gebirgsübergängen über die Grenze und krankte an leerem Beutel.

Langsam kam einer nach dem andern von den Getreuen wieder, blaß und schön, aus den Gefängnismauern zu mir ins Freie. Wir begannen uns mit Fug und Recht als einen Bund der „Genesenen" zu bezeichnen.

Viele, die bei uns in den Jahren 1920 und 1921 große Worte geschwungen hatten, ließen damals die Hosen schlottern bei dem Gedanken: Wenn's nur nicht herauskommt, daß wir mit diesen gefährlichen Gesellen in Verbindung gewesen waren.

Aber zur Ehre all meiner Männer muß ich anerkennen: Im Gegensatz zu manch anderem Bund hat keiner unserer Leute, auch wenn er noch solange gesessen hat, irgendeinen Verrat an einem Kameraden oder Gleichgesinnten begangen, oder hat versucht, sich hinter einem andern von uns zu verstecken. Oder gar sich auf den Kinderstandpunkt gestellt, den heute ganze Parteien in der großen Politik einzunehmen belieben: „Ich habe den Appel gestohlen. Aber die Leute sollen erfahren, daß auch die andern welche gestohlen haben."

Fünfzehntes Kapitel

Motto:

In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn!

Die Gastfreundschaft in Ungarn. — Über die Technik bei Flüchtlingspässen. — Admiral Horthy. — Sein Kampf gegen den Marxismus. — Ich kann mir in Ungarn eine bürgerliche Existenz gründen, aber der Zug in die Heimat ist stärker. — Mein Empfang in Deutschland wäre bald Festsetzung gewesen. — Verbot der Organisation. — Der Tod Rathenaus. — Das Berliner System durch Oswald Spengler charakterisiert, den ich kennenlerne. — Der politische Mord als Beweis eines politisch kranken Volkes. — Wir beerdigen Rathenaus Mörder.

Ich ging nach Ungarn und wurde dort aufgenommen mit der Gastfreundschaft, die diesem ritterlichen Volke zu eigen ist. Einen anderen Verbannten, einen Gefährten aus den Kapp-Tagen, fand ich hier: Oberst Bauer. Er führte mich in maßgebende Kreise ein, und es gelang mir, einen neuen Paß zu erhalten, der auf den Namen von Eschwege lautete.

Damals hielten wir es für ein Zeichen besonderer Klugheit, wenn wir bei den Pässen die Anfangsbuchstaben unserer Namen beibehielten. Aber die Polizei rechnet damit sehr bestimmt, und ich kann darum meinen Leidensgenossen, die sich in der gleichen Lage befinden wie ich, nur raten, von diesem ehrwürdigen Herkommen aller Inhaber falscher Pässe abzustehen.

Ich lernte Admiral Horthy kennen und gewann von der großen, freien Art dieses Mannes, von seinem bestimmten Denken, das nicht nur in den Grenzen seines Vaterlandes haftete, einen guten Eindruck. Horthy war damals ganz eingestellt auf die Bekämpfung des Bolschewismus, dem Ungarn gerade entrissen war. Er, der den Wiener Sozialismus aus der nächsten Nähe beobachten konnte, war sich darüber klar, daß der Sozialismus immer nur Schrittmacher für den Kommunismus ist.

Es entscheiden stets nur die tatkräftigen Elemente die Politik einer Gedankenreihe. Der Sozialist ist als Marxist international eingestellt. Er unterscheidet sich von den Kommunisten nur dadurch, daß er nicht den Mut zur revolutionären Tat aufbringt. Wer heute in einer der Mittelparteien sitzt und Stimme hat, sich als Monarchist bekennt, die Flagge schwarzweißrot liebt, aber parlamentarisch mitratet und mittatet, unterscheidet sich von einem Aktivisten, der den Zustand demokratischer Entseuchung schnell und gewaltsam durchführen will, nur durch den geringeren Grad seines Mutes, es sei denn, daß er selbst seine politische Meinung nicht ernst nimmt und mit ihr nur Anhänger ködern möchte.

Horthy war gewillt, jede tatkräftige Bekämpfung des Bolschewismus in Mitteleuropa überhaupt zu unterstützen.

In Ungarn taten sich mir viele Türen auf. Ich hätte Gelegenheit gehabt, in eine große Holzfirma einzutreten. Ein Herrenleben war mir sicher. Schwer lockten die Reize großer Jagden. Mich einmal mit einem Bären zu messen, wäre mir willkommen gewesen.

Aber nach einigen Wochen schon erfaßte mich die Sehnsucht nach Deutschland. Gewiß: dort suchten mich die Schergen des Novemberverrats. Aber das Land war siech, da tat jeder nationale Mann not.

Lieber wollte ich als Geächteter in Deutschland leben, denn als satter Holzhändler und Gutsbesitzer im Ausland. Das schwache Vaterland mehr lieben als das gesunde, erkannte ich als meine Pflicht. Meine Männer hatten für Deutschland schwerer gelitten als ich. Sie jetzt im Stiche lassen, um in Behaglichkeit zu leben, wäre häßlicher gewesen als Verrat. So war es trotz aller Lockung kein Entschluß, sondern der harte Herzschlag — gegenüber dem auch die Sehnsucht nach der Familie verstummen mußte —, der mir ein „Du mußt" gebot, als ich nach Deutschland wieder zurückging.

Als ich nach Deutschland zurückgekehrt war, fragte ich in meiner alten Münchener Wohnung einmal nach, was geschehen wäre. Meine tüchtige Hausfrau, die Gattin eines ehemaligen Offiziers, hatte keine Ahnung, wer ich war. Treuherzig erzählte sie mir, kein Mensch hätte sich um meine Wohnung gekümmert Damals ahnte ich noch nicht, daß das ein geschickter Kriminaltrick war. Mein Bedürfnis, endlich mal wieder sozusagen im eigenen Bett zu schlafen und meine eigene Wäsche zu gebrauchen, war so groß, daß ich beschloß, wenigstens eine Nacht in meiner Wohnung zuzubringen.

Ich hatte mir vorgenommen, wenigstens bis zum andern Mittag durchzuschlafen, aber irgendeine dumpfe Ahnung warf mich schon um halb sieben früh aus Bett und Wohnung.

Zehn Minuten darauf war schon ein Beamter in dem Haus mit einem Haftbefehl. Der schöne Traum der eigenen Bude war ausgeträumt.

Wieder einmal hatte der Herrgott seinen Finger dazwischengehalten, wie der Seemann nach glücklich überstandener Kollisionsgefahr sagt.

Unsere Organisation war verboten und aufgelöst. Alles, was sich in Deutschland ereignete, wurde der sagenhaften O. C. in die Schuhe geschoben. Der republikanische und marxistische Geist verfolgte uns mit tödlichem Haß. Aber unser Geist war stärker, das Treueband zerriß nicht.

Da platzte eine neue Bombe. — Es war eines Vormittags gegen elf Uhr. Ich saß in meinem Bureau. Mir gegenüber einige Herren einer großdeutschen Partei, die mächtig auf mich einredeten. Ein Extrablatt flatterte auf den Tisch.

Rathenau war nicht mehr.

Die Gesichter der Herren vor mir wurden blaß; sie erhoben sich und empfahlen sich eilig.

Das, was die Berliner Regierungskunst erreicht hat, faßt

Oswald Spengler im „Neubau des Deutschen Reiches“ (Seite 15) in diese Worte:

„Aber ich sehe in den Wortführern dieses Systems einen letzten Wunsch heimlich aufdämmern, schurkischer als alle, die voraufgegangen sind: den Wunsch, sich den Folgen einer Umstimmung des Volkes endgültig dadurch zu entziehen, daß man bei der Verwandlung Deutschlands in eine Reparationskolonie, in ein europäisches Indien — ein Plan, der überhaupt erst durch die Erfüllungspolitik zu seiner heutigen Selbstverständlichkeit getrieben werden konnte — sich als Vollzugsorgan von den Gegnern legitimieren und seine Stellung damit von jeder inneren Krise unabhängig machen läßt.“

Mit Herrn Spengler habe ich mich einmal des längeren unterhalten. Seine Art zu reden und zu denken ist nicht die meine. Aber das, was ich als Soldat fühle, hat er, der Gelehrte, auch gefühlt und in seiner Weise zum Ausdruck gebracht. Darum führe ich seine Worte hier an, deren Ingrimm ich ganz teile.

Aus dieser Stimmung heraus mußten junge, heißblütige Menschen, deren Liebe zum Vaterland fanatisch war, den furchtbaren Entschluß zur Beseitigung der Volksverderber finden.

Die Rechtfertigung einer solchen Tat bringt der Täter dadurch, daß er gewillt ist, sein Leben für die Tat aufzuopfern. In allen Zeiten, in denen das Vaterland in Gefahr ist, heißt es nicht mehr „Liebe deinen Feind“ sondern „Aug' um Auge, Zahn um Zahn, Blut um Blut.“

Als Kern und Fischer, die zwei Männer, die Rathenau erschossen, wie Wölfe durch Deutschland gejagt wurden und endlich ihr männliches Ende auf Saaleck fanden, sagten wir uns: „So heiße Vaterlandsliebe muß wenigstens im Grabe geehrt werden.“ Uns verbündete Waffenstudenten

aus Jena und Leipzig haben ihnen nächtlich das Grab geschaufelt, weil sich der Totengräber weigerte.

Als Grabschrift haben wir ihnen das Wort gewählt:

„Tu, was du mußt, sieg' oder stirb
Und laß Gott die Entscheidung!"
E. M. Arndt.

Recht oder Unrecht, Erfolg oder Nichterfolg — es waren Helden, die ihr Leben in die Schanze geschlagen haben, nur getragen von dem Gedanken: „Hilf deinem Volk! Hilf deinem Vaterland!"

Den Edlen zeichnet es aus, daß er sterben kann.

Der Unedle brandmarkt sich dadurch, daß er nicht sterben mag.

Dritter Teil

Sechzehntes Kapitel

Motto:
Von der Heimat verraten, verlassen,
Für die ihr gekämpft und gewacht,
Eure Liebe vergolten mit Hassen,
Euer Führer in Bann und Acht!
(Aus Auflösung der 2. Marine-Brigade
von Kapitänleutnant Eberhard Kautter.)

Was im Flüchtlingsdasein bitter ist. — Ich führe eine Doppelexistenz als Kaufmann von Eschwege und Kapitän Ehrhardt. — Ich habe zu meiner Verwunderung als Kaufmann Erfolge. — Endlich erlange ich durch Gastfreundschaft einen ruhigen Aufenthalt. Das Haus in Gern, seine Bewohner und die Art des Lebens. — Der Reichsgerichtsrat Dr. Metz erscheint in München; seine Art der Vernehmung macht die nationalen Männer sicher. — Die drei Jagdhunde, die mich aufspürten. — Die Prinzessin in ihrer Weltfremdheit läuft ins Netz. — Die Frage für mich lautete: Wie war die Prinzessin zu decken? — Der Kriminalkommissar Heldwein vernimmt mich. — Liedig will mir zum Geburtstag gratulieren, er setzt sich für uns mit seinem Rechtsbeistand in Verbindung; wir kommen zur Überzeugung, die Prinzessin kann nicht vereidigt werden; ich muß vor Gericht, um sie zu decken; schlimm kann es ja nicht werden.

Ohne Bart und unter dem Namen eines Herrn von Eschwege kam ich aus Ungarn nach Deutschland zurück. Aber darum war ich selbst in Bayern noch nicht in Sicherheit. An eine förmliche Auslieferung wurde allerdings nicht gedacht. Aber immerhin: die Kriminalgewalt des Reiches reichte bis nach München, und hier mußte ich Aufenthalt nehmen, wenn ich nicht meine politischen Absichten ganz aufgeben wollte. Aus persönlichen Sicherheitsgründen mich totzustellen, war

nicht meine Absicht. Da hätte ich als Holzgroßhändler in Ungarn die Sache leichter gehabt.

So lebte ich unstet und flüchtig. Der Geächtete entwickelt feine Organe für die Verfolger. Erfuhr ich von einer Wirtin, daß sich ein Herr nach mir erkundigt hätte, so wußte ich in der Regel, daß ich irgendeinem Beobachtungsbeamten aufgefallen war, und entzog mich sofort der Einkreisung. Immer wieder mußte ich die Gastfreundschaft politischer Freunde oder guter Menschen in Anspruch nehmen und empfand die Bitternis eines Mannes, der vom Leben etwas fordern kann, wenn er buchstäblich für jedes Stück Brot „Danke schön" sagen muß. Dazu kam die Unordnung in den natürlichen Kleinigkeiten von Kleidung und Wäsche. Hier und da lagen Strümpfe und Hemden von mir, blieben Schuhe und Anzüge liegen, und das alles in einer Zeit, wo das Geld für mich rar war. Jeder Tag drohte mit Demütigung. Aber ich straffte mich. Jeder Abend erweckte Ekel, aber ich wehrte mich gegen das Kotzen. Wer seefest geworden ist, muß auch lebensfest sein. Ich gab mir selbst Kommandos, um nicht schlapp zu werden.

Kraft gewann ich aus dem Verkehr mit meinen Getreuen. Ihr Vertrauen und ihre Zuversicht gaben mir neuen Schwung, wenn die Flaute mich zu lähmen drohte.

In diesen Tagen des Gedrücktseins traf ich auf der Ludwigstraße in München meine Gastfreundin aus Schlesien, die Prinzessin Hohenlohe, die vom Siegestor herkam.

Ich grüßte. Die Dame stutzte, denn sie erkannte mein verändertes Gesicht nicht. Ich trat herzu, gab mich zu erkennen, wurde nach meinem Schicksal gefragt und erzählte. Es war vielleicht das erstemal, daß ich zur Aussprache kam über mein Dasein. Sie war bewegt, als ich ihr knapp geschildert hatte, was mich betroffen. Aufs herzlichste bot sie mir an, ich sollte sie doch aufsuchen, wenn ich es einmal

gemütlich haben wollte, immer wäre ich ihr zum Tee in ihrem Pensionszimmer willkommen.

Ihrer Freundin gegenüber sei ich natürlich nur Herr von Eschwege.

Gern nahm ich diese Einladung an, denn widerwärtig waren mir meine Raststunden in Kaffeehaus oder Kneipe. Der ältere Mensch wird bei einem solchen Leben, auch wenn er mäßig ist, das Gefühl der Verlotterung und der Versumpfung nicht los. Auch war es eine seelische Erleichterung, mit jemand zusammen zu sein, der mich als den Kapitän kannte und nicht als den Herrn von Eschwege.

In dieser Zeit führte ich auch die Verhandlungen mit einer optischen Firma zum Abschluß, in die ich als Zweiter Geschäftsführer eintrat unter dem Namen eines Herrn von Eschwege. So war denn Vormittag und Nachmittag mit Tätigkeit und bürgerlicher Arbeit gefüllt und mein Doppeldasein besiegelt. Nur die Notwendigkeit, bei der immer schärfer werdenden Geldentwertung für Frau und Kinder den Lebensunterhalt zu bestreiten, zwang mich, tagsüber als Kaufmann diesen Verpflichtungen nachzukommen und erst abends oder nachts mich meiner eigentlichen Aufgabe zuzuwenden.

Der Geschäftsführer der Firma hatte keine Ahnung, wer ich war. Da ich mit ihm in einem Zimmer zusammen arbeitete, war es natürlich, daß wir uns aus unserem Leben Begebnisse erzählten. So lernte er allmählich meinen ganzen Eschwegeschen Lebenslauf kennen. Ich erzählte aus meiner Jugend, vom Krieg, von Auslandreisen, von geschäftlicher Tätigkeit in früheren Jahren, bis ich mein zweites Leben selbst spielend beherrschte. Anfangs verschnappte ich mich natürlich manchmal, aber die Leute haben so wenig Arg, daß sie solche Fehler meistens nicht bemerken, wenn sie begründetes Zutrauen zu einem Menschen erst einmal gefaßt haben.

15*

Es nützte mir, daß ich in meinem neuen Beruf technische Fachkenntnisse entwickeln konnte, die keinen Zweifel über eine gründliche Vorbildung in der Optik aufkommen ließen. Meine Wahl gerade dieser Tätigkeit erwies sich als gut, weil ich durch eine dreijährige Tätigkeit beim Torpedoversuchskommando in der Marine gewisse Spezialkenntnisse auf optischem Gebiete erworben hatte. Drei Jahre lang hatte ich die Entwicklung der Zielfernrohre, Sehrohre, Torpedomeßinstrumente usw. überwacht. Und dabei dauernd mit den großen optischen Firmen Goerz, Zeiß und Voigtländer arbeiten müssen. So war ich in der Lage, die technische Arbeit gut zu unterstützen, und der Erste Geschäftsführer, ein sehr anständig denkender, nationaler Herr, dessen Anschauungen ganz den meinen entsprachen, erkannte meine Leistungen an.

Das gab mir neue Sicherheit. Ich sann auf besondere Erfolge der Firma, und so regte ich den Gedanken eines optischen Spielzeuges für Kinder an. Es war ein Kasten, der Spiegel, Linsen und Prismen enthielt. Die Kleinen konnten sich an komischen Verzerrungen und größeren Farbenspielen erfreuen, die größeren sich selbst einfach optische Instrumente zusammensetzen. Mein Gedanke war, neben der Unterhaltung die Kinder spielend mit dem Grundgesetze der Optik vertraut zu machen.

Aber zu meinem eigenen Erstaunen begann ich auch als Kaufmann einigen Erfolg zu haben. Einen mir bekannten Herrn, der sich in Japan eine Firma gegründet hatte, wußte ich für unsere Artikel einzunehmen. Wir bekamen viele Aufträge aus dem fernen Osten, ein ganz neuer Markt war gewonnen.

Es herrschte die Zeit der wachsenden Inflation. Von unseren ausländischen Geschäftsfreunden erhielten wir Devisen genug. Bisher waren diese gleich auf die Banken übertragen worden, und diese strichen den schönen Gewinn schmunzelnd ein. Da hakte ich ein; sammelte unsere De-

visen selbst, verkaufte nur das Allernotwendigste, und zwar zu den günstigsten Kursen, die ich den Banken setzte. Wär das nicht geschehen, wäre die Firma in kürzester Zeit ruiniert gewesen. Diese Kaufmannskunst hätte ich mir als junger Leutnant nie träumen lassen.

So gewöhnte ich mir allmählich eine Art bürgerliche Behäbigkeit und Sicherheit an, die mich in den Geschäftsstunden manchmal mein wirkliches Dasein als Kapitän Ehrhardt völlig vergessen ließen. Ich war mit Haut und Haar Herr von Eschwege, ein Elsässer, der nach der Abtrennung seiner engeren Heimat von Deutschland die ungarische Staatsangehörigkeit angenommen hatte.

Allerdings, einmal gab es doch ein kleines Unglück. Mit unserem ersten Geschäftsführer mußte ich eines Tages aufs Notariat gehen, um irgendeinen Vertrag mit einer Firma geschäftlich beglaubigen zu lassen. Der Notar fragte mich nach meinem Namen. Mochte es nun der ungewohnte Ort sein oder eine kleine Ermüdung, ich sagte: „Ehrhardt." Im Augenblick aber hatte ich mich gefaßt und bemerkte ruhig: „Es ist doch seltsam, daß man immer gerade den Namen sagt, an den man gerade denkt." Dem Notar fiel das auch gar nicht weiter auf, er hatte mechanisch gefragt, wie das bei solchen Akten üblich ist, und war mehr mit meinen Papieren als mit meiner Person beschäftigt. Auch unser Erster Geschäftsführer war mit seinen Gedanken anderswo. Darum bemerkte keiner etwas, und die Sache ging ganz glatt ab. Mir war's ein Beweis dafür, daß die Formalitäten ihren innersten Sinn der Beglaubigung und Feststellung ganz verfehlen, weil es eben Formalien geworden sind. Auch ein Beweis dafür, daß unser ganzes öffentliches Leben nach neuer Durchblutung und Sinnerfüllung schreit.

Inzwischen war die Prinzessin in eine kleine Villa eines Münchener Vorortes zusammen mit ihrer Freundin übergesiedelt.

Verwandtschaftliche Beziehungen hatten sie bestimmt, sich endgültig in München anzusiedeln. Da oben unter dem Dache des Hauses der Prinzessin ein kleines Zimmerchen frei war, drohte das Mieteinigungsamt, diesen Raum mit Beschlag zu belegen.

In dieser Zeit besuchte ich die Damen eines Sonntags. Ich erzählte der Prinzessin, daß wieder einmal ein Schnüffler seine Nase in meine Bude gesteckt hätte, und die Damen klagten mir ihre Beängstigung, einen wildfremden Menschen täglich als störendes Element ertragen zu müssen.

Was war natürlicher, als daß beide Seiten einander zu Hilfe kamen? Meine geschäftliche Tätigkeit dauerte von acht bis fünf, danach verzehrte ich noch in der Stadt als Herr von Eschwege mein Abendessen, um dann umgewandelt in Kapitän Ehrhardt bis in die Nacht hinein meinen eigentlichen Beruf zu erfüllen. Ich konnte also den Damen mit gutem Gewissen verheißen, in der Woche würden sie von meiner Gegenwart nichts bemerken.

Gern nahm sie meinen Vorschlag an. Der Alp des fremden Zwangsmieters war von ihnen genommen, und ich fühlte zum ersten Male die Sicherheit, über mir ein Dach zu haben, unter dem der Verrat keinen Platz hatte.

Das Haus der Prinzessin war als niedlich zu bezeichnen. Es lag inmitten einer Villenkolonie. Alles in dem Hause war puppenhaft. Zwei nicht allzu große Zimmer füllten das Erdgeschoß aus. Sie stellten den Wohnraum und das Eßzimmer dar. Die beiden entsprechenden Räume im ersten Stock bildeten die Schlafgemächer der Damen, unter dem Dach blieben noch zwei lächerlich kleine schräge Giebelstübchen. Das bessere bezog die Zofe, für die es ja auch ein Aufenthaltsraum war. In das andere, kleinere, kam ich, der Zwangsmieter. Aber dennoch war ich so zufrieden wie nie. Ich hatte nun meine Ruhe, ich brauchte mich um nichts kümmern.

Die Zofe Käte Sobetzko stand schon jahrelang in Diensten bei ihrer Herrin. Sie war eine Prachtperson, ehrlich, treu und von einer Anhänglichkeit an die Prinzessin, wie sie höchstens noch ein edler Jagdhund besitzt. Trotzdem sie mich in Schlesien auf dem Schlosse des Fürsten des öfteren gesehen hatte, erkannte sie mich nicht wieder. Ich trug ja Zivil und hatte keinen Bart mehr. Der Dienst bei den großen Herrschaften hatte eine eigenartige Vorstellungswelt bei diesem Wesen erzeugt. Es war ihr unfaßbar, daß im Hause der Prinzessin ein Herr wohnen könnte, der lediglich von Eschwege hieß. Darum ernannte sie mich zum Baron. Vergeblich versuchte ich ihr das abzugewöhnen. Sie nannte mich nur mit dem schönen Titel. Im Hause der Prinzessin einen Menschen mit seinem Namen anzureden, war ihr nicht gegeben.

Vom Hause bis zum optischen Bureau brauchte ich eine gute halbe Stunde. So kam es, daß ich das Haus nur des Sonntags erlebte. Und auch das nur bei Regenwetter. Denn an schönen Tagen fuhr ich stets ins Gebirge. War es grau und regnerisch, so lud mich die Prinzessin gern zum Mittagessen ein, und es war an diesen Nachmittagen immer recht gemütlich und nett. Das, was mir fehlte, eine feingeistige, häusliche Geselligkeit, wurde mir geboten. Es wurde musiziert, Bücher und ausländische Zeitungen wurden gelesen. Deutlich merkte ich das Bestreben, mir, dem Geächteten, eine gewisse Häuslichkeit zu geben.

Meine Dankbarkeit konnte ich dadurch erweisen, daß ich die Pflege des kleinen Gärtchens übernahm. Am Sonnabendnachmittag oder Sonntags, wenn ich nicht hinausfuhr, beschnitt ich die Bäume, grub den Boden um, setzte neue Pflanzen und suchte den Gärtner zu ersparen. Das war völlige Ausspannung. Die Tätigkeit hatte nichts mit dem Optiker Eschwege oder dem politischen Führer zu tun.

Bewundernswert war die Verschwiegenheit der Prin-

zessin. Nicht ein Sterbenswort verlautete sie ihren intimsten Bekannten und Verwandten gegenüber, wer ich eigentlich sei. Niemals auch stellte sie Fragen, die meine nationale Arbeit betrafen, trotzdem sie sich doch denken konnte, daß sie neben meiner geschäftlichen Tätigkeit weiterging. Es schien, als ob mein Doppelleben ruhig weiterfließen könnte. Die Spannung, die ich verbrauchen mußte, um mich jeweils umzustellen, tagsüber als Geschäftsführer die Pflichten gegen meine Gesellschaft zu erfüllen oder abends Entscheidungen zu treffen in der Organisation, war nicht so schlimm als das ewige Gehetztsein, das Gefühl, irgendwo auf einen unbekannten Feind zu stoßen. Schon allein die Sicherheit, die ich besaß, abends ein Haus zu betreten, in dem Menschen weilten, die bereit waren, persönlich für mich einzutreten, wog schwer. Wie oft war ich abends nach Hause gekommen mit der Ungewißheit, wird die Wirtin jetzt nicht mitteilen: „Ein Kriminalpolizist hat nach Ihnen gefragt." Steht nicht in deinem Zimmer ein Beamter, der dich auffordert, genauen Ausweis zu geben oder ihm zu folgen? Der Mensch kann sich wie das Wild an Verfolgung gewöhnen, aber sie dauernd auszuhalten, vermag das Nervensystem des Menschen nicht, ohne Schaden zu nehmen. Ich habe damals ausrasten können, allein der Mensch muß alles bezahlen. Und auch dieser Rast war vom Schicksal bereits ein Wechsel ausgestellt.

Die ersten Warnungszeichen erfolgten im Sommer 1922. Verschiedentlich kam der Untersuchungsrichter des Staatsgerichtshofes, Reichsgerichtsrat Dr. Metz, nach München. Er vernahm allerhand Herren, die früher der Brigade angehört hatten, aber auch die Vorsitzenden des Bayerischen Ordnungsblocks und andere Persönlichkeiten, die irgendwie mit uns politische Fühlung hatten. Dr. Metz war eingeschriebenes Mitglied der Deutschnationalen Volkspartei. Der Eindruck, den er auf die Vernommenen machte, war im

allgemeinen sehr günstig. Sie rühmten seine Höflichkeit, ja Liebenswürdigkeit. In keiner Weise wurden die betreffenden Herren bei den Vernehmungen überrascht oder plötzlich mit Tatsachen überfallen. Das Gefühl war vorherrschend bei den Betreffenden, sie säßen einem sehr offenen, nationalen Manne gegenüber, der lediglich die ihm gegebenen Weisungen ausführte, das Ganze aber als eine Formsache behandelte, um nachher melden zu können: „Ich habe meine Vernehmung gemacht — herausgekommen ist dabei nichts." Eine Suche nach meiner Person schien überhaupt nicht vorzuliegen.

Der Sinn des Staatsgerichtshofs war auf Seiten der Rechten damals noch nicht klar erkannt worden. Er war geschaffen worden als ein Institut mit bestimmtem politischen Auftrag. Ein Teil der Richter war Parlamentarier, die von der damaligen Mehrheit delegiert waren. Die Leipziger Juristen, die hinzugezogen waren, hatten die Schöpfer des Institutes klug nach ihrer Eignung ausgewählt. Von jenem Viertel der Richter des Reichsgerichtes, die gegen die Weimarer Verfassung protestiert hatten, war keiner zugezogen worden.

Nur zwei der Herren, die vom Reichsgerichtsrat Metz vernommen waren, äußerten Bedenken gegen ihn. Die allzu starke Betonung seiner nationalen Gesinnung bei ihrer Vernehmung und eine Höflichkeit, die mehr vom Verstand als vom Herzen auszugehen schien, hatten sie mit Mißtrauen erfüllt.

Damals gelang es Metz all seinen Bemühungen zum Trotz nicht, etwas Positives zu erfahren. Wäre nicht Denunziation und Verrat erfolgt, er hätte unverrichtetersache abziehen müssen. Drei Personen waren es, die den Untersuchungsrichter auf dem Wege über die Prinzessin zu meiner Spur leiteten. Der erste Schelm war der Gärtner des Professors

Schlößer. Bei diesem alten, vornehmen Herrn hatte ich zeitweise eine Zuflucht gefunden. Der Gärtner hat also nicht nur mich, sondern auch seinen gütigen Brotgeber verraten. Der zweite Mann war der Steuerinspektor Marschall. Ein Schieber, den er verfolgte, machte ihn auf mich aufmerksam. Als überängstlicher Beamter hat er die Sache seinem Vorgesetzten weitergegeben, der nun nicht anders konnte, als diese Angabe an die Polizei weiterzuleiten. Dieser Steuerinspektor hat aber wenigstens, wie ich nachträglich erfahren habe, kein Blutgeld aus dem ausgesetzten Kopfpreis bezogen. Der dritte der Gesellschaft, Herr Walter Pruckner, mein Quartierwirt aus der Zeit, da ich München aus der Rätewirtschaft mit befreien half. Er unterschlug mein Geld, das ich ihm geliehen, und befreite sich von dem lästigen Gläubiger dadurch, daß er ihn ins Gefängnis verkaufte.

Pruckner wußte, daß die Prinzessin mit mir bekannt war und daß ich öfters mit ihr zusammentraf. Nach ihrer Übersiedlung nach München hatte nämlich die Prinzessin den lebhaften Wunsch, eine Tätigkeit auszuüben, um ihr Leben auszufüllen. Sie wußte, daß Angehörige ihres Standes zum Beispiel beim Forstrat Escherich als Sekretärinnen beschäftigt waren, und dachte wohl an einen ähnlichen Wirkungskreis in der Landwirtschaft, auf einer Bank oder in der nationalen Politik. Zu diesem Zwecke nahm sie Kurse in Handelswissenschaften, in Stenographie und auf der Schreibmaschine. Als sie eine gewisse Durchbildung und Fertigkeit erlangt hatte, fragte sie mich eines Tages, ob ich nicht irgendwo eine für sie annehmbare Tätigkeit wüßte. Ich redete ihr den Gedanken aus, irgendeine politische Tätigkeit auszuüben, und meinte, es wäre für sie besser, in eine Vertrauensstellung auf einer Bank zu gehen, da sie doch weniger auf das Gehalt als auf interessante, standesgemäße Beschäftigung sähe. Ich wandte mich an Pruckner, der mich damals immer noch glauben machte,

er sei in München eine angesehene, verbindungsreiche Persönlichkeit.

Sofort behauptete er, er könne das spielend machen. So selbstsicher und überzeugend trat der Mensch auf, daß ich ihn in der Tat mit der Prinzessin bekanntmachte. In direkte Verhandlungen, die er dann mit der Dame führte, trat ich nicht ein. Er hielt die Prinzessin hin. Ich bin überzeugt, er tat es nur, um Näheres über mich und meinen Aufenthalt erfahren zu können. Erfahren hat er aber auf diesem Wege sicher nichts.

Wenn mich Pruckner selbst traf, fragte er auch mich selbst gern nach meiner Wohnung. Aber es gehörte zu meiner Technik, sie niemals anzugeben. Ich sagte nur immer, ich hätte ständig wechselnde Adressen. Auch band ich ihm nicht auf die Nase, daß ich damals Herr von Eschwege hieß. Als Dr. Metz zum zweiten Male nach München kam und seine Untersuchung aufnahm, war in Bayern bereits die politische Einsicht gereift, wes Geistes Kind der Staatsgerichtshof in Leipzig sei. Wenig Neigung bestand darum, diese Institution zu unterstützen.

Metz mochte das wohl herausfühlen, denn er trat in München nicht als Untersuchungsrichter des Staatsgerichtshofes auf. Er machte nur Gebrauch von seiner Stellung als Reichsgerichtsrat, und als solchen durften ihm die Behörden die Unterstützung nicht verweigern.

Auf diese Feststellung muß ich Wert legen. Sie beleuchtet das Verhalten des Reichsgerichtsrats Metz sehr scharf. War er ein Mitglied der Deutschnationalen Volkspartei, so hätte er froh sein müssen über das, was damals Gutes in Bayern wuchs.

Nachdem der Untersuchungsrichter so vorsichtig und leise in den Justizpalast eingezogen war, warf er plötzlich die Schlinge und sandte der Prinzessin eine Vorladung ohne Angabe des Grundes.

Die Prinzessin hatte ganz bestimmte vorgefaßte Meinungen über die Vorrechte ihres Standes. Sie hatte das Gefühl, ihr Name wäre ihr bester Schutz. Darum sprach sie mit keinem Anwalt, unterrichtete mich auch mit keinem Wort über die Vorladung, denn ich hätte ihr natürlich geraten, nicht hinzugehen und sich erst einmal durch einen Anwalt juristisch beraten zu lassen. Aber wir standen nicht in einem Verhältnis enger Vertraulichkeit; zudem gehörte sie zu jenen vornehmen Naturen, die alles vermeiden, was die mit ihr lebenden unnütz beunruhigen und erregen kann. Der zur Verantwortlichkeit Erzogene trägt das Auferlegte immer selbst.

Es war am 29. November, meinem Geburtstag. Wie gewöhnlich, war ich morgens auf mein Bureau gegangen und gedachte lediglich durch einen freien Nachmittag den Tag zu feiern und bei einer guten Zigarre alle persönlichen Angelegenheiten aufzuarbeiten, die sich in letzter Zeit reichlich angesammelt hatten. Da rief plötzlich die Prinzessin an und fragte mich, ob sie mich sprechen könne. Eine besondere Erregung war ihr nicht anzumerken, daher sagte ich ihr, daß ich am Nachmittag sowieso nach Hause kommen würde. Zu meiner nicht geringen Bestürzung fand ich die Prinzessin in heftiger Erregung und tiefster Empörung vor. Erst jetzt erfuhr ich von der Vorladung. Im Nu war mir alles klar. Die Prinzessin war seit Mittag allein zu Hause. Ihre Freundin war zu ihrem schwerkranken Vater gereist, und sie hatte von Minute zu Minute auf meine Rückkehr gewartet. Welch nervenzerrüttende, bittere Stunden müssen das gewesen sein!

Arglos hatte die Prinzessin das Vernehmungszimmer des Justizpalastes betreten. Ein weißhaariger Herr von würdigem Aussehen, der treuherzig aus blauen Augen dreinzuschauen suchte, hatte sie mit einem Überschwang von Höflichkeitsfloskeln empfangen. Diensteifrig rückte er einen großen

Stuhl zurecht mit der Bemerkung: „Wir haben nur ganz kurz zu tun!“ Ein Gefühl des Ekels steigt in der Prinzessin auf. Der Gedanke: Was will der Mann eigentlich von mir, läßt sie nicht los während der ganzen nichtssagenden Phrasen, die er an sie richtet. Bis er plötzlich aufspringt, auf die Prinzessin zueilt und mit dramatischer Geste und verändertem Tonfall drängt: „Sie müssen mir sagen, wo der Kapitän Ehrhardt ist, und ob Sie irgendwelche Verbindung zu ihm haben.“ Ein eigentümliches Lächeln umspielt dabei seine vor Erregung zitternden Lippen.

Einen Augenblick ist die Prinzessin wie gelähmt, dann hat sie sich gefaßt. Sie ist sich klar, sie kann und darf nicht den Mann verraten, der in ihren Augen ein Freiheitskämpfer wider die rote Macht und der Befreier ihrer enggren Heimat Oberschlesien ist. Ihre deutsche Auffassung des Gastrechtes verbietet ihr, den Gastfreund preiszugeben. Fest sieht sie dem Inquisitor in die Augen. „Nein, ich weiß es nicht und habe auch keine Verbindung!“ Trotz aller Anstrengung zittert ihre Stimme leicht. Der Frager scheint für einen Augenblick ratlos. Mit unbedeutenden Fragen quält er sein Opfer, bis er kategorisch befiehlt: „Durchlaucht, Sie müssen das, was Sie mir gesagt haben, beeidigen, und zwar sofort, hören Sie, Sie müssen!“ Die Prinzessin glaubt, den Verstand zu verlieren. Einen Eid in einer solchen Sache scheint ihr unfaßbar. Ach, sie ist ja so fremd im Alltagsleben mit seinen Schlichen und Tücken.

Nein, einen Eid kann sie darauf nicht leisten! Gott zum Zeugen anrufen zum Nutzen derer, die mit aller Gewalt gegen diesen Gott wetterten, das ist ja Widersinn, und dann, das ist ja schließlich die ganze Sache gar nicht wert! Sie weiß sich keinen Rat diesem Mann gegenüber, der nach Recht und Gesetz ihr raten sollte, daß sie gar nicht zu schwören brauche. Aber dieser Eid soll ihm ja erst den großen Sieg bringen, den Kapitän selbst.

Da kommt ihr ein rettender Gedanke. Sie muß sich darüber Klarheit verschaffen. Sie will zu einem Geistlichen gehen. Das wird ihr gestattet mit der Verpflichtung, am nächsten Tage wiederzuerscheinen.

Kaum hat sie das Zimmer verlassen, da ist es mit ihrer Kraft zu Ende. Schnell fährt sie nach Hause, aber schon sind die quälenden Gedanken wieder da. Sie jagen einander wie die Mücken in der Sommerluft. Was tun? Wie aus dieser Schlinge herauskommen? Sie weiß es nicht. Nur eins weiß sie, nie und niemals wird sie zur Verräterin werden.

Langsam wird sie ruhiger. Ja, hat sie denn überhaupt etwas Unrichtiges gesagt? War nicht der Herr, der bei ihr wohnte, der Herr von Eschwege? Sie kannte doch seine Papiere, seinen ungarischen Staatsangehörigkeitsausweis. Er war ja überhaupt Ungar. Den Kapitän Ehrhardt gab es ja gar nicht mehr. — — Und doch, der Mann, der hier wohnte, blieb doch der Vater der beiden Jungens, die stolz den Namen Ehrhardt trugen. — Was war nun recht? Hatte sie nicht soundsooft in ihrer Familie es erlebt, daß der eine oder andere seinen Namen ablegte und einen anderen annahm, anerkannt von Recht und Gesetz? War es etwas so Besonderes? Was hatte das alles für einen Zweck, wenn man damit nicht einen Strich unter sein früheres Leben ziehen wollte? — Gewiß, so war es. Natürlich, deswegen hatte er doch den Namen gewechselt, als er in Ungarn war; er wollte sich freimachen von der Vergangenheit, ein neues Leben beginnen. Also konnte sie doch auch ruhig schwören, da brauchte sie ja keinen Rat, und warum soll sie unnötig Fremde in die Sache mit hereinziehen.

Warum war ihre Freundin nicht da, die sie jetzt so nötig hatte? Ja, der würde sie alles anvertrauen. Ihr würde sie das Geheimnis des Herrn von Eschwege lüften. Aber gerade jetzt, wo sie sie so nötig gebraucht hätte, mußte sie fort sein!

Nein, sie weiß niemand. Ihr Bruder, ihre Verwandten, die würden sie nicht verstehen.

Ich erklärte der Prinzessin sofort, es sei ganz ausgeschlossen, daß sie diesen Eid leiste. Ich riet ihr, einfach nicht wieder hinzugehen und zu erklären, sie wäre krank. Zeit gewinnen wäre in solcher Lage immer das Beste.

Ich selbst sagte mir, du bist durch die Untersuchung eingekreist. Die Prinzessin hat dich decken wollen, aber gerade diese Deckung hat dem Dr. Metz den Weg gewiesen. Vielleicht aber hat er die Prinzessin nur verhört. Der Richter wollte dir einen verstohlenen Wink geben: Hüte dich, wir sind auf deiner Spur. Ich überlegte darum, was zu tun sei, ob ich wieder mein Dasein als Flüchtling im Lande aufnehmen müsse. Aber, meine kaufmännische Stellung zwang mich, solange als möglich auszuhalten.

Die Prinzessin setzte sich nach der Unterredung mit mir sofort mit dem Justizpalast in Verbindung. Sie versuchte Metz zu erreichen, aber es kam nur der Kommissar Heldwein von der Kriminalpolizei an den Fernsprecher, den das Polizeipräsidium Metz zur Verfügung gestellt hatte. Sie teilte dem Kommissar mit, sie könne morgen nicht in die Stadt fahren, sie sei so angegriffen und krank, daß sie das Haus nicht verlassen könne. Darauf ließ Dr. Metz ihr sagen, in diesem Falle würde er sie nicht bemühen, er würde sich die Ehre geben, sie aufzusuchen und in ihrem eigenen Hause zu vereidigen.

Für mich war es fraglos, daß die Prinzessin um meinetwillen den Eid nicht schwören durfte. Aber schlimmer und widerwärtiger war mir der Gedanke, daß die Prinzessin sich ja schon meiner Begünstigung schuldig gemacht hatte. Wie also war es möglich, sie aus der Schlinge herauszuziehen, in die sie geraten war. Wie konnte ich sie decken?

Während mir dies noch alles durch den Kopf schoß, ließ sich plötzlich der Kriminalkommissar Heldwein melden und

verlangte Herrn von Eschwege zu sprechen. In diesem Augenblick hatte ich das Schicksalsgefühl: Alles geht seinen Gang. Nun mag kommen, was kommen soll. Und es ging mir, wie es mir immer gegangen ist, wenn meine Person auf dem Spiele stand: zuerst noch eine gewisse wache Nervosität, um ja nicht eine letzte Chance zu verlieren, aber wenn das Unvermeidliche kam, die große Wurschtigkeit zu zeigen, die für die eigene Person immer das Angemessene ist.

Ich ging also ruhig in das Zimmer, in dem der Kommissar wartete. Ich setzte mich zu ihm und log ihm in aller Ruhe auf seine Fragen hin die Hucke voll. Er fragte, wo ich geboren sei, wo ich früher gewesen wäre, wie ich zu dem ungarischen Paß käme. Darauf wollte ich wissen, warum dies eingehende Verhör stattfinde. Da erklärte er mir: „Der Verdacht lastet auf Ihnen, mit Kapitän Ehrhardt in Verbindung zu stehen."

Im Augenblick fiel mir ein, daß ein Herr aus der Nachbarschaft mir schon eine Warnung hatte zugehen lassen. Er wisse von einem Kriminalbeamten, daß in unserem Hause vermutlich Ehrhardt wohne. Ganz gegen meine Natur hatte ich dieses Zeichen nicht so ausgewertet, wie ich es hätte tun müssen. Jetzt plötzlich war mir klar, das Netz war eng gestellt.

Indes ich noch überlegte, erklärte mir der Kriminalbeamte: „Sie müssen ebenso wie die Prinzessin morgen um neun Uhr im Justizpalast erscheinen, um sich über die Fragen betreffs des Kapitäns Ehrhardt beim Reichsgerichtsrat Metz zu äußern, genau wie die Prinzessin selbst."

Ich sagte dem Kriminalbeamten mein Erscheinen zu. Darauf entfernte sich dieser Herr.

Ich dachte: Metz weiß über dich Bescheid. Es kennen dich persönlich sehr viele Menschen. Dich durch Konfrontation

zu stellen, ist einem Manne mit solchen Machtbefugnissen ein leichtes.

Im günstigen Falle legst du deine Ausweispapiere auf den Gerichtstisch nieder, und Metz, als nationalgesinnter Mann, hält seine Pflicht für erfüllt und läßt dich laufen.

Das zweite wäre: Der Mann will dich zur Strecke bringen; er stellt dir neue Leute gegenüber, die dich persönlich kennen. Dann ist das Spiel für das erste aus, und du kannst sehen, wann du's aufs neue beginnst.

Die Aufforderung des Kriminalkommissars, die Prinzessin möchte mitkommen, hielt ich für eine Formsache, denn ich sagte mir, niemals kann Metz die Prinzessin vereidigen lassen, das geht gegen sein richterliches Gewissen.

In dieser Stunde kam ein früherer Offizier meiner Brigade, Leutnant Liedig, um mir treu und bieder zu meinem Geburtstage zu gratulieren. Ich winkte ihm sofort ab, erzählte ihm, wie mir meine Geburtstagspetersilie verhagelt sei, und zog ihn sofort ins Vertrauen bezüglich aller Fragen, die mich quälten. Für alle Fälle wollten wir mit einem uns nahestehenden Rechtsanwalt in Verbindung treten.

Liedig sprach hernach noch allein mit der Prinzessin ohne mein Beisein und fuhr dann in die Stadt zu seinem Rechtsfreund. Ich selbst aber hatte einen ziemlich dicken Kopf. Ich sagte mir: Bereite alles für den Fall vor, daß heute abend etwas passiert. Sie haben dich eingekreist, also mußt du mit einer Haussuchung rechnen. Darum ging ich in mein Zimmer und verbrannte vorsichtshalber meine wertvollen Tagebücher und die Briefe und Schriftstücke, von denen ich mir sagte, es ist besser, sie fallen nicht in die Hände des Staatsgerichtshofs. Dann ordnete ich alle Angelegenheiten, die meine Familie und meine Geschäfte als Herr von Eschwege betrafen, und packte für alle Fälle ein Köfferchen mit den nötigen Sachen zu einer schnellen Flucht.

In dieser Zeit gewann ich die völlige Gewißheit, daß

durch meine Vorladung der Eid der Prinzessin gegenstandslos geworden war. Metz konnte ja aus mir selbst herauskriegen, wer ich sei. Dutzende von Personen hatte er vorher vernommen, die mich genau kannten. Er brauchte mich nur dem einen oder anderen gegenüberzustellen. Eine völlige Wurschtigkeit überkam mich. Ich hätte weiterkämpfen können. Auf ein Warnungssignal hin wären immer Leute bereit gewesen, mich aus dem Justizpalast herauszuholen, aber ich hatte Scheu davor, der bayerischen Staatssouveränität zu nahe zu treten. Der Geächtete weiß, was Asylrecht ist. Nur wer diese Empfindungen mit mir teilen kann, wird meine Handlungsweise verstehen.

Ich sagte mir: Was kann denn schließlich Schlimmes kommen? Dies ganze doppelzüngige Leben hatte ich satt. Einmal muß ich ein Ende machen mit den Folgen des Kapp-Putsches, auf dem meine Achtung beruhte. Die anderen beteiligten Kommandeure waren freigesprochen worden. Ein politischer Führer war ich nicht gewesen. Mein Einmarsch war auf den Befehl meines Vorgesetzten Exzellenz Lüttwitz erfolgt, und schließlich dachte ich mir, wenn sie dir mehr Jahre Festung aufbrummen, als du es für angemessen hältst, so reißt du einfach aus.

Liedig kam aus der Stadt von seinem Rechtsfreunde zurück. Er unterhielt sich längere Zeit mit der Prinzessin, danach kurze Zeit mit mir. Er war wie ich der Ansicht, daß die Vereidigung der Prinzessin nicht mehr zustande kommen könne. Liedig gewann aus seiner Jugend einen starken Optimismus, der uns wohltat. Ich habe hinterher immer wieder gefragt, warum wir uns alle durch diese dumme Vorladung faszinieren ließen. Schon der ersten Vorladung brauchte die Prinzessin keinerlei Folge zu leisten, aber sie ging in den Justizpalast auch zum zweitenmal aus dem vornehmen Gefühl heraus, sie müsse mein Schild sein. Ein Rechtsanwalt hätte ihr schon bei ihrem

ersten Hingehen geraten, einfach festzustellen, was im Gange sei, im übrigen aber jede Aussage zu verweigern. Wäre nach der ersten Vernehmung die Prinzessin abgereist, ohne ihr Ziel anzugeben, so hätte sie Zeit gewonnen — und gerade in Prozessen dieser Art heißt Zeit gewinnen alles gewinnen Ich selbst ging zur Vernehmung, obwohl ein Ortswechsel das beste gewesen wäre, weil ich die Frau in ihrer Nervenauflösung sich nicht selbst überlassen durfte. Das war ein Pflichtgebot der Gastfreundschaft, die sie mir in der vornehmsten Weise erwiesen hatte. Vor allem aber bauten wir auf das Rechtsgutachten, die Prinzessin dürfe nach deutschem Recht nicht vereidigt werden.

Siebzehntes Kapitel

Motto:

O du Deutschland, ich muß marschieren,
O du Deutschland, ich muß fort.
(Soldatenlied.)

Ich schlafe wie immer der Entscheidung entgegen und gehe mit der Prinzessin in den Justizpalast. — Der persönliche Eindruck, den Metz auf mich machte. — Ich werde verhört. — Mein Doppelwesen Ehrhardt-Eschwege ist mir im Wege. — Ein Polizeikommissar begleitet mich in meine Firma. — Ich erfahre erst am Nachmittag, was mit der Prinzessin geschehen ist. — Ich sehe ein, Flucht ist jetzt moralisch unmöglich, und ich gehe zum zweiten Male vor den Richter. — Ich werde entlarvt, kann aber auch meinen Angeber entlarven, meinen sauberen Quartierwirt Pruckner. — Ich veranlasse, daß die Prinzessin ihren Eid zurücknimmt. — Die Fahrt nach Leipzig. — Die Beamten sind entgegenkommend, mir gelingt es, meine falschen Pässe loszubringen. — Einlieferung in Leipzig. — Die Münchener Beamten verabschieden sich nett, die Leipziger sind weniger entgegenkommend.

Das Gefühl, zu einer Entscheidung zu kommen, so oder so, hatte mich wie gewöhnlich gut schlafen lassen. Für die Prinzessin hegte ich keine Besorgnis mehr, fuhr ich doch

16*

zusammen mit ihr nach München, blieb ich doch an ihrer Seite und konnte sie jederzeit decken. Im Justizpalast wurden wir zunächst in ein Wartezimmer geführt. Alsbald kam ein weißhaariger Herr mit süßlichem Gesichtsausdruck in das Zimmer, er begrüßte uns mit einer übertriebenen Höflichkeit. Ich erkannte in ihm sofort nach der Beschreibung den Untersuchungsrichter Dr. Metz. Mein Widerwillen gegen ihn war im ersten Augenblick wach, und nur mit Mühe zwang ich mich in die Formen gesellschaftlicher Disziplin.

Ich nahm mich fest zusammen, ging auf ihn zu, stellte mich als Herr von Eschwege vor und sagte: „Sie wollen mich vernehmen, hier bin ich.“ Aber mit einer liebenswürdigen leichten Verbeugung wies mich der Untersuchungsrichter ab und sagte: „Einen Moment Geduld, ich habe noch ganz kurz mit der Prinzessin zu tun.“

Nach seiner ganzen Art der Antwort mußte ich an eine Formalität glauben. Im Augenblick an eine Vereidigung zu denken, war mir ganz unmöglich; daß die Prinzessin überhaupt vereidigt werden könne, wollte und konnte ich mir nicht denken.

In der Tat wurde ich auch nach so kurzer Zeit zum Verhör in das Gerichtszimmer hineingerufen, daß mir meine Annahme gar nicht erschüttert werden konnte. Ich erwartete, die Prinzessin bei Dr. Metz vorzufinden, und war erstaunt, als ich sie nicht sah. Nun ward ich mißtrauisch und witterte sofort, daß etwas nicht stimmte, denn Hände und Gesicht des Untersuchungsrichters zuckten in nicht zu beherrschender Erregung, immer wieder putzte er die Brille, die er zum Lesen benötigte, mit dem Taschentuch, dicke Schweißperlen liefen ihm über das Gesicht, trotzdem es in dem ungeheizten Zimmer hundekalt war. Er begann nun mich zu vernehmen und fragte nach Geburt, Eltern, Herkunft, Lebenslauf, Krieg, tausend Einzelheiten. Ich hatte

mich in die Daten meiner Eschwegeschen Biographie so gut eingelebt, daß ich ihm prompt dienen konnte. Von Widersprüchen war keine Spur, aber er suchte mich unsicher zu machen. Bei jeder Gelegenheit unterbrach er mich mit süßlicher Stimme: „Ihre Angaben erscheinen doch sehr unglaubwürdig."

An einer Stelle vielleicht, das gebe ich zu, hatte er ein Recht einzuhaken. Ich hatte angegeben: In Straßburg habe ich ein Jahr Jus studiert. Darauf fragte er mich nach meinem Lehrer. So weit hatte ich meinen Lebenslauf Eschwege nicht durchdacht, ich gab einen xbeliebigen Namen an. Da erklärte er pathetisch und schmalzig: „Ich kenne die Namen sämtlicher Rechtsgelehrten an allen Universitäten des Reiches, Ihr Wiesenbach hat niemals existiert."

Endlich legte er mir als höchsten Trumpf zwei Photographien von mir selbst vor und fragte mich, ob ich diesen Herrn kenne. Der Humor dieser Lage war so groß, daß mein inneres Lachen sich beinahe laut geäußert hätte. Aber ich zog mit einer gewissen Langsamkeit meinen mit schwarzem Horn eingefaßten Kneifer aus Fensterglas hervor, den ich mir für alle Fälle von meiner Firma hatte anfertigen lassen, betrachtete die beiden Bilder seelenruhig und sagte: „Es tut mir leid, die Persönlichkeit ist mir unbekannt. Der Herr muß wohl der Kapitän Ehrhardt sein, denn seinetwegen bin ich ja hier." Ich dachte noch bei mir: Wie lange wird dies Theater noch weiter andauern? Jetzt muß doch die Gegenüberstellung kommen, die entscheidend für diesen Richter ist. Alles andere ist doch nur ein Drumherumreden. Längst schon glaubte ich nicht mehr, daß mir Dr. Metz als deutschnationaler Mann eine Möglichkeit geben wolle.

Aber aus Freude am Kampfe hielt ich noch immer an meiner Rolle fest. Zu oft im Kriege und im Leben war es mir begegnet, daß mir mein Verstand sagte, durchzukommen sei unmöglich. Und dennoch kam ich durch, weil ich niemals

die Energie der Selbstbehauptung den Verstandesrücksichten untergeordnet habe. Der Soldat der Front muß oft über das hinausgehen, was ein rechnender Generalstabsoffizier zugeben darf.

Trotz dieser Einstellung war es für mich ein unvermuteter Überfall, als Dr. Metz mich aufforderte, meine Angaben zu beeiden. Aber im Augenblick war diese Aufforderung doch ein Lichtblick. Hieß das doch, daß der Mann auf die Gegenüberstellung verzichtete. Auch gab es mir sofort ein starkes Gefühl der Erleichterung. Der Eid, den ich schwören sollte, schloß aus, daß die Prinzessin vereidigt worden war. Ich sagte mir, bewahrst du jetzt Stirn, so kommst du aus dem Engpaß hinaus. Und schließlich, dein Eid ist im rechtlichen Sinne kein Eid, denn du bist ja der Angeklagte, bist in der Notwehr, darfst nach dem Gesetze gar nicht vereidigt werden, und wenn's trotzdem geschieht, ist der Eid gegenstandslos. Außerdem: du bist ja Eschwege nach deinem Paß.

Ich leistete darauf nur den Eid. Dann fragte Metz, wohin ich mich begeben würde?

Ich antwortete: „In meine Firma."

Er machte ein ungläubiges Gesicht und beauftragte den Kommissar Heldwein, mich zu begleiten und sich zu überzeugen, ob ich der Herr von Eschwege sei und in der betreffenden Firma arbeite. Heldwein begleitete mich bis zu meiner Firma. Als wir das Haus betraten, ließ ich ihn mit Absicht vorausgehen. Er sollte sehen, daß ich nicht danach trachtete, mich vorher mit den Leuten zu verständigen. Einwandfrei konnte er darum feststellen, daß ich hier seit längerer Zeit als Zweiter Geschäftsführer tätig war.

Als sich der Kommissar entfernt hatte, begann ich zu überlegen. Vor allem war es notwendig, die Verbindung mit der Prinzessin aufzunehmen. Ohne ihren Bericht war ein

folgerichtiges Handeln unmöglich. Aber schon kam der Kommissar zurück und lud mich zu einer neuen Vernehmung für den Nachmittag vor. Es war klar, daß er von der nächsten Kneipe oder dem nächsten Zigarrenladen aus sich telephonisch mit dem Untersuchungsrichter verständigt hatte.

Ich versprach zu kommen, war mir aber sofort darüber klar, daß die erneute Vorladung eine völlig neue Lage bedeutete. Irgendein neuer Umstand mußte eingetreten sein. Etwas im Bilde des Untersuchungsrichters hatte sich verschoben. Ich mußte sofort aus München. Immer noch hatte ich keine Nachricht von der Prinzessin.

Ich stellte mir alle Glieder der Kette vor. Reiste ich ab, durfte auch die Prinzessin zunächst nicht in München bleiben. Ihr Gesundheitszustand konnte für die erste Zeit die Abwesenheit decken. Zeit gewinnen, nur Zeit gewinnen, dachte ich. Da kam endlich die Verbindung mit der Prinzessin zustande, und nun erfuhr ich die Tragödie der Armen. Metz hatte ihr einfach den Eid über ihre Aussage abverlangt. Sie hatte sich in aller Ruhe geweigert, aber Metz drang heftig in sie. So sehr versteifte er sich darauf, diesen Eid zu erlangen, daß er die Prinzessin nicht einmal auf die Folgen eines Falscheides aufmerksam machte, wie es doch seine Pflicht gewesen wäre.

Die Prinzessin sagte sich in ihrer höchsten Not: „Leiste ich jetzt den Eid nicht, dann bin ich die Verräterin meines Schützlings, und das ist eine große Sünde gegen Gottes Gebot." Und sie leistete darauf einen in ihrer Vorstellung nicht religiösen Eid; den glaubte sie verantworten zu können. Sie hatte als nationale Frau das getan, was sie ihrer Ansicht nach tun mußte, und glaubte, Gott würde es ihr gewißlich vergeben.

Es hat sich dann herausgestellt, daß schon am Vormittag im Nebenzimmer die Leute da waren, die mich hätten fest-

stellen können. Einer von diesen bezeichnete mich ja auch beim Weggehen als den Konsul Eichmann, der mit mir gerichtsnotorisch identisch war. Diese Begründung war der Grund zu meiner erneuten Vorladung.

Juristen ersten Ranges haben bewiesen, daß der Untersuchungsrichter Dr. Metz gegen seine Amtspflicht gehandelt hat, als er den Eid der Prinzessin erzwang. Aus dem Verfehlen des Richters wurde hernach dieser Frau ein Strick gedreht, weniger ihrer Person wegen, als aus der politischen Erwägung heraus, mich zu bemakeln.

Die Mitteilungen der Prinzessin schmetterten mich völlig nieder. Sofort änderte ich meinen Entschluß. Jetzt mußte ich der Vorladung Folge leisten. Freilich, die Prinzessin beschwor mich, ja nicht hinzugehen. Ihr, der Frau, erschien es als sinnlos, da sie ja meinetwegen den Eid geleistet hatte.

Doch mein Entschluß war gefaßt.

Ich verabredete noch mit ihr einen Treffpunkt für den Nachmittag, da ich mir klar wurde, auch sie müsse im Notfall für das Gericht erreichbar sein; dann ging ich spazieren, um mit meinen Gedanken allein zu sein.

Pünktlich um vier Uhr fand ich mich im Justizpalast ein. Ich war mir vollkommen klar darüber, daß ich nicht wieder herauskommen würde. Als ich das Vernehmungszimmer betrat, sah ich Metz erleichtert aufatmen. Er hatte mich sichtlich mit Spannung erwartet. Auch fiel mir auf, daß die Tür zum Nebenzimmer halb offen war. Es mußten sich also dort Leute aufhalten, die die Verhandlung mit anhörten.

Aber wieder erwachte mir bei dem Anblick des Metz das Kampfgefühl: So ohne weiteres läßt du dich nicht fassen. Ich wollte sehen, wer mich ans Messer lieferte, wollte die sauberen Zeugen erkennen, die Metz aufmarschieren ließ. Also heran! dachte ich.

Als erstes ließ sich Metz meinen Paß zeigen. Daß er in höchster Aufregung war, sah ich. Denn schon wieder begann der Schweiß auf seiner Stirn auszubrechen. Er gab mir zu meiner Verwunderung den Paß zurück. Ob's Taktik war, mich sicherzumachen, oder ein Versehen, ist schwer zu sagen. Jedenfalls hat er's nachher bereut.

Dann gab's ein paar Fragen hin und her. Endlich wurde eine Frau Weiß hereingeholt. Bei ihr hatten seinerzeit die Prinzessin und ihre Freundin gewohnt, ich hatte dort mit den beiden Damen des öfteren Tee getrunken. Frau Weiß war der Typus einer Münchener Zimmervermieterin, arg auf ihren Vorteil bedacht. Bei jeder Gelegenheit macht sie darum den Damen die größten Schwierigkeiten. Ich hatte sie demgemäß behandelt. Aber gekannt hatte sie mich, das lag in der Logik des Geschehens, nur unter dem Namen Eschwege. Zu meinem Erstaunen beschwor sie, ich wäre Herr Eichmann. Wer ihr das suggeriert hat, weiß ich nicht. Es kann aber der Gärtner des Professors Schlösser gewesen sein.

Danach kam eine Kellnerin aus der Kreuzstraße bei Gmund am Tegernsee. Hier hatte ich mit meiner Frau und den Kindern fünf Wochen verbracht. Das Mädchen war sehr unsicher, ob ich der Herr gewesen sei oder nicht. Denn mit meinem Bart hätte ich damals ganz anders ausgesehen. In seinem niederrheinischen Dialekt redete ihr Metz bieder zu: „Na, Frauchen, das können Sie doch beschwören, nicht wahr?“ Aber die Kellnerin ließ sich nicht überreden. Sie zögerte und überlegte, und auf einmal lief sie aus dem Zimmer hinaus, schnell, wie aus der Pistole geschossen, und kam nicht wieder herein.

Nun kam als Kronzeuge Pruckner, mein ehemaliger Quartierwirt aus der Maximilianstraße, und erklärte treu und bieder, ich sei der Kapitän Ehrhardt. Auf dieses Subjekt hatte ich eine Mordswut. Betrogen und bestohlen hat

er mich und obendrein noch verraten. Während ich noch an meinem Grimm würgte, ward es mir aus der Art und Weise seiner Verständigung mit dem Richter klar, daß er nicht nur jetzt zu meiner Feststellung beigetragen hatte, sondern schon lange Vorarbeit geleistet haben mußte.

Metz sagte mir nun auf den Kopf zu, ich sei der Kapitän Ehrhardt. Ich antwortete: „Na ja! Ich habe also das Spiel verloren." Dann knöpfte ich mir diesen Burschen, den Pruckner, vor und sagte ihm, was für ein Halunke er sei. Herr Metz sollte doch wenigstens wissen, in was für einer feinen Gesellschaft er sich befand.

Darauf sagte ich zu Herrn Metz: „Mein Eid ist also erledigt."

Jetzt schien sich bei ihm das Gewissen zu melden. Mit einemmal entsann er sich der Vorschriften über Rechtsbelehrung bezüglich Eidverweigerung und Eidzurücknahme. So erfolgte nun die formelle Rücknahme meines Eides, und ich verlangte, daß auch der Prinzessin Gelegenheit gegeben werde, den abgenötigten Eid zu widerrufen.

Metz erwiderte: „Es ist gut, daß Sie das tun. Die Rücknahme des Eides wird außerordentlich strafmildernd wirken."

Ich bestand zum zweiten Male darauf, auch die Prinzessin kommen zu lassen. Metz machte Ausflüchte, das dauere so lange. Ich aber konnte ihm angeben, daß sie gegenüber dem Justizpalast im Hotel Königshof sei und also in kürzester Frist da sein könne. Nun mußte Metz es zulassen. Später hat er behauptet, die Idee der Rücknahme des Eides der Prinzessin sei von ihm ausgegangen.

In zehn Minuten war die Prinzessin da. Metz sagte ihr: „Nehmen Sie Ihren Eid zurück." Sie aber stand auf dem Standpunkt, sie habe den Eid zu Recht geschworen auf Grund der Papiere, die sie gesehen habe. In den Kreisen, denen sie

angehöre, sei ein Namenswechsel derart gar nicht so selten. Sie behandelte den Leipziger ganz von oben herab, war halsstarrig und zunächst jedem Zureden abgeneigt. Der Eid war ihr sauer genug geworden. Da er aber geleistet war, fühlte sie sich nur noch Gott verantwortlich, aber keinem Menschen, am wenigsten einem Metz.

Es bedurfte des längeren Zuredens meinerseits, bis sie sich endlich entschloß, den Eid zurückzunehmen. Danach verabschiedete sie sich mit einem festen Händedruck von mir. Herr Metz existierte für sie nicht.

Metz ordnete noch in den Akten, machte Notizen. Sein Aussehen war völlig zerstört. Er schwitzte aus allen Poren. Immer noch bangte er um den Erfolg. Denn an diesem Tage waren in München zehn völkische Versammlungen. Wäre irgendwie bekannt geworden, ich wäre in Bedrängnis, die Burschen hätten mich herausgeholt und jeden niedergetrampelt, der dagegen gewesen wäre.

Er verfiel wieder in seinen süßlichen Ton, als er mich dann fragte, mit welcher Klasse ich nach Leipzig fahren wolle, dritter oder zweiter. Ich gab zur Antwort: „Ist's auf Staatskosten — zweiter."

Etwa zwei Stunden mußte ich warten und wurde in einem Nebenzimmer von Kriminalbeamten bewacht. In dieser Zwischenzeit veranlaßte Metz alles Erforderliche. Er fühlte seine Aufgabe nicht eher erfüllt, als bis ich hinter den Leipziger Gefängnismauern saß. Er fürchtete die stark nationale Stimmung in München.

Zwanzig Minuten vor Abfahrt des Zuges wurde ich von drei Kriminalbeamten in ein bereitstehendes Auto geleitet und zum Bahnhof gefahren. Dort war ein Abteil zweiter Klasse für uns reserviert.

Wir bezogen dies Quartier. Einer der Beamten besorgte noch einen Laib Brot und eine Menge Wurst, da sich zu

einem anderen Abendessen keine Zeit erübrigt hatte. Dieses Mahl verzehrte ich gemeinsam mit meinen drei Begleitern im Abteil. Die Beamten waren mir gegenüber außerordentlich rücksichtsvoll. Sie wußten genau, wer ich war, und erfüllten mir jeden Wunsch mit der größten Liebenswürdigkeit. Die Aufgabe, die ihnen gestellt war, erschien ihnen scheußlich. Das ging ganz deutlich aus der Unterhaltung mit ihnen hervor. Und ich kann sagen, ich habe mich mit den drei Herren ausgezeichnet unterhalten.

Nach der Spannung dieser beiden verhängnisvollen Tage machte die Müdigkeit ihr Recht geltend. Meine Begleiter waren mir behilflich, und ich schlief alsbald ein.

Aber wie es in der Bahn so geht, ununterbrochenes Schlafen gibt es nicht. Von Zeit zu Zeit wachte ich auf, und es war mir nun interessant, mit halbgeschlossenen Augen die Beamten zu beobachten, die alle drei zu schlummern schienen. Aber immer sah ich es einem von den dreien an, daß er tatsächlich der Wachhabende war und sich nur so stellte, als ob er schliefe.

Nachdem ich die erste Abspannung abgestreift hatte, begann ich, mir noch einmal meine Lage klar zu durchdenken. Ich wußte, meine Sachen würde ich in Leipzig abzuliefern haben. Immer noch hatte ich in der Tasche den Paß, den mir Herr Metz versehentlich belassen hatte. Ich bat daher meine Begleiter, einmal abseits gehen zu dürfen. Pflichtschuldig wurde ich von dem einen begleitet. Da aber der Zug in voller Fahrt war, ließ er mich wenigstens auf dem Ort, wo auch der Kaiser allein hinzugehen pflegt, allein. Ich hätte schlechterdings aus dem Zuge bei seinen sechzig Kilometer Fahrt nicht hinausspringen können. So wurde der Paß restlos vernichtet, und die Gefahr, jemand von den Ausstellern hineinzulegen, war behoben.

In die Riesenhalle des Leipziger Bahnhofs lief der Zug um fünf Uhr morgens ein. Es war noch tiefe Dunkelheit.

Im Scheine der elektrischen Lampen begaben wir uns zum Ausgang. Da war kein Automobil, wie in München. Der grüne Wagen, den ich immer bisher nur von außen gesehen hatte, stand bereit. Da es dunkel darin war, konnte ich nur so viel feststellen, daß ich in einem engen Gehäuse saß, vor das verschiedene Riegel geschoben wurden. Ich war darin eingesperrt wie in einer Kiste. Im Gefängnis, Beethovenstraße 2, wurde ich abgeliefert. In dem Augenblicke, da die eisernen Gittertüren des Gefängnisses hinter mir einschnappten, überkam mich das Gefühl der gänzlichen Machtlosigkeit. Die roten Leipziger Häscher konnten mit mir tun, was sie wollten. Brach ein kommunistischer Aufstand in der Pleißestadt der Hölzverehrung aus, so würden sie mir als einem der ersten den Schädel einschlagen.

Verschlafene Beamte kamen uns entgegen und rempelten mich in ziemlich derber Weise an.

„Na du kommst ooch gerade recht", sagte der eine. „Daste uns aus dem besten Morgenschlafe steerst. Was hast de denn peziert, mein Liebchen? Bist wohl e ganz schwerer, daste gleich mit dreie kommst?"

Der führende Münchener Beamte aber trat vor und sagte verweisend: „Obacht. Des is koa Kriminaler. Der Herr is a Politischer und aus besseren Kreisen, daß Ihr's wißt."

Ich wurde nun eingehend untersucht und mir sämtliche Gegenstände abgenommen, sogar die Schlipsnadel.

Danach verabschiedete ich mich von den bayerischen Beamten. Ich schüttelte ihnen herzlich die Hand und sagte: „Ich danke Ihnen, meine Herren, Sie haben sich in einer einwandfreien, erstklassigen Weise gegen mich benommen. Ich habe kaum das Gefühl gehabt, mit Ihnen als Gefangener zu reisen."

Die drei Kommissare gaben noch einmal ihren Gefühlen Ausdruck: „Sie müssen's uns nicht verübeln, Herr Kapitän.

daß wir Sie ham herbringen müssen. Aber wissen's, die Pflicht. Wir ham Befehl gehabt und Instruktion vom Herrn Reichsgerichtsrat. Angst und bang' hat's eim wern können. Aber hoffentlich, Herr Kapitän, wird die G'schicht net so arg lang dauern. Was bös ham's ja net tan."

Achtzehntes Kapitel

Motto:

Nach Flandern zogen viele Soldaten, die zogen hinaus in den Krieg.
Da haben sich zwei Herzen gefunden, die einander so herzlich geliebt.

Soldatenlied.

Die Zelle und das erste Gefühl, im Gefängnis zu sein. — Das Aufnahmeprotokoll. — Ich mache mich mit der Örtlichkeit bekannt. — Die Qualen einer Dampfheizung. — Warum es die politischen Gefangenen schwerer haben als die Schwerverbrecher. — Der Geruch. — Abhilfe, die der Gefangene erfindet. — Mein alter Wachtmeister. — Die Kost. — Die Kunst, Heringe und Pellkartoffeln mit den Fingern zu essen. — Der Wachtmeister, er hilft mit. — Der Gefängnisdirektor besucht mich. — Meine Taktik. — Die Angst der Verwaltung vor dem Staatsgerichtshof. — Die erste wirkliche Hilfe durch meinen lieben Vetter Ehrhardt. — Liebesgabenpakete. — Kamerad Kapitän Hase versorgt mich mit Büchern. — Die Erkenntnis: nur eine große Arbeit kann mich retten.

Der Abschied von den drei Beamten war mein letzter Eindruck von München. Leipzig trat in sein Recht. Die Menschen, die mürrisch darüber waren, daß sie meinetwegen aus dem Schlaf geweckt waren, führten mich aus dem großen Vorraum des Gefängnisses hinüber in den Gang. Dort wurde ich in eine übelriechende Zelle geschubst. Die Tür schloß sich hinter mir. Ich war allein, zum erstenmal wieder seit meinem Spaziergang zwischen halb drei und vier Uhr vor meiner Vernehmung, die zur Verhaftung führte. Aber es war ein anderes Alleinsein. So eng war es um mich herum, daß ich bei jeder Bewegung an irgendeine Wand stieß. Das Gefühl, im Käfig zu sitzen, überkam mich, und

sogleich erwachten in mir alle Instinkte: Wie kommst du möglichst schnell aus diesem Käfig heraus? Ich gewöhnte mich an das Dunkel. Ein wenig Licht fiel schon von außen durch das zwei Meter über dem Fußboden befindliche vergitterte Fenster. Mein erster, bewußter Gedanke war: Sieh mal zu, wohin das Fenster führt. Du brauchst es vielleicht, wenn du mal eines Tages ausbüxen kannst. Ich sprang hoch und machte einige Klimmzüge an dem innen befindlichen Gitter. Aber ich gewann nur eine Aussicht auf den Gefängnishof und eine hohe Mauer, die unbarmherzig jeden Blick abwehrte.

Das Gute des Soldatenberufes ist, daß er den Menschen an Geduld gewöhnt. Abwarten, spähen und springen oder zuschlagen, wenn der Moment da ist, wird uns ja von klein auf anerzogen. So wartete ich. Und ich kann wohl sagen, ich machte mich leer von Gedanken und Vorstellungen. Ich stand auf Posten, lauschte und spähte auf das, was kommen sollte.

Allmählich wurde es heller, die verschabten Wände schienen nicht mehr wie mit Nebeln überzogen. Ein Beamter ließ das Schloß aufrasseln, ein Napf Suppe wurde mir gereicht. Aber gegen Mehlbrei hatte ich Abscheu schon aus Kindertagen her. Alles um mich herum war unreinlich und unappetitlich. Ich hatte Mißtrauen, ob Schüssel und Löffel gründlich gesäubert waren. Wer von den Verbrechern mochte vorher daraus gegessen, wer mit dem Löffel durch seinen Mund gefahren sein? Alles ekelte mich an. Ich war in der schmutzigen Reisewäsche, säubern konnte ich mich nicht. Im übrigen hatte ich auch gar nichts mit. Eine gewisse Abspannung befiel mich. Die Zeit dröselte hin. Endlich, es mochte gegen Mittag sein, kamen zwei Beamte, führten mich durch die Gänge nach unten in das ärztliche Aufnahmezimmer. Hier wurde ich nach der Gefängnisvorschrift auf allerhand Krankheiten untersucht, die ich nicht

hatte. Dabei war der untersuchende Arzt sehr ordentlich und liebenswürdig. Aber er mußte mich nach Vorschrift auf Schwindsucht untersuchen, feststellen, ob ich geistesgestört sei. Er schlug mich auf die Knie, ob meine Reflexe intakt wären. Immerhin, es ging damit einige Zeit hin. Mir fiel ein, daß der Arzt im Gefängnis ein nicht unwichtiger Mann sei, darum sagte ich ihm sicherheitshalber, ich litte sehr unter Rheumatismus. Das ist die Stammeskrankheit aller Torpedobootsfahrer. Von dem netten Arzte ging es zum Schreiber im Personalaufnahmebureau. Alle diese Beamten waren Zeitungsleser. Das merkte ich, denn sie reckten die Köpfe, spitzten die Ohren und rissen die Augen auf, überall, wo ich hinkam. Es war ganz spaßhaft. Ich kam mir vor wie ein Wundertier.

Immerhin, die Zeit ging hin. Das war an diesem Tage das wichtigste. Jede Minute, die ich nicht in meinem Käfig zubrachte, hielt ich für gewonnen. Überall suchte ich mich zu orientieren. Sofort entstand die Absicht, mir irgendwie klar zu werden über den Grundriß des Gebäudes, in dem ich mich befand. Ich stellte Fragen, so weit ich's konnte, um die Lebensgewohnheiten dieses Ortes kennenzulernen. Schlimm war das Gefühl des Ungewissen, mir nicht vorstellen zu können, wo der Ort lag, in dem ich gefangensaß. Wenn ich weiß, da und da bin ich, kann ich mir irgend etwas zurechtlegen. Wenn ich aber nur weiß, ich bin in irgendeiner Zelle, und in dieser Zelle nicht mal weiß, wo Nord und Süd, Ost und West ist, wenn ich nicht weiß, wo diese Zelle in dem Gebäude zu peilen ist, in dem ich zu bleiben gezwungen bin, dann bin ich verloren wie eine Stecknadel in einem Heuhaufen.

Der Eindruck, den ich von dem Gebäude erhielt, in dem die Gefangenen der größten deutschen Gerichtshöfe Unterkunft finden, war ein jämmerlicher. Es könnte da einer behaupten, weil ich selbst dort gefangensaß, wäre mein Wider-

wille aus persönlichem Gefühl gegen diesen Ort so groß. Allein es steht auch bei Gefängniskennern durchaus einwandfrei fest, daß das Leipziger Untersuchungsgefängnis, Beethovenstraße, ein veraltetes, allen Gesundheitsvorschriften spottendes Gebäude ist. Es mußte eben herhalten, weil der Staatsgerichtshof in Hast und Übereilung als Revolutionstribunal geschaffen wurde. Die politischen Gefangenen, im bürgerlichen Sinne gewöhnlich anständige Menschen, wenn sie nicht etwa, wie der wackere Hölz, sich nebenbei auf Straßenraub und Einbruch verlegt haben, müssen ihre Überzeugungstreue doppelt büßen. Nun, ich hab's erfahren und wünsche meinen Richtern nicht, daß sie einmal im selben Loche wie ich acht Monate zur Untersuchung sitzen.

Auf besonderen Befehl des Reichsgerichtsrats Dr. Metz wurde mein Aufenthalt ins dritte Stockwerk verlegt, weil von da aus ein Ausreißen natürlich erheblich schwieriger war. Immerhin, diese Zelle war sauberer und besser als das erste Loch da unten. Zur Rechten befand sich die Dampfheizung. Abzustellen war sie nicht, denn die Gefängnisverwaltung maßte sich eben an, auch bei dem politischen Untersuchungsgefangenen zu entscheiden, wie warm und kalt es bei ihm sein dürfe. Natürlich war die Zelle dauernd überhitzt. Die Ausstrahlung reichte hinüber bis zur Koje. Wenn ich mir nicht in späteren Tagen aus alten Zeitungen usw. eine Schutzwand hergestellt hätte, ich hätte an Kopfschmerzen verrecken können. Links war das W. C. Aber seine Handhabung lag ebensowenig wie Wärmeregulierung in der Hand des Gefangenen. Es wurde, weiß Gott aus welcher Schläue der Verwaltung heraus, von dem Beamten draußen besorgt, der natürlich nie wissen konnte, wann es gebraucht wurde. Die ausgezeichnete Heizung brachte in diesem Ding natürlich besonders angenehme Wirkung für die Nase hervor. Eine Handbreit vom Boden erhob sich ein eisernes Gestell, auf dem eine Matratze und zwei wollene

Decken lagen. Rechts dann ein Klapptisch und eine Klappbank und in der Ecke noch ein kleines Holzbrett, auf dem ein Napf, ein blecherner Becher, ein Löffel und ein Waschgeschirr protzenhaft zur Hand waren. Das Fenster, zwei Meter über dem Boden, ließ sich nur Handbreit öffnen. Es hatte Milchglasscheiben, so daß vom Himmel nichts zu sehen war. Vor dem Fenster befand sich ein dickes eisernes Gitter.

In diesem Raume mußte ich mich als politischer Untersuchungsgefangener den ganzen Tag lang aufhalten, mit Ausnahme der Verhöre und des halbstündigen Spazierganges. Dagegen hatten es die wirklichen Schwerverbrecher, wackere Diebe, Einbrecher, Künstler in fremden Taschen, Gauner und anderes Gesindel, gut. Denn die hatten ihre Bewegung bei der Arbeit und brauchten nicht in körperlicher Untätigkeit zu schmoren. Was diese erzwungene Körperfaulheit gerade für einen Menschen bedeutet, der gewohnt ist, in freier Luft zu leben, vermag sich wohl ein jeder vorzustellen, der einmal durch Krankheit auch nur vierzehn Tage an denselben Raum gefesselt war. Ich hätte es nicht für möglich gehalten, acht Monate unter diesen Umständen leben zu können. Ich habe auch nie begriffen, warum mein an sich einfacher Prozeß sich so lange hinzog. Es war doch zu entscheiden, ob ich Führer im Kapp-Putsch gewesen war oder nicht. Auf jeden Fall konnte es sich nur um Festung handeln. Aber die Einsperrung in die Untersuchungshaft war schlimmer als Zuchthaus. Besonders teuflisch war diese Einsperrung, weil ja die Untersuchungshaft nicht wieder gutgemacht werden kann an dem, der sie erleidet. Ich gewann darum so langsam die Überzeugung, Berechnung und System stecke in meiner Behandlung. Da es sonst keine Folter mehr gibt, war es darauf abgesehen, mich körperlich und seelisch zu zermürben. Ein Gefängnisarzt mag vielleicht diese Gedanken als Gefängnispsychose ansehen. Für mich war es heilsam, als ich an die Bosheit meiner Richter zu glauben

begann, denn nun machte ich alle Abwehrkräfte meiner Natur bereit, um ihnen zu trotzen. Wenn mir einmal die zerrütteten Nerven das Wasser in die Augen trieben, dann sagte ich mir: „Du wirst dich durch Metz nicht demütigen lassen. Kopf hoch! Durch!"

Der erste, stärkste Eindruck, der durch diese ganzen acht Monate herrschend blieb, war der eigentliche Gefängnisgeruch, der in diesem alten Gebäude besonders durchdringend angewachsen war. Kein Mensch kann sich einen Begriff machen, wie es in diesen Löchern stinkt, und vor allem, was für ein Staub herrscht, der noch einen besonderen Geruch in sich zu bergen scheint, so daß immer ein Ortsgeruch mit dem Staubgeruch kämpft. Der Grund dafür ist, daß ein großer Teil der Untersuchungsgefangenen in einem geradezu haarsträubenden Zustand eingeliefert wird. Da sie sich während der ganzen Haftzeit nicht waschen, so steigert sich die Dichtigkeit der Atmosphäre, die um den einzelnen liegt. Wenn ich auf meinem Spaziergang im Hof einem solchen Stromer begegnete, so blieb noch lange hinter ihm seine dicke Geruchszone stehen. Wenn es windstill ist, und es gehen etwa fünfzig Mann im Kreise, ist bald der ganze Hof mit dem Geruche erfüllt und dieser dringt durch die geöffneten Fenster in die Zellen hinein.

Besonders stark wurde die Geruchssymphonie, als die löbliche Gefängnisverwaltung gerade während der Erholungsspaziergänge der Gefangenen die Jauchegruben ausleeren und ausspülen ließ. Natürlich war das auf einen unüberlegten Bureaukratismus zurückzuführen; die Arbeit war mechanisch angesetzt worden, ohne Beachtung, in welche Zeit sie fiel. Aber gerade diese Art der Anordnungen, die besonders bezeichnend für das einstige russische Regime war, erzeugte mehr Niedergeschlagenheit und Verzweiflung als eine berechnende Grausamkeit. Einer Folter kann der Mann den männlichen Trotz entgegensetzen.

17*

Dieser Art von quälendem Gestank gegenüber ist der Mensch hilflos. Es ist, als ob ein Naturereignis siegt. Beim Untersuchungsgefangenen kommt noch die Bitterkeit hinzu: du wirst mit Leiden geplagt, die du nicht verdient hast. Eine Strafe vermag der Mensch zu überstehen, wenn er ihre Gerechtigkeit einsieht. Aber das Sinnlose kann uns verrückt machen. Und sinnlos sind alle Leiden, die aus einem schlecht gehandhabten mechanischen System entstehen. Gegen manche kleine Qual, die der „Militarismus" notwendigerweise mit sich bringt und immer mit sich gebracht hat, war der Hauptangriff der Pseudodemokratie erfolgt, die nun uns, ihre politischen Untersuchungsgefangenen, in einer Art quälte, die ganz verwandt der war, die der russischen Despotie entsprang.

Eine Soldatentugend ist es, sich mit den Verhältnissen abfinden zu können, in die nun einmal Leib und Seele hineingeraten sind. Alle Vorteile gelten. Gut. Mein Quartier war überheizt. Also mußte das Fenster die zwei Fingerbreit aufstehen, die möglich waren. Auch das war eigentlich nicht erlaubt. Gleichgültig, Verbote unsinniger Art werden immer umgangen.

Die Heizung strahlte ihre Hitze aus. Schön. Ich machte mir aus den allmählich einlaufenden Zeitungen den notwendigen Ofenschirm. Eine besonders glückliche Fügung für mich war's, daß der Wachtmeister, der meinem Korridor vorstand, ein besonders prächtiger Mensch war. Freilich, er besaß die vollendete Pedanterie des alten Feldwebels und Beamten. Es wäre unmöglich gewesen, ihn auch nur einen Millimeter breit über die Linie seiner Dienstvorschrift hinauszumanövrieren. Aber innerhalb des so begrenzten Spielfeldes gab er als Mensch alles her, was er nur hergeben konnte. Er war ein echter Sohn Sachsens und sprach diesen gemütlichen Dialekt, so daß sich mir die Därme im Leibe herumdrehten. Aber er hielt in seiner Abteilung auf

Sauberkeit und Ordnung und schuf Gefangenen damit schon die größtmögliche Erleichterung. Er war höflich und anständig und besaß nichts von der sächsischen Schadenfreude. Wie die meisten Leute des Königreichs, war er ein unterhaltsamer Mann, und er langweilte nicht, da er sich eine Menge besonderer Kenntnisse erworben hatte und außerordentlich belesen war. Er war Frontsoldat gewesen und hatte es bis zum Offizier gebracht. Dann war er schwer verwundet worden. Nun hatte er im Gefängnis eine Art Ruheposten.

Schon am ersten Tage gewann er mein Herz. Als er meine Zelle inspizierte, sah er meinen Wasserkrug an und sagte zu mir: „Als Kaptän, gloob ich, brauchen Se mehr Wasser. Daran sind Se gewehnt, und gegen die Vorschrift is es ja ooch eben nich."

Sofort erhielt ich einen zweiten Krug hineingesetzt, der am Tage mehrmals mit frischem Wasser erneuert wurde.

Mit dieser Begrüßung hatte er sich mir vorgestellt. Als er mich wieder aufsuchte, sagte ich ihm auf den Kopf zu, er müsse Frontsoldat gewesen sein. „Nu ja", gab er zu, und ich fühlte, er war geschmeichelt.

Sofort nach meiner Einlieferung hatte ich begriffen, daß ich bei der Härte der Untersuchungshaft auf Selbsthilfe um jeden Preis angewiesen war. Diesen Grundsatz wandte ich zum ersten Male an, als ich in den Aufbewahrungsraum berufen war, um die Liste für meine eingelieferten Sachen mit aufsetzen zu helfen. Außer dem, was ich in meinen Taschen für gewöhnlich führte, hatte einer der bayerischen Kriminalbeamten mir ein Paket mit meinen Toilettesachen usw. aus München mitgebracht. Aber die meisten dieser kleinen so notwendigen Lebensgegenstände waren gegen die Vorschriften der Untersuchungshaft.

Der Vorgang ging nun in der Weise vor sich, daß alle Gegenstände auf einem Tisch ausgebreitet waren, während

auf einem Standpult der Beamte die Liste aufsetzte. Wenn er über seinem Schriftstück gebückt stand, nahm ich die Gelegenheit wahr, um das, was greifbar war, unauffällig an mich zu bringen. Vor allem mein Taschenmesser und mein kleines Necessaire.

Es galt, diese Dinge dann in der Zelle zu verbergen. Ich habe es durchgeführt. Im Gefängnis gehört es zu dem Sport feinster Art, dauernd so auf der Hut zu sein, um für das bißchen Lebenserleichterung zu kämpfen.

In den ersten Tagen war ich ganz auf Gefängniskost angewiesen. Aber noch war das Festnahmefieber heiß in mir, darum war es mir ganz wurscht, was ich aß. Morgens gab es immer Mehlsuppe mit dicken Klumpen darin, mein Schrecken aus der Kinderzeit, den ich nicht überwinden konnte und mochte. Darum ließ ich diese Suppe Suppe sein und begnügte mich während der ganzen Zeit meines Gefängnisaufenthaltes zum ersten Frühstück immer nur mit einem Stück trockenen Schwarzbrotes und einem Glas Wasser. Um zehn Uhr gab es wieder Schwarzbrot, aber mit Marmelade oder Margarine. Um zwölf Uhr kam das Mittagessen. Mit Ausnahme des Sonntags war es immer ein zusammengekochtes Gericht, nur einmal in der Woche wurde Fleisch mitgekocht, sonst bestand das Essen zumeist aus Erbsen, Karotten, Bohnen, Reis, Graupen, Nudeln. Es war ganz schmackhaft zubereitet, wenigstens nach meiner Meinung. Aber ich bin überhaupt kein anspruchsvoller Esser. Nachmittags gegen drei Uhr bekam ich später auf einen besonderen Antrag Kaffee mit zwei Butterbrötchen, die aus einem Lokal der Nachbarschaft geholt wurden. Das war der einzige Genuß des Tages, auf den ich Wert legte. Abends gab es Pellkartoffeln mit oder ohne Hering oder Brot mit Käse, Suppe oder Haferflocken.

Jede dieser Mahlzeiten meldete sich mit einem großen Krach an. Ein riesiger Blechbehälter wurde von dem Ge-

hilfen, einem besseren Sträfling, von Zelle zu Zelle geschleppt. Dann wurde die Tür aufgerissen. In diesem Augenblick mußte man mit seinem Näpfchen in der Hand dastehen. Der Schließer fuhr mit einem gewaltigen Löffel in die Essensmasse und tat in das Näpfchen die so bemessene Portion. In der Marine nannten wir das einen „Schlag".

Das Essen selbst war keine reine Freude, weil nur der Löffel zu Gebote stand. Nun soll mir aber einer mal vormachen, mit einem Löffel Pellkartoffeln und Hering zu essen. Da blieb nichts weiter übrig, als die Finger zur Hilfe zu nehmen. Und zu all den anderen guten Gerüchen hatte man dann noch den Heringsduft der eigenen Finger.

Ich besprach den Fall mit meinem alten Wachtmeister. „Herr Kamerad," sagte ich, „Sie können es in unserem Kasino doch nicht verantworten, daß man Pellkartoffeln und Heringe mit den Fingern ißt."

„Daran hab'ch noch gar nich ketacht", sagte der wackere ehemalige königliche Leutnant der Westfront zu mir. „Aber was mache mer in dem Fall? Ne Eengabe? Babier is cha geduldich. Schreiben Se nur kleich dreimal uff, Herr Kaptän, mer lassens durch die Büros loofen. Ich kebs kleich an drei Stellen, wenn dann eener dem annern die Eengabe zuschiebt, hat der se schon chehabt und wird fuchtig. Wenn erst eenmal de Schreiber fuchtich wern, treten se sich uff de Hüneroogen gegenseitig und dann geht's Gott vadammich schnell."

Ich bewunderte die Bureaukratenweisheit dieses alten Feldwebels. Als scharfbeobachtender Untergebener hatte der Mann das Herz des Bureaukratismus erkannt. In der Tat zögerte jeder, einen Akt zu erledigen, und schiebt Akt und Verantwortung an eine andere Stelle ab. Sein Rat, die Eingabe gleich an drei Stellen zu richten, war in der Tat gut. Dreifach so schnell, vielleicht sogar in der Quadratur,

wurde auf diese Weise die maßgebende Stelle erreicht und zugleich zweimal erinnert.

Ich tat, wie der Wackere mir geraten, und erhielt das von mir gewünschte Messer und die Gabel wirklich in nicht allzulanger Frist.

Eine jede kleine Lebensverbesserung gibt dem Gefangenen einen neuen Auftrieb. Von der Bedeutung dieser kleinen Angelegenheiten kann sich nur der einen Begriff machen, der monatelang wie ich in einem solchen Loch eingesperrt gewesen ist.

Ein großer Tag war's, als mich der Herr Gefängnisdirektor besuchte. Es war ein älterer Herr, der mich schonungsvoll fragte: „Wie befinden Sie sich in Anbetracht dieses traurigen Ortes? Kann ich Ihnen Erleichterungen verschaffen? Allzuviel zu tun ist mir ja nicht gestattet. Das Mißtrauen des Staatsgerichtshofes bezüglich der politischen Gefangenen ist außerordentlich groß."

Ich empfand die Teilnahme, die in den Fragen lag, merkte aber aus der sorgenvollen Miene und der gedrückten Stimme, daß dem Herrn Gefängnisdirektor durchaus nicht wohl zumute war.

Damals schon hatte ich mir zurechtgelegt, die beste Taktik sei, Vertrauen zu zeigen und dauernd die Hoffnung auszusprechen, daß die Untersuchung sich nicht allzulange hinziehen würde. Ich sagte darum zu dem Gefängnisdirektor: „Ein alter Torpedobootsmann ist an Raumbeschränkung gewöhnt. Und wenn die Geschichte nur ein paar Wochen dauert, dann werde ich's wohl ganz gut überstehen."

„Haben Sie schon daran gedacht, sich auf Zeitungen zu abonnieren?" fragte mich nun mein Besucher. „Sie haben das Recht. Machen Sie davon Gebrauch. Es ist ganz gut, zu wissen, was sich draußen alles abspielt."

Ich griff das Anerbieten sofort auf und sagte, ich würde

ihm sehr dankbar sein, wenn er mir diese Angelegenheit in die Wege leitete.

„Machen Sie nur eine Eingabe", riet er mir. Ich mußte an meinen Korridorwachtmeister denken und beschloß, dem Rate noch am selben Tage zu folgen.

Der Gefängnisdirektor verabschiedete sich von mir freundlich. Nach ihm kamen nun langsam alle Inspektoren der Anstalt. Ich hatte das Gefühl, daß ich im Kreise dieser Leute und ihrer Frauen zur Zeit den Gesprächsstoff bestritt.

Alle diese Herren zeigten eine große Angst vor dem Staatsgerichtshof. Meiner Person gegenüber mußte ihnen die Verantwortlichkeit besonders eingeschärft worden sein. Ich merkte das deutlich genug an der Art und Weise, wie meine Bitten und Eingaben behandelt wurden. Immer wurden von der Gefängnisverwaltung Erlaubnisfragen an Herrn Metz gestellt.

Doch muß ich den Beamten des Gefängnisses das Zeugnis ausstellen, daß sie mit Ausnahme von einigen knallroten Brüdern alle höflich, anständig und entgegenkommend waren.

Die erste wirkliche Hilfe aber wurde mir von meinem lieben Vetter Karl Ehrhardt zuteil, der in Hamburg Kaufmann ist. Er fuhr persönlich nach Leipzig. Er hatte als praktischer Mann sofort daran gedacht, daß auch der Mensch im Gefängnis Geld braucht, und stellte mir nun in großherziger Weise Mittel zur Verfügung. Er nahm sich auch meiner Verpflegung an und verbesserte sie. Trotzdem bin ich im allgemeinen der Gefängniskost treu geblieben, da ein Körper in der erzwungenen Ruhe der Haft natürlich weit weniger Nahrung bedarf.

Mit meinem Vetter konnte ich auch über meine Familie und über mein Geschäft sprechen. Es erwies sich, daß meine Partner in München sich außerordentlich anständig zeigten.

Nach der ersten Woche meines Aufenthaltes konnte ich mich kaum retten vor Futterpaketen, die mir Freunde und Verwandte schickten. Alle wurden sie gründlich untersucht. Jede Wurst war aufgeschnitten und beschnüffelt, ob sich nicht vielleicht eine Säge oder ein Handbeil darin befände, der Käse war mörderisch durchstochen. Alles wurde auf Briefe oder Kassiber untersucht.

Ich muß jedoch gestehen, die ganze Untersuchung war so bureaukratisch geführt, daß trotzdem es sehr wohl möglich gewesen wäre, mit Hilfe dieser Sendungen einen Verkehr mit der Außenwelt herzustellen.

Die meisten Pakete ließ ich gleich an meine Familie weitergehen. Ich hätte zwanzig Magen haben müssen, um das zu bewältigen, was mir zufloß. Diese Freundes- und Liebesgaben haben mir darum vielleicht doppelte Freude gemacht, weil sie das Leben der mir Lieben verbessern halfen.

Durch die Geldmittel meines Vetters war ich instand gesetzt, mir eine große Anzahl von Zeitungen zu halten. Das war Futter für meine politischen Instinkte. Vor allem las ich alle Leipziger Zeitungen. Besonders auch den „Vorwärts", die „Deutsche Allgemeine" und die „Münchener Neuesten Nachrichten". Nobel war die Redaktion des „Miesbacher Anzeigers". Immer ging er mir unentgeltlich zu, und es machte mir eine besondere Freude, das rustikalfrische offene und ehrliche Kampforgan der bayerischen Oberländer im Gefängnis herumwandern zu lassen.

Eine besondere Fürsorge entwickelte für mich mein lieber ehemaliger Kamerad, der Kapitän von Hase, der in Leipzig an einem Verlag beteiligt ist. Er richtete eine Zentralstelle für alle an mich eingehenden Sendungen ein. Diese Stelle erledigte für mich Post und Anfragen. Jede Woche besuchte er mich einmal und setzte mich von allem in Kenntnis. Aber fast noch segensreicher war es für mich, daß er mir aus seinem Verlag ständig die von mir gewünschten Bücher zur

Verfügung stellte, so daß ich stets mit ausgezeichneter Lektüre versehen war.

Trotz der Zuversicht auf baldige Entlassung, die ich aus Taktik öffentlich zur Schau trug, konnte ich mir schon nach einer Woche einen Vers darauf machen, daß die Haft nicht in Kürze abgetan sein würde. Viele kleine Einzelheiten deuteten darauf hin. So zum Beispiel die Aufforderung der Gefängnisverwaltung, mich am Tütenkleben zu beteiligen. Ich lehnte ab; aber mir war es interessant, daß die armen Sträflinge, die durch ihre an sich schlecht bezahlte Arbeit immerhin die Möglichkeit haben sollten, sich einen Notgroschen zu verdienen, durch die Inflationspolitik des Staates auch um diesen kargen Anteil am Leben betrogen wurden. Wo bleibt da die Gerechtigkeit? kann der Verbrecher den Staat mit Recht fragen. Darum sagte ich mir: Dein Lebensrückgrat muß eine große Arbeit bilden. Eine Arbeit, die jedem Tage Inhalt gibt und dir dadurch Stärkung verleiht, daß sie dir fürs ganze Leben nützt. Nach reiflicher Überlegung ließ ich mir von Hause Graetzens umfangreiches Werk über Elektrizität kommen. Ich habe es im Laufe der acht Monate fast ganz durchgearbeitet.

Neunzehntes Kapitel

Motto:

Freiheit, die ich meine, die mein Herz erfüllt!

Meine Vernehmung. — Metz wiegt mich betreffs der Prinzessin in falsche Sicherheit. — Ich erkenne langsam, was es heißt, vor einem „politischen" Gerichtshof zu stehen. — Herr Ebermayer. — Die Zusammensetzung des Gerichtshofes. — Meine Frau besucht mich. — Wie sie von dem Präsidenten Schmidt behandelt wurde. — Worauf der Staatsgerichtspräsident Wert legte. — Ich werde krank, ich leide am Schwindel, ich breche mir einen Finger, ich werde nicht ins Krankenhaus übergeführt. — Herr Professor Kockel. — Aus der Lektüre der Zeitung ersehe

ich, was bestimmend für einen politischen Prozeß ist. — Um mich einer Urteilswillkür zu entziehen, fasse ich den festen Entschluß, mich zu befreien.

Der Tag meiner ersten Vernehmung kam heran. Ich war erstaunt, als sich die Tür öffnete und Herr Reichsgerichtsrat Metz in eigener Person mich mit zwei Kriminalkommissaren abholte. Es sollte damit der Gefängnisverwaltung klar gemacht werden, welchen Wert der Staatsgerichtshof auf meine Person legte. Dem Staatsgerichtshof selbst wollte Metz beweisen, wie eifrig er darauf bedacht sei, keine Vorsichtsmaßregel mir gegenüber zu versäumen. Unser Weg ging durch einen der Gefängniskorridore zu einem überdachten Gang, der direkt mit dem Gefängnis verbunden war, so daß ein Weg über die Straße vermieden werden konnte.

Die Vernehmung selbst bestand in dem Frage- und Antwortspiel, aus dem jede Vernehmung besteht. Alle Fragen betrafen den Kapp-Putsch. Herr Metz war von derselben unsympathischen Höflichkeit wie zuvor. Nachdem er mich ein bis zwei Stunden vernommen hatte, ermunterte er mich mit der liebenswürdigen Frage: „Sie haben doch noch Zeit?"

Ein Gefangener, der den ganzen Tag in seiner Zelle sitzt und dessen Hauptarbeit darin beruht, sich nicht durch leere Stunden erschöpfen zu lassen, muß eine solche Frage als schadenfrohe Verhöhnung empfinden.

Ich hielt vor allem an meiner Taktik fest, Herrn Metz meinen Glauben an die Gerechtigkeit der Richter zum Ausdruck zu bringen.

Am Schlusse meines Verhörs bat ich um Auskunft über das Schicksal der Prinzessin, das mich mehr bedrückte als die eigene Lage. „Wird noch eine Anklage gegen sie besonders erhoben?" fragte ich.

Metz erklärte: „Machen Sie sich keine Sorgen. Die Dame wird auf jeden Fall freigesprochen. Es ist möglich, daß sie

in Leipzig überhaupt nicht zu erscheinen braucht. Ihr Fall fällt eigentlich nicht unter die Gerichtsbarkeit des Staatsgerichtshofes. Allerhöchstens kann wegen Begünstigung eine Geldstrafe für sie herauskommen."

Mit diesen und ähnlichen Worten hat Metz mir und auch dem Verteidiger der Prinzessin Beruhigung eingeflößt. Er hat so geschickt verhindert, daß sich die Prinzessin durch eine Reise oder durch ein Krankheitsattest gegen eine Vernehmung sicherte. Mir selbst gegenüber äußerte er in dieser und in späteren Vernehmungen freiwillig und ohne Not: „Herr Kapitän, beunruhigen Sie sich nicht, wenn sich die Untersuchung auch etwas länger hinzieht. Diese Zeit wird Ihnen auf Ihre Strafe angerechnet, die eventuell in Frage kommt. Jedenfalls werden Sie bald ganz frei sein."

Bei meiner zweiten Vernehmung kam ich wieder auf die Prinzessin zu sprechen. Metz sagte mir: „Wie ich zu der Prinzessin stehe, ersehen Sie doch daraus, daß ich sie nicht verhaftet habe. Das ist mir sogar von sehr beachtlicher Seite zum Vorwurf gemacht worden."

Damals nahm ich die Äußerung auch in bezug auf die „beachtliche" Seite sehr ernst. Aber mein genaues Zeitungsstudium zeigte mir sehr bald, daß die „beachtliche" Seite für den Staatsgerichtshof das Urteil des „Vorwärts" war. Der erteilte den Herren ihre Fleißnoten, und für den Beobachter ergaben sich dabei die ergötzlichsten Quiproquos.

Die linksgerichteten Zeitungen drückten auf eine Revision des Erzberger-Prozesses. Einer der Verteidiger hatte gesagt, mit Rücksicht auf die öffentliche Meinung möge man diese Materie ruhen lassen. Diese Bemerkung wurde aufgegriffen vom „Vorwärts" und mit der Verdrehung in die Welt hinausposaunt, das habe der Herr Oberreichsanwalt gesagt. Das müsse gerügt werden in einem demokratischen Staatswesen, für das die öffentliche Meinung das Höchste sei. Nach einigen Tagen ließ Herr Ebermayer ein groß-

artiges Dementi des Inhalts erscheinen, daß die öffentliche Meinung beim Staatsgerichtshof keine Rolle spiele. Damals verfolgte ich in den Zeitungen eine Reihe politischer Prozesse aus persönlichem Interesse. Ich wollte mich in diese Luft einleben, wollte hernach nicht ohne Kenntnis der herrschenden Formen wie ein kleines Kind dastehen.

Da las ich nun Urteile in den verschiedenen Prozessen gegen Männer von rechts. Immer mehr schwand mein Vertrauen in die Gerechtigkeit des Staatsgerichtshofes.

Ich konnte mir nun ein genaues Bild von dem juristischen Walten des Herrn Ebermayer machen und war mir klar, daß ich mit meiner Gesinnung auf wenig Sympathien bei ihm stoßen würde. Ich hatte den Eindruck, daß Herr Ebermayer die größere Gefährdung des Staates auf seiten der Rechten sah, als auf seiten der Kommunisten. Das ist sogar in gewissem Sinne, wenn man objektiv sein will, entschuldbar. Auf jedes Vergehen kann der Richter Gesetze anwenden, die aus der Praxis der Jahrhunderte herangewachsen sind. Im Augenblick aber, wo über politische Vergehen geurteilt wird, ist jeder bestehende Staat zugleich Ankläger und Richter. Ist der Staat nun ein Gefüge von alter Überlieferung, so hat die Anwendung des Gerichtes über Hochverrat eine gewisse Folgerichtigkeit. In einem demokratischen Staatswesen aber wechseln die Anschauungen und Meinungen mit der Herrschaft der Partei. Und dieselben Personen, ich nenne nur Liebknecht und Rosa Luxemburg, die dem einen als Heilige erscheinen, gelten dem anderen als Zerstörer. Wie soll sich nun ein Richter den politischen Strömungen des Tages entziehen können, wenn er Urteile abzugeben hat in einem Staatswesen wie dem deutschen, in dem die herrschenden politischen Meinungen seit dem Jahre 1919 so oft und so stark gewechselt haben.

Meines Erachtens nach ist ein derartiger Ausnahmegerichtshof auf die Dauer für das Volk nicht erträglich. Wer

das Recht überschreitet, soll verurteilt werden. Der bestehende Staat hat das Selbsterhaltungsrecht, sich zu wehren, aber das, was heute alles an dem Flaschenzug des Hochverrats aufgezogen wird, sollte besser von einer Militär- oder Polizeibehörde behandelt werden.

Wer die Zusammensetzung des Staatsgerichtshofes kennt, ersieht aus den Persönlichkeiten sofort, daß er vor allen Dingen einen Selbstschutz des Parlaments darstellt. Da ist in erster Linie Herr Fehrenbach, der Mann der Männergesangvereine, dessen Tränendrüsen in Spaa zur Unwürde des Deutschen Reiches überquollen. Daß neben der Sanftmut am sicheren Orte ihm auch Temperament nicht versagt ist, hat er bewiesen. So brüllte er als Beisitzer des Gerichtshofes während der Urteilsverkündung im Rathenau-Prozeß wie ein Besessener: „Tod! Tod! Tod!" Wer ihn ansieht, wird erinnert an einen Seehund, der gerade aufgetaucht ist — aber immerhin, er ist der Besten einer.

Von den Gerichtsangestellten selbst gewann ich bestimmte persönliche Eindrücke durch meinen Verkehr mit ihnen. Mein Verteidiger leitete Beschwerde wegen Verschleppung des Prozesses ein. Sie wurde auf das Schuldkonto des Herrn Dr. Metz gebucht. Aber er war unschuldig in diesem Falle und darum mit vollem Recht erbost. Zur Entschuldigung sagte er mir: „Ach Gott, Ebermayer, das ist eben ein alter Mann, und er ist vollkommen in den Händen der Herren Neumann und Feissenberger."

Später kamen Rückfragen an den Herrn Untersuchungsrichter von dem Nachfolger Radbruchs, dem Justizminister Heinze. Herr Metz bezeichnete ihn als einen außerordentlichen Waschlappen. Das ist natürlich nicht mein Urteil, da ich den Herrn persönlich nicht kenne.

Also der Korpsgeist unter diesen Kollegen war jedenfalls nicht groß. Das konnte mein Gefühl für die Würde dieses

Gerichtes nicht erhöhen. Schlimmer aber war es, wenn ich den Urteilstenor über Leute las, die rechts gerichtet waren, und die Strafen, die verhängt wurden. Eine der ersten Aufgaben eines neuen Reichstages muß es sein, diesen Augiasstall des Revolutionstribunals in Leipzig ganz zu schließen.

Im Januar 1923 besuchte mich meine Frau. Ich durfte sie allein sprechen. Es ist viel Wesens gemacht worden von dieser Vergünstigung, aber was war da weiter bei? Meine Zelle stand unter Aufsicht. Außerdem war ich Untersuchungsgefangener und kein Verbrecher.

Wir sprachen viel über die Amnestie, unter die mein Fall eigentlich gehörte. Denn, wie ich immer wieder gegen das in meiner Abwesenheit gegen mich gefällte Urteil betont: ich war kein Führer des Kapp-Putsches. Ich habe von den Unterführern vielleicht am meisten geleistet, aber gerade diese Leistung hat den Kapp-Putsch unblutig gestaltet.

In diesem Glauben an meine sichere Amnestie wollte meine Frau durchaus den Staatsgerichtspräsidenten Schmidt aufsuchen. Ich riet ihr dringend ab, denn ich weiß aus Erfahrung: solche Besuche sind im Endergebnis immer für beide Teile unerquicklich. Aber sie ließ sich nicht abhalten.

Am nächsten Tage kam sie wieder zu mir. Sie war in heller Empörung, denn der Präsident hatte sie unfreundlich behandelt. Als meine Frau in der Erregung zu weinen begann, hatte er gesagt: „Das nützt Ihnen gar nichts, gnädige Frau, wenn Sie jetzt auch versuchen, eine Träne zu zerdrücken. Damit beeinflussen Sie uns nicht."

Ich bekam eine solche Stinkwut, daß ich noch am selben Tage an Freunde und Kameraden schrieb, was unsereiner von diesen Brüdern zu erwarten hätte, die es fertig brächten, eine Frau, die ihren gefangenen Mann besucht, in einer derartigen Weise abfahren zu lassen.

Es standen alle meine Briefe unter Zensur, und im allgemeinen verfuhr der brave Mann, der meine Briefe zu verarzten hatte, ganz säuberlich mit ihnen. Aber diese Briefe legte er dem Senatspräsidenten vor. Der kam zu mir, warf mir den Ton dieser Briefe vor und verwies mir meine ganze Art der Darstellung.

„Ich muß das abstreiten, was Ihre Frau sagt. Ich kann es nur entschuldigen durch die hohe Erregung, in der sie sich befand. Ich selbst war fast zu Tränen gerührt aus Mitleid mit Ihrer Frau. Und im übrigen begreife ich nicht, Herr Kapitän, wie können Sie von mir schreiben „der Schmidt"? Ich bin für Sie und jeden anderen der Senatspräsident Schmidt!"

Später, nach meiner Befreiung, habe ich mit meiner Frau den Vorfall noch einmal besprochen. Sie hielt an jedem Worte ihrer Erzählung fest. Und ich habe durchaus keine Veranlassung, bei meiner Frau eine weibliche Überempfindlichkeit anzunehmen. Schmidt hat auch als Senatspräsident im Hohenlohe-Prozeß öffentlich gezeigt, daß er wohl imstande ist, mit einer Dame in der Art umzuspringen, wie meine Frau es geschildert hat. Ich erinnere nur an den wenig geschmackvollen Eingang seiner Rede, die der Presse nachher die Gelegenheit gegeben hat, die Prinzessin als eine „kleine Maus" zu bezeichnen.

Diese Erfahrungen mit meinen Richtern aber verbrauchten sehr viele seelische Kraft. Der Zorn, der nicht zum Ausbruch gelangen kann, vernichtet viel im Menschen. Dabei mußte ich mir immer wieder sagen: nur Ruhe, Gleichgewicht und immer wieder die Maske des Vertrauens auf das zuckende Gesicht gestülpt! Nur das schafft dir die Möglichkeit, im Notfall auf eigene Faust handeln zu können.

Wie oft stand ich zähneknirschend vor mir selbst und herrschte mich an: Werde nicht schlapp! Gib diesen Leuten

nicht das Bild eines Mannes, der lediglich infolge einer paarmonatigen Haft seine Nerven verliert.

Nur mit Hilfe von Schlafmitteln vermochte ich nachts noch ein wenig zu dämmern. Tagsüber konnte ich kaum stehen, so matt war ich. Mehr denn je quälte mich die übermäßige Heizung. Ich konnte mich nicht mehr zusammenreißen, um im Graetz weiterzuarbeiten. Ernsthafte Lektüre jeder Art ermüdete mich sofort. Damals las ich sämtliche Sherlock-Holmes-Bände, sie waren für meine geschwächte körperliche und geistige Konstitution das richtige. Die Handlung, die in diesen Büchern geschildert wird, war mir in meiner augenblicklichen Schlappheit sympathisch.

Eines Abends, als ich wieder einmal aufstand, um mich der ekligen Heizung etwas zu entziehen, befiel mich ein Schwindel, und ich stürzte so unglücklich nieder, daß ich den dritten Finger der rechten Hand brach. Er stand einfach rückwärts. Nach einer Ohnmacht kam ich wieder zu mir, und ich verbrachte eine Nacht, an die ich immer denken werde, bis endlich am Morgen ein Arzt kam, der mir den Notverband abnahm und den Finger einrenkte und schiente.

Diesen Vorfall benutzte ich, um bei dem Arzte Vorstellungen zu machen, mein Zustand dulde einen längeren Aufenthalt im Gefängnis nicht mehr. Aber meine Anträge waren erfolglos. Sollte es Angst vor dem Urteile des „Vorwärts" gewesen sein, daß keiner dieser Leute wagte, ein Urteil dahingehend abzugeben, der Kapitän Ehrhardt gehöre ins Krankenhaus? Hätte aber ein kommunistischer Arzt einen kommunistischen Gefangenen vor sich gehabt, so wäre das ganz bestimmt anders gewesen. Abgesehen aber von diesen Herren: allzu oft bin ich bei den Bürgern auf die schlimmste Eigenschaft eines Menschen gestoßen, auf die Gesinnungsfeigheit.

Der Mann, der sich am meisten gegen meine Überführung ins Krankenhaus stemmte, war der Professor Kockel. Ihm

gegenüber beklagte ich mich einmal wegen meines Rheumatismus, der sich bei der ungesunden Lebensweise im Gefängnis im Winter höchst unangenehm bemerkbar machte.

Der Herr Professor gab keine sachliche Antwort. Er rief nur höhnisch: „Bilden Sie sich man bloß nicht ein, daß Sie deswegen entlassen werden.“

Ein Blitzlicht auf meine Richter warf für mich eine Forderung des „Vorwärts“. Irgendein nationaler Prozeß sollte vor einem Landgericht geführt werden. Der „Vorwärts“ äußerte sich: „Wir verlangen, daß dieser Prozeß vor den Staatsgerichtshof kommt, denn nur beim Oberreichsanwalt Ebermayer wissen wir die Sache in guten Händen.

An dem Tage, als ich dieses las, ward aus dem Spiel mit dem Gedanken: Du mußt dich befreien, ein Ernst auf Leben und Tod.

Zwanzigstes Kapitel

Motto:

Ich hatt' einen Kameraden, einen bessern find'st du nit!

Ich bin mir sicher, daß meine Leute mir helfen, aber ich muß Wesentliches von mir aus tun. — Der Mann im Hof. — Der Bolzen des Luftgewehres. — Was mir das eiserne Tor im Gefangenenhof erzählte. — Ein aufdringlicher Kollege. — Die Arbeit meiner Männer. — Der Plan zum Überfall auf die Ronde. — Ich exerziere schnelles Kleideranziehen. — Die Enttäuschungen. — Andere Pläne. — Wie ein heißes Bad mir zur Rettung werden konnte.

Wunsch und Willen zwingen das Leben in neue Gestalt. Um aus dem Kerkerloch hinauszukommen, brauchte ich Hilfe von außen. Um sicher zu sein, durften möglichst wenig

18*

Menschen davon wissen. Vor allem nicht mein Verteidiger, denn der sollte auf Beschleunigung des Prozesses dringen, sollte für mich handeln, als dächte ich nicht daran, mir Armfreiheit zu beschaffen. Alle Anordnungen für den Prozeß mußten den Bettschirm bilden, hinter dem mein Vorsatz verschwand.

Ich wußte genau: Die tapferen Burschen, die mir unbedingt ergeben waren, würden den Weg zu mir finden. Ich brauchte nur brieflich hinauszugeben, was den Tatsachen entsprach: Ich sei krank; wenn die Haft weiterdauere, käme ich auf den Hund. Und ich war sicher, ein Weg zu mir würde sich finden.

Ich rechnete bestimmt damit, daß meine Leute von außen versuchen würden, Verbindung mit mir herzustellen. In meiner Phantasie suchte ich alle Möglichkeiten mir auszumalen. Wenn ich so die Stunden nichtstuend in meiner Zelle die fünfeinhalb Meter auf und ab pendelte, war meine Aufmerksamkeit immer darauf eingestellt und vorbereitet, irgend ein Lebenszeichen zu empfangen.

Da geschah es eines Abends, daß ein Gegenstand gegen mein Fenster schwirrte. Sofort kletterte ich auf meinen Hocker hinauf und ließ den Rahmen herunter. Das war an und für sich verboten, aber die Heizkörper hatten mich manchmal gezwungen, abends und nachts dieses Verbot zu übertreten.

Im äußeren Hof, an einer Ecke des großen gegenüberliegenden Gebäudes sah ich einen Mann hocken, den ich nicht deutlich erkannte. Mit verhaltener Stimme rief er mir zu: „Achtung!“ Ich sah in seiner Hand eine Schußwaffe und kombinierte sofort, daß mir etwas ins Fenster geschossen werden sollte. Ich zog den Kopf ein, gleich darauf zischte der Bolzen einer Luftpistole in die Zelle. Sofort machte ich das Fenster wieder zu, suchte den Bolzen, nahm ihn auf und fand, daß er in sehr geschickter Weise mit einem feinen Papierstreifen umwickelt war.

Auf dem Papier stand geschrieben: „Wir haben genau beobachtet. Bei Spaziergang wird durch rundes Loch in etwa ein Meter Höhe Nachricht gegeben.“

Jeden Tag fand der Spaziergang der Gefangenen auf dem Hofe statt. Ich selbst nahm an dem Rundgang nicht teil, sondern mußte, der besseren Beaufsichtigung halber, einen Längsweg machen an einer Wand, in der sich ein großes eisernes Tor befand. Das runde Loch, das offenbar durch das Herausfallen eines Bolzens entstanden war, blieb von mir nicht unbemerkt. Ich hatte gesehen, wie es sich aufhellte und verdunkelte.

Mein Alleingehen auf dem Hof war vom Dr. Metz als eine Vexativmaßregel gedacht. Sie sollte verhindern, daß ich mit den anderen Gefangenen in Berührung kam. In Wirklichkeit war es eine Wohltat für mich, nicht in engsten Stinkkreise herumzulaufen. Auch konnte ich schneller gehen und dadurch den Körper besser auffrischen. Jetzt nun zeigte sich, daß diese Verschärfung meines Spazierganges mir die Verbindung nach außen ermöglichen konnte. In der Tat hat mir Dr. Metz den wichtigsten Dienst für meine spätere Befreiung selbst geleistet.

Aber meine Befreiung hat zwei Seiten: das, was von mir aus geschehen konnte, war vor allem genaue Beobachtung und stetige Spannung für den Augenblick des Entschlusses. Von außen mußten alle Möglichkeiten geschaffen werden. Es ging das Ganze nicht so schnell, wie sich's die Leute nachher vorgestellt haben.

Jedenfalls mein Vetter, meine Frau und der Gefängnisgeistliche haben bei dieser Handlung keine Rolle gespielt und durften sie nicht spielen.

Ich kann sagen, am nächsten Tage ging ich zu dem Spaziergang mit einem gewissen Herzklopfen. Denn ich wußte: von deinen Getreuen hat sich der eine oder andere in Gefahr

begeben. Nichts ist für den Führer peinlicher, als wenn er keine genaue Einsicht in die Lage seiner Leute hat.

Ich begann meinen Spaziergang und wollte erst einmal scharf beobachten.

Allein, einer der Sträflinge war lahm und ein Neuankömmling. Er redete mich an, als ich an die Ecke zum Gebäude kam: „Gudden Dach, gudden Dach, Herr Gollega! Was hast denn gedreht?"

Ich war gegen den Mann aufs äußerste erbittert. Denn das Sprechen auf dem Gefängnishof wird laut Vorschrift schwer geahndet, und gerade jetzt durfte ich nicht irgendwie hereinfallen. Aber der Kerl gab keine Ruhe; als ich wieder hinkam, rief er: „Nu blase doch ooch etwas, was biste denn?"

Als ich das nächste Mal in seine Ecke kam, schaute ich ihn scharf an und sagte: „Bin dreifacher Raubmörder!" Da kriegte er einen heilsamen Schreck und ließ die blöde Fragerei.

Endlich konnte ich am Tor haltmachen, ich tat so, als wäre mir der Stiefel aufgegangen, bückte mich, um den Schnürsenkel anzuziehen, nahm dabei die durchs Loch gesteckte Nachricht in Empfang und verbarg sie in der Tasche.

In der Zelle las ich dann den Zettel: „Ständig auf Loch und Spalt unten im Tor achten. Eigene Nachrichten unten durch den Spalt schieben. Sie werden jeweils nachts abgeholt und unten hingelegt. In dringenden Fällen wird während des Spaziergangs eine Nachricht durchgeschoben, durchgeflüstert."

Es war der erste Lichtblick im Grau dieser Tage. Ich hatte nun eine Nachrichtenübermittlung, die einwandfrei arbeitete. Alle meine Lebensgeister erwachten in mir. Eine neue Lebensquelle öffnete sich. Es war die Treue der Männer

draußen, die mich vor der Gefängnisverdumpfung bewahrte. Ich sah die Tat vor mir.

Bei meinem nächsten Spaziergange gelangte auf diesem Wege durch das Loch des Tores ein Chiffreschlüssel an mich. Man traf Vorsorge, daß, wenn ein Brief von mir gefunden würde, nicht gleich alles daraus ersehen werden konnte.

Von nun ab wurden auch draußen stets Papiere benutzt, die in der Farbe dem grau angestrichenen Tore glichen. Ich selbst ließ mir, was weiter nicht auffiel, durch die Gefängnisverwaltung graues Überseepapier besorgen und schrieb auch alle meine anderen Briefe darauf.

Verblüffend war für mich, wie mir jede neue Nachricht bewies, daß meine Leute täglich in der Erkundung des Gefängnisses weiter vordrangen. Tatsächlich waren einzelne nächtlicherweile ins Gefängnis gelangt, hatten sich alles, jede Tür, jede Treppe, jede Biegung genau aufskizziert, kein Winkel war ihnen unbekannt geblieben. Sie hatten Abdrücke von den Schlüssellöchern gemacht, eines Tages fand ich sogar einen Probeschlüssel für meine Zelle vor. Aber die Schlosserei hatte nicht richtig geklappt, der Schlüssel schloß nicht.

Wochen waren vergangen, als eines Tages die Nachricht kam: „Heute nacht und morgen nacht bereit sein. Ronde wird überfallen. Schlüssel abgenommen. Wachen Gefängnis überwältigt. Sie rausgeholt."

Aus einer großen Reihe schlafloser Nächte war mir genau bekannt, wann die Ronden kamen und gingen. Es konnte sich für das Unternehmen nur um eine Ronde handeln, die ging, wenn alles schlief. Das war die Ronde um 12 Uhr nachts oder die andere zwischen zwei bis vier Uhr morgens. Die Ronden bestanden immer aus zwei Mann. Sie klapperten das ganze Gefängnis ab, betraten dann auch den Ge-

fängnishof, um nachzusehen, ob alle Zellenfenster in Ordnung waren.

Ich überlegte mir meinen Teil bei der Unternehmung genau. Angezogen durfte ich nicht im Bette liegen. Wurde irgendeines Umstandes halber Verdacht geschöpft, mußte sofort eine allgemeine Zellenuntersuchung stattfinden. Hätte mich der Aufsichtsbeamte in Kleidern vorgefunden, hätte er sofort gewußt, daß ich mit im Spiele war.

Es blieb mir also nichts anderes übrig: ich mußte mich im schnellsten Anziehen üben. Und mir alles peinlich so genau zurechtlegen, daß jeder Handgriff von Nutzen war.

Ich dachte das ganz genau durch und schichtete dann meine Sachen so übereinander, daß das, was zuerst beim Anziehen kommen mußte, zu oberst lag. Ich probierte es mehrfach aus, um alles genau in den Griff zu bekommen, und legte mich dann abends getrost nieder und wartete.

Etwa um zwölf Uhr knarrte die Tür nach dem Hofe. Ich hörte die Schritte der Ronde. Ein solches Herzklopfen habe ich nur noch einmal in meinem Leben gehabt — das war nach der Indienfahrt als Bube, als mein Vater ans Bett trat und ich so tat, als ob ich schliefe.

Ganz dumpf bis in die Ohren hinauf spürte ich den eigenen Herzschlag. Dabei mußte ich muckmäuschenstill im Bette liegen und genau aufmerken auf das, was unten geschah. Aber die Ronde kam und ging, nichts rührte sich.

Zwei Uhr kam heran. Ich stand auf, stieg auf den Hocker, horchte in den Hof hinein, legte mich wieder nieder. Ich hörte, wie die Ronde durch die Gänge schritt; Türen fielen ins Schloß: jetzt waren sie auf dem Hof. Sprungbereit saß ich auf dem Bett. Aber die Schritte schurrten, eine Tür schloß sich, ich hörte das unerbittliche Ticken meiner Taschenuhr.

Unruhig schlief ich ein. Jede halbe Stunde war ich wieder

wach. Am nächsten Tage stand ich auf mit schwerem Kopf und erloschenen Gliedern.

Eine richtige, alte hysterische Jungfer bist du geworden, schnauzte ich mich an. Wie oft bist du mit dem Torpedoboot blind vorgestoßen, und wenn's nichts war, dann trankst du halt einen Schnaps.

Ja, und der gerade fehlte. Und ebenso der frische Wind, in dem sich die Ohren besser steifhalten lassen als in dem Mief der Gefängniszelle. Na, die folgende Nacht kann und wird es bringen, dachte ich. Im übrigen war Sonntag, und der zeichnete sich dadurch aus, daß wir keinen Spaziergang machten. Darum war auch keine Verständigung mit meinen Leuten möglich.

Das Traurige bei den Tagen der Erwartung ist, daß die Minuten sich viel langsamer abhaspeln als in den Zeiten, wo der Mensch sich nicht mit Warten entnervt. Der Sekundenzeiger scheint zu kleben. Boshaft langsam tickt die Uhr.

Die übliche Mehlsuppe kam, die ich noch immer nicht aß; vierundzwanzig Stunden schien es zu dauern, bis sich das Schwarzbrot mit der treuen Margarine einstellte. Weitere vierundzwanzig Stunden dauerte es bis zu dem sonntäglichen Fleisch. Eine Ewigkeit, bis der Kaffee mit den Buttersemmeln kam. Jedoch schmeckten mir die Hamburger Zigarren meines Vetters.

Die Übermüdung machte sich bemerkbar. Mit dem Rauchen kam die „Maski"-Stimmung und dann endlich der gescheite Einfall: Mit klappernden Nerven kannst du die Sache nicht durchstehen. Bis zum Abendessen streckst du dich aus. Natürlich schlief ich nicht, die Erwartung bis um zwölf Uhr nachts lag mir wie eine Schlinge um den Hals und würgte.

Es schlug zwölf Uhr. Ich hatte mich dicht in die Decken

eingewickelt und lauschte gespannt. Ich glaubte einen Schrei aus dem Hofe heraus zu hören, der plötzlich erstickte. Und nun hämmerte mein Herz: jetzt kommen sie, jetzt müssen sie im oberen Gange sein, jetzt müssen sie an deine Tür kommen. Ich richtete mich auf und griff nach dem Unterbeinkleid. Allein kein Schritt ward hörbar, kein Klopfen, kein Flüstern am Schlüsselloch, die Nacht hockte mit breiten Pratzen auf meinem Bett.

Mein Herzklopfen ließ nach. Wenn nicht jetzt, dann um zwei. Ich lag im Fieber und begann zu zählen. Immer von eins bis tausend. Sechzig ist eine Minute, dreitausendsechshundert sind eine Stunde, aber natürlich galoppierten mir die Zahlen schneller durch den Kopf, als der zähe Sekundenzeiger sein Pensum tickte.

Zwei Uhr. Die Ronde trottete durch die Gänge, schurrte über den Hof: nichts erfolgte. Totenstille war um mich her. Meine Hände und meine Füße begannen abzusterben. Alles Blut drängte sich zum Herzen, eine Faust lag an der Schlagader der Gurgel. Würgend.

Ich richtete mich in meinem Bette auf, ich griff mir an den Hals. In diesem Augenblick wünschte ich mir einen Gegner, mit dem ich Leib an Leib auf Leben und Tod kämpfen könnte, um meine Verzweiflung auszuringen. Aber ich empfand nur die Ohnmacht, im Gefängnis zu sein, im Käfig, als eine arme Bestie, die die hämische Justiz bändigen und zähmen will.

Montagmorgen kam heran. Ich kann sagen: meine Knie waren taub, als ich zum Spaziergang auf den Hof hinabgeführt wurde. Mein Mund war trocken, als ich meinen Weg aufnahm, der mich am Eisenplattentor vorbeiführte. Keine Stiefelspitzen sah ich am Spalt unter der Tür, nichts bewegte sich hinter dem Loch.

Da sagte ich mir: Alles ist verloren. Irgendwie sind deine

Freunde der wachthabenden Meute in die Klauen gefallen, vielleicht schon heut nachmittag wirst du ihnen gegenübergestellt.

Tatsächlich wurde ich auch am Nachmittag zu irgendeinem nichtssagenden Verhör gerufen. Ich hielt es für eine List des Untersuchungsrichters. Ein zweiter Tag brach an. Mittwoch kam. Endlich am Donnerstag sah ich unten im Spalt ein Papier. Ich nahm es auf.

In der Zelle las ich: „Mißlungen. Nicht mutlos werden. Andere Wege werden versucht."

Ein heftiger Briefwechsel setzte ein. Tausend Pläne wurden erwogen. Zum Beispiel die gewaltsame Befreiung bei einer Vernehmung im Landgericht oder Öffnung des Plattentores von außen. Nächtlicherweile hätte vorher das innere Schloß geöffnet werden müssen. Es handelte sich um ein riesiges Hängeschloß und große, eiserne Balkenriegel. Skizzen und Pläne aller übrigen Gebäude wurden gemacht. Jeder Fluchtweg wurde genau skizziert. Auch wurden praktische Versuche unternommen. Einer schlich sich mit Nachschlüsseln ins Gefängnis und versuchte alle Türen, die zu mir führten, zu öffnen. Aber bei der Kürze der Zeit und der Länge des Weges war jeder einfache Versuch unausführbar.

Ich war fieberhaft gespannt. Ich wußte, wie es meinen Männern draußen ums Herz war, ich wußte, daß sie jede Gelegenheit wahrnehmen würden. Einmal brannte ich nachts in lichten Flammen, denn ich hörte von einer der Gefängnismauern einen Haufen Ziegel herabrasseln.

Was sich damals alles zutrug, wird der von draußen besser schildern als ich. Jeder Versuch kostete mich, der ich nicht tatsächlich helfen konnte, der ich nicht einstehen konnte für das Leben meiner braven Jungen, mehr Nervenkraft als die Flottillenangriffe auf die englischen Schlachtkreuzer in der Schlacht am Skagerrak.

Ich war so überangestrengt und gehetzt, so verbrannt durch nächtliche Schlaflosigkeit, daß ich Halluzinationen hatte. Wie es für einen Gefangenen natürlich war, starrte ich immer auf mein Fenster und sah Kreuz und Gitter schwarz und die Milchscheiben weiß. Wenn ich aber meine Augen schloß, sah ich noch stundenlang nachher Fensterkreuze und Gitter weiß und die Scheiben schwarz.

Das beunruhigte mich. Aber zugleich schien es mir die Möglichkeit zu geben, für eine Schnaufpause ins Krankenhaus zu kommen. Ich beklagte mich bei dem untersuchenden ersten Arzt. Angenehm und herzlich sagte er mir: „Das ist eine ganz gewöhnliche Gefängnispsychose, das dauert ein paar Monate, vergeht mit der Zeit."

Da wurde mir eines Tages durch einen Kassiber ein Plan mitgeteilt, der mir große Möglichkeit zu verheißen schien. Auf Anfrage, ob ich nachmittags nochmals durchs Gefängnis käme, hatte ich mitgeteilt, daß ich in Anbetracht der großen sommerlichen Hitze jeden zweiten Tag zwischen vier und fünf badete und bei dieser Gelegenheit auf der anderen Seite des Gebäudes zu meinem Stockwerk hinaufstiege. Auf diese Tatsache bauten die Männer nun ihren letzten Plan. Sie sagten sich: Auf diesem Wege kommt der Kapitän an den Korridoren vorbei, von denen aus die Wege in die Gerichtsgebäude führen. Wenn es uns gelingt, am Tage dorthin vorzudringen, dann — —

Die Abdrücke der fraglichen Schlösser des Gefängnisses waren bereits in langer, harter Arbeit besorgt worden. Und die Schlüssel selbst (ein guter Witz!) in einer staatlichen Werkstätte mit staatlichen Mitteln gefertigt. Was mich nun anlangt: eines Tages fand ich am Spalt des Eisenplattentors im Hof einen Zettel und las in der Zelle „Freitag nachmittag von 2,30 bis 5,30 Ausgang Amtsgericht besetzt, Gittertor an Treppe ist offen." Ich mache mir nun die Lage genau klar. Diese Gittertüre führte erst in den

Zellenrundbau, von da aus waren vermutlich, wie nach der Landgerichtsseite, die ich allein kannte und die auch ursprünglich für die Durchführung dieses Planes vorgesehen war, eine weitere Gittertür und noch verschiedene Holztüren bis zur Außenwelt. Selbst wenn das Gittertor im Treppenhaus zum Rundgang offen war, bedeutete das Hineinhuschen in diesen Gang für mich eine ungeheuere Gefahr.

Beamte waren in den Gängen genug. Einer brauchte mir nur die Nase zuzuwenden, und ich war geklappt. Aber es blieben nur noch zehn Tage bis zum Prozeß. Dann war die Sachlage neu und ganz verändert. Darum sagte ich mir: Alles muß gewagt werden. Die Ruhe kam über mich, das Muß, das Ende zu finden. Ich war entschlossen, das Wagnis auf mich zu nehmen — und dieses Wagnis gelang.

Es gelang dank der unermüdlichen, opferbereiten Arbeit derer von draußen, die durch die Tat gezeigt haben, daß die Treue zu ihrem Führer für sie Lebensziel und -Inhalt ist.

Einundzwanzigstes Kapitel

Motto:

> Und ist der letzte Schuß gekracht, die letzte Schlacht ist vorbei,
> Dann segeln wir unsern morschen Kahn zur Hölle frank und frei.
> Und wenn's dem Teufel nicht gefällt, dann heizen wir selber ein.
> Wir sind die Fürsten dieser Welt und wollen's auch unten sein.
>
> (Aus dem Seeräuberlied.)

Frau erzählt, was die Nachricht von der Verhaftung für eine Wirkung auf die Männer der Organisation ausübte. — Ordnung kommt in das Durcheinander. — Kann eine Amnestie erreicht

werden? — Erkundung der Örtlichkeit. — Die erste Arbeit, die Zelle muß festgestellt werden. — Das Erkundungsproblem wird gelöst. — Ich beobachte meinen Kapitän beim Spaziergang unter den Gefangenen. — Jumbos Arbeit, wie wir die eiserne Tür fanden. — Es gelingt mir, in den Hof zu dringen und Botschaft zu schießen. — Ist es gelungen, ist es nicht gelungen? — Die Mittel gehen aus, ich muß neue besorgen. — Alles mögliche wird erwogen und geplant.

An jenem verhängnisvollen 30. November war ich zufällig in München zusammen mit noch einigen Kameraden, um einige wichtige organisatorische Dinge zu besprechen. Es traf uns wie ein Blitz aus heiterem Himmel, als wir am Abend von Liedig hörten, was sich zugetragen. Wir machten ihm schwere Vorwürfe, daß er uns nicht vorher davon Mitteilung gemacht hatte, denn es wäre uns ein leichtes gewesen, Herrn Metz und seine Hilfsbeamten auszuheben und ihn mal zur Strafe für sein vordringliches Wesen, nämlich dafür, daß er es wage, nach dem Kapitän, unserem Chef, zu fahnden, einen kräftigen Denkzettel zu geben. Doch Liedig hatte den ausdrücklichen Befehl des Chefs, nichts darüber zu sagen noch etwas zu unternehmen. Leicht ist es ihm sicher nicht gefallen, sich an den Befehl seines Führers zu halten. Aber Befehl ist Befehl.

Das Unglück war nun geschehen. Zunächst nahmen wir an, der Chef sei noch in irgendeinem Polizeigewahrsam in München, da wäre es möglich gewesen, einen Handstreich auszuführen, denn in den großen völkischen Versammlungen standen uns die damals noch jungen, aber darum um so fester gefügten und tatbereiten Sturmtrupps zur Verfügung, die damals noch unter Führung eines alten Brigadeoffiziers standen. Immerhin blieben diese jungen Leute in Bereitschaft, während unser Ermittlungsdienst den Aufenthalt des Chefs festzustellen versuchte. Es war schon Mitternacht vorbei, als wir die endgültige Gewißheit erhielten, der Chef sei bereits 7 Uhr 30 Minuten, ohne vorher in Polizeigewahrsam gewesen zu sein, nach Leipzig verschickt worden.

Damit war natürlich die Möglichkeit, in München oder während der Fahrt einen Handstreich zu führen, genommen.

Das Nächstliegende war, möglichst bald in Leipzig selbst eine Unternehmung durchzuführen, und es entsprach unserer ganzen damaligen Unerfahrenheit auf diesem Gebiete, daß wir glaubten, eine solche Sache aus dem Handgelenk schütteln zu können. Der Plan war ungefähr folgender: Ein paar Hundert unserer Besten sollten bewaffnet in der Nähe von Leipzig nach bestimmten Plänen untergebracht werden, um dann zu einem geeigneten Zeitpunkt mit Kraftwagen bis zum Gefängnis vorzustoßen und dieses rücksichtslos zu nehmen. Gewiß: möglich und durchführbar war dieser Plan, aber er hatte, selbst wenn wir wußten, wo der Chef saß, immer noch zwei sehr schwerwiegende Seiten. Die eine nicht zu unterschätzende war die Kostenfrage. Ein solches Unternehmen zu finanzieren, würde nicht sehr leicht gewesen sein. Die zweite, viel wichtigere Frage war: Was dann? Wir waren uns klar darüber, daß die Republik eine derartige Handlung nicht einfach sich gefallen lassen konnte. Es würde mit aller Macht gegen die gesamte schwarzweißrote Bewegung vorgegangen werden. Es hätte eine neue Deutschenverfolgung eingesetzt. Also mußte man, wenn man diesen Plan durchzuführen gewillt war, gleichzeitig entschlossen sein, ihn lediglich als Auftakt zu einem Gegenstoß gegen die Berliner Regierung zu betrachten, und das zu einer Zeit, als der Ruhrkrieg bereits seine drohenden Schatten vorauswarf. Ohne Zweifel hätte man später den Urheber einer solchen Erhebung gegen Berlin nach bekanntem Muster als die Ursache des Franzoseneinmarsches hingestellt. Es wäre gegen den Willen unseres Chefs gewesen, die nationale Bewegung um seiner Person willen einer solchen Gefahr und Belastung auszusetzen. Zunächst galt es einmal, Ordnung zu bringen in die große Zahl seiner Anhänger, damit nicht ernsthafte Unternehmungen zugunsten des Chefs durch

irgendwelche wilden Handlungen gefährdet werden konnten. Mir wurde die ganze Leipziger Angelegenheit anvertraut. Ich bekam vollkommen freie Hand. Unterdessen versuchten andere, unter ihnen der frühere Adjutant des Chefs, Liedig, eine Art legale Lösung herbeizuführen. Man hoffte eben immer noch, gerade mit Rücksicht auf den drohenden Franzoseneinmarsch, daß sich die Regierung ermannen würde, daß sie vor allem dafür Sorge tragen würde, das deutsche Volk möglichst geschlossen, und zwar nicht nur für Tage, sondern für dauernd hinter sich zu bekommen. Noch konnte man nicht übersehen, wie der französische Vormarsch sich gestalten würde. Noch wußte man nicht, wie der Widerstand organisiert würde. Es war daher begreiflich, daß bei amtlichen und halbamtlichen Stellen mit allen Mitteln versucht wurde, eine General-Amnestie für alle politischen Vergehen und eine Einstellung sämtlicher schwebenden politischen Verfahren zu erwirken.

Ich glaube nicht, daß unsere Herren von dem Erfolge ihrer Handlung überzeugt waren, aber sie wollten eben kein Mittel unversucht lassen, der immerhin damals halb nationalen Reichsregierung eine Möglichkeit in die Hand zu geben, durch eine große Geste dem Reich einen Mann nutzbar zu machen, der wirklich nur an die Zukunft seines Volkes dachte, für sie lebte und arbeitete.

Die Folgezeit hat meinem Mißtrauen leider nur zu recht gegeben. Jedenfalls ging ich an die mir selbst gestellte Aufgabe mit gleichem Ernst heran, wie die andern an die ihre.

Ich muß ehrlich gestehen, daß ich mir, als ich mich dieser Aufgabe unterzog, sie wesentlich leichter und einfacher vorgestellt hatte. Sechs Monate sollte es dauern, bis endlich nach einer Reihe von Fehlschlägen für den Chef die Befreiungsstunde schlug. Anfang Januar schienen die Bemühungen Liedigs und anderer zu einem Erfolg zu führen.

Es verlautete ganz bestimmt, daß die Reichsregierung bei Beginn des Franzoseneinmarsches diese allgemeine Amnestie erlassen würde. Sie ist natürlich nie gekommen. Die Leute, die das versprachen und in Aussicht stellten, hielten eben einfach meine Freunde hin, wohl um zu verhüten, daß wir aus eigenem Recht heraus handeln würden. Mir selbst ging es ja zunächst auch so, wie die Berliner Herren es wohl gewünscht hatten, d. h. solange noch ein Fünkchen von Hoffnung war, daß man ernsthaft in Berlin gewillt sei, im Interesse des Chefs einzugreifen, solange unterließ ich jeden ernstlichen Befreiungsversuch, denn wäre er fehlgeschlagen, sofort hätten die Berliner eine willkommene Handhabe gehabt, zu erklären: „Ja, wäre das nicht dazwischengekommen, dann wären wir ja gerne bereit gewesen, etwas zu tun; so tut es uns leid." Obwohl ich mir klar war, daß eine solche Geste lediglich einer der bekannten Akte amtlicher Heuchelei sein würde, wollte ich mich nicht der Gefahr aussetzen, diesen Leuten noch selbst dazu Gelegenheit zu verschaffen.

Am 13. Januar 1923 marschierten die Franzosen ins Ruhrgebiet ein. Keine der von der Regierung halb und halb in Aussicht gestellten Maßnahmen erfolgte. Jetzt begann ich ernsthaft auf die Befreiung hinzuarbeiten. Ich war in der Zwischenzeit nach Leipzig übergesiedelt, wo ich mir ein nettes Dachstübchen gemietet hatte, das groß genug war, um nötigenfalls eine Reihe meiner Helfer beherbergen zu können. Die Fülle der mir von meinen Kameraden und Freunden zugegangenen Pläne zur Befreiung, die immerhin ein erstaunliches Zeugnis für die Leistungsfähigkeit der menschlichen Phantasie ablegte, legte ich zunächst beiseite. Es galt vorerst einmal, den wirklichen Aufenthalt des Chefs eindeutig zu ermitteln. War das geschehen und hatte man sich womöglich gleichzeitig mit den örtlichen Verhältnissen und Gewohnheiten einigermaßen vertraut gemacht, so war

eine der wesentlichsten Voraussetzungen für den Versuch erfüllt.

Gegenüber dem Reichsgericht liegt ein Häuserblock, der zum Teil aus Baulichkeiten älterer Art besteht. Ihnen ist der behördliche Charakter sofort anzusehen. Mit der Stirn zum Reichsgericht steht das Landgerichtsgebäude da. An dies schließt sich in der Beethovenstraße das Gerichtsgefängnis, dann folgt das Amtsgerichtsgebäude am Petersteinweg, vollendet wird der Block durch das Polizeipräsidium an der Wächterstraße. Allerdings bilden diese Gebäude keine gleichmäßig geschlossene Masse. Zwischen dem Polizeipräsidium und den beiden Gerichtsgebäuden befinden sich Hofgärten, die von der Straße aus einzusehen sind. An der linken Seite des Polizeipräsidiums sind Schuppen und Stallungen in diese Höfe eingebaut. Auf der rechten Seite des Polizeipräsidiums hinter einem fast drei Meter hohen Eisengitter liegen ein Hofgarten, dann die Heizungsanlagen für Gericht und Gefängnis und dahinter, getrennt durch eine fünf Meter hohe Mauer, der Innenhof des Gefängnisses. In der Straße des Polizeipräsidiums befinden sich gegenüber von diesem Gitter eine Bezirkswache und die Diensträume der Schutzpolizei sowie eine kleine Kneipe, eine Stehbierhalle. Sie wird von den Polizei- und Kriminalbeamten als Aufenthaltsort bevorzugt.

Ich hatte, während ich von dem in Frage kommenden Block eine Skizze mit Entfernungszahlen machte, an eine Reihe von Bekannten, die Lokalerfahrung besaßen, Anfragen über die Innenverhältnisse und die Zeitgewohnheiten im Untersuchungsgefängnis in Leipzig gestellt.

Alle diese Leute hatten früher eine Zeitlang dort persönlich Aufenthalt nehmen müssen. Ein Zeichen für den allgemeinen Mangel an mechanischer Beobachtungsgabe war das Resultat meiner Anfragen. Nicht zwei Angaben in örtlicher Beziehung stimmten überein. Die ganze Bemühung

war letzten Endes wertlos. Nur meine eigene Beobachtung verschiedener Gefängnisse in Deutschland gab mir Anhaltspunkte. Irgendeine bestimmte Möglichkeit, wie in diesem Falle eine Befreiung einzuleiten und durchzuführen sei, war fürs erste überhaupt nicht zu erkennen.

Eine Zeitlang dachte ich an eine Wiederholung des von Kameraden gemachten Versuchs, die verurteilten U-Boot-Offiziere in Freiheit zu setzen. Nach diesem Plane sollte ein Personenwagen mit Schutzpolizeioffizieren am Gefängnis vorfahren und unter Vorweisung eines Auftrages einer Berliner Behörde die beiden Verhafteten zur Überführung nach Berlin abholen. Dieser Versuch ist damals durch einen überängstlichen älteren Herrn, der von diesem Handstreich außenpolitische Verwicklungen befürchtete, den Behörden verraten und dadurch vereitelt worden.

Da jedoch anzunehmen war, daß die für die Sicherung verantwortlichen Stellen auch an eine Wiederholung dieses Falles dachten, ließ ich ihn wieder fallen.

Daß die Behörde auf besonderer Hut war, ersah ich daraus, daß auf der Straße eine neue Sicherheitswache mit zwei Posten aufgestellt war. Gegen eine gewaltsame Befreiung kleineren Stils durfte also der Staatsgerichtshof sich gedeckt fühlen. Es galt daher, mit List zu arbeiten.

Unter Zuhilfenahme von Stadtplänen und Grundplänen, die in entgegenkommender Weise zum Teil im Landgericht ausgehängt waren, gelang es mir, eine genaue Skizze des ganzen Blocks mit Innenhof, Schuppen usw. anzufertigen. Ihre Richtigkeit prüfte ich persönlich, wo ich es konnte, nach. Nun war es schon eher möglich, Pläne zu fassen. Aber das schwerste, so merkwürdig das klingen mag, war, die persönliche Verbindung mit dem Chef herzustellen. Durch irgendeinen der Beamten Nachrichten hin und her gehen zu lassen, war ausgeschlossen. Das Personal war mit

19*

besonderer Sorgfalt ausgesucht und, wie in Sachsen ja selbstverständlich, sicher stark links gerichtet. Die Gefahr, an einen solchen Mann heranzutreten, war zu groß und hätte vielleicht alles in Frage gestellt.

Irgendwie mußte ich in die Innenhöfe und Gebäude selbst eindringen. Zu meiner Unterstützung ließ ich mir meinen alten Bekannten Jumbo nach Leipzig kommen, dessen turnerische Fähigkeiten ich bei der Auskundschaftung des Innern auszunutzen trachtete. List oder Trick, das galt als ausgemacht. Aber selbst, wenn wir eine Überrumpelung bei einer Vorführung oder Vernehmung durchführen wollten, mußten wir alle Verhältnisse des Ortes und der Zeit im Gebäude spielend beherrschen.

Wie oft saßen wir zu zweit, in dicken Zigarettenqualm gehüllt, bei irgendeinem Schnaps in meinem Dachzimmerchen zusammen und knobelten an dem Plan der Befreiung des Chefs. Es waren viel nutzlose Phantasiegespräche dabei. Aber trotzdem wurde alles kleingekaut. Ich persönlich kam damals zur Überzeugung, eine Befreiung am hellichten Tage würde den ganzen Sicherheitsapparat alarmieren. Nur eine nächtliche Unternehmung erschien mir erfolgreich.

Systematisch gingen wir unter Zuhilfenahme aller Notizen und Nachrichten die mutmaßlichen Lebensgewohnheiten des Chefs im Gefängnis durch. Wir wußten, daß der Kapitän freie Leseerlaubnis bekommen hatte. Rückfolgernd sagte ich mir: Es besteht hohe Wahrscheinlichkeit dafür, daß der Kapitän abends länger Licht zur Verfügung hat als die anderen Gefangenen. Durch Abendpromenaden in der Wächterstraße stellte ich fest, daß in zwei Zellen des Gefängnisses Licht gebrannt wurde: in dem einen Rundbogen und in dem anscheinend auf die Rückseite des Polizeipräsidiums führenden Langbau. Wahrscheinlich war die eine Zelle die gesuchte, die andere war vielleicht von einem Kranken belegt.

Das zweite mußte sich bald ausweisen, denn entweder der Kranke wurde gesund oder als schwerer Fall ins Lazarett übergeführt. Ich hatte in acht Tagen im dritten Stock des Rundbaues mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit das Zellenfenster des Chefs ermittelt.

Nahezu vierzehn Tage Arbeit hatte es bisher gekostet, und eigentlich war noch nichts Bestimmtes erreicht.

Aus meinen eigenen Erfahrungen wußte ich, daß die Gefangenen des Morgens zum Spaziergang auf den Hof geführt wurden. In dieser Zeit wurden ihre Zellen gereinigt.

Von den verschiedensten Orten aus hatten wir versucht, eine Einsicht in den Hof zu erlangen. Endlich gewann ich einen Beobachtungsplatz im zweiten Stock des Landgerichts an einem Ort, den jeder sterbliche Mensch aufzusuchen pflegt.

Durch das Oberlicht konnte ich hinausspähen auf den Hof. Es war am 15. Januar, als ich zum erstenmal zwischen acht und neun Uhr sah, wie der Hof sich mit den Verbrechergestalten füllte. Endlich trat der Chef heraus. Eine sinnlose Wut erfaßte mich damals gegen die Leute, die ihn überlistet hatten.

Aber ich fraß meinen Grimm in mich hinein und beobachtete genau. Mit der einen Gruppe von Gefangenen war der Chef gekommen, mit der zweiten setzte er seinen Spaziergang fort. Während meiner Beobachtung hörte ich aus dem dritten Stockwerke gegenüber deutlich das Hin- und Hersetzen der Blecheimer, dann und wann sah ich auch, wie von den „Kalfaktern" ein Fenster gereinigt wurde. Ich hatte nun die Gewißheit, daß meine Peilung des erleuchteten Rundfensters richtig war.

Zugleich betrachtete ich den Hof und die Art, wie der Chef spazierenging. Sein Weg führte ihn immer an einem hohen, eisernen Plattentor an der Mauer vorbei.

Jumbo und ich beobachteten nun den Spaziergang abwechselnd. Jenseits der Gefängnishofmauer war ein Hof, auf dem wir immer Gestalten von Richtern, Anwälten und Gerichtsbeamten hin und her gehen sahen. Dieser Hof wurde als Durchgang vom Amtsgericht zum Landgericht benutzt. Den Weg machte ich bei meinem Herumstreichen im Landgericht bald aus. Niemand nahm Notiz von mir. Darauf baute ich und schloß mich eines Morgens einem Gerichtsbeamten an, der vom Landgericht zum Amtsgericht hinüber wollte. Er öffnete das Schnappschloß, ich ging ihm nach, das Schloß schlug hinter uns zu. Mit irgendeinem andern wirst du schon wieder aus dem Hof herauskommen, dachte ich mir und ließ den Beamten vorausgehen. Ich ging zu dem Eisentor, als hätte ich etwas an meiner Kleidung zu ordnen. Zu meiner freudigen Überraschung fand ich in guter Höhe eine Art Mausloch, das mir einen guten Einblick in den Innenhof gewährte. Doch gab's auch hier keine ungetrübte Freude, zwischen der Tür und dem Boden war ein ziemlich breiter Spalt, der die Gefahr des von innen Entdecktwerdens wesentlich vergrößerte. Immerhin konnte dieses Tor eine gute Verbindungsmöglichkeit sein, wenn man erst einmal den Chef darauf hinweisen konnte!

Jumbo und mir gelang es nun, ein paar Tage lang auch während des Spaziergangs der Gefangenen am Tore zu sein. Als ich das erstemal durch das Loch den Chef bemerkte, schlug mir das Herz bis in den Hals hinein. Jeden Augenblick, dachte ich, müßte einer der Gerichtsbeamten und der vorbeigehenden Richter kommen und mich fragen: „Was tun Sie da?" Jeden, der durchkommen könnte, hielt ich für meinen Feind und hätte ihm die Gurgel durchschneiden können.

Aber die Gewohnheit hatte alle diese Herren so abgestumpft, daß sie überhaupt nicht mehr daran zu denken

schienen, daß hinter der Mauer der Gefängnishof war. Nach ein paar Tagen hatten wir beide volle Sicherheit gewonnen. Aber zu klopfen oder uns bemerkbar zu machen wagten wir nicht.

Wir mußten den Chef ein Zeichen zukommen lassen, das er allein empfing. Ohne daß wir uns bemerkbar machten, mußte seine Aufmerksamkeit auf das Tor gelenkt werden, und es war möglichst zu vermeiden, daß hüben und drüben zwei Personen auf einmal am Tor waren.

Lange dachte ich über eine Lösung nach. Endlich glaubte ich das Richtige getroffen zu haben. Der Anfang der genauen Arbeit mußte nun beginnen. Schlug der Streich fehl, mußten eben andere Männer da fortfahren, wo irgendeine Behörde meiner Tätigkeit ein Ende gesetzt hatte.

Bewaffnet mit einer guten Luftbüchse, stieg ich am 24. Januar abends an der Ecke des Amtsgerichtsgebäudes in der Wächterstraße über den Gartenzaun. Eine dank der Sparsamkeit der Stadtverwaltung nicht brennende Laterne diente mir als Stütze, um in den Hoheitsbereich des sächsischen Staates zu gelangen. Allerdings hatte ich inzwischen beobachtet und zu meinem Bedauern festgestellt, daß es nachts nie so dunkel ist, wie es für solche Unternehmen sein sollte. Besonders auf dem Platz, der in Frage kam, konnte ein Schatten beim Übersteigen ganz gut bemerkt werden. Ich hatte das mit Jumbo ausprobiert. Mit einer gewissen Sicherheit rechnete ich damit, von einem Spaziergänger oder dem Posten, der etwa 80 bis 100 Meter entfernt stand, gesehen zu werden. Aber Beobachtungskraft und Beobachtungswille vom Publikum und selbst von einem Posten sind nie so groß, als im allgemeinen angenommen wird. Ein ungewohnter Vorgang im Dunkeln wird, wenn er nicht zu viel Geräusch verursacht, zumeist vom unvorbereiteten Beobachter nicht wahrgenommen.

Jenseits des Zaunes verharrte ich in Kauerstellung und

wartete auf den Alarm der Polizei. Ich war fast erstaunt, daß kein Anruf oder Signalpfiff ertönte. Nun tastete ich mich in das engere Gebiet des Hofes vorwärts. Ich hatte Gummisohlen und Gummiabsätze und glaubte darum, mein Tritt müsse lautlos sein. Aber kaum befand ich mich im Hof, als ich durch das Knirschen des Kieses und den lauten Widerhall meiner Schritte höchst unangenehm berührt wurde. Kurz entschlossen machte ich halt und zog die Stiefel aus. Mit zusammengebissenen Zähnen arbeitete ich mich auf dem Kies vor. Am Abend vorher hatte ich mir einen Standort ausgesucht, von dem aus ich unbedingt die in Frage kommende, jetzt natürlich schon dunkle Zelle erreichen zu können glaubte. Vorsichtig pirschte ich mich an die hohe, in der Nacht noch weitaus höher erscheinende Mauer des Gefängnishofes heran. Ich fand auch einen ganz günstigen Stand auf einem an dieser Mauer angebrachten Müllkasten. Aber so sehr ich mich auch reckte, die Mauer war zu hoch. Langsam tastete ich mich wieder bis an die Rückwand des Polizeipräsidiums zurück. Von dort sah ich jetzt das Fenster klar. Ich mußte aber befürchten, daß meine Luftbüchse keineswegs so weit reichen würde. Zwei oder drei Schüsse gab ich vergeblich ab. Sie lagen alle zu kurz. Verzweifelt versuchte ich es ein letzesmal und hörte hell den Aufschlag der Bleikugel auf Glas. Mit gespanntester Aufmerksamkeit beobachtete ich das Fenster, das sich endlich bewegte, und rief gedämpft „Achtung!" hinüber. Nun nahm ich mein Patentgeschoß, einen Bolzen, den ich zum Teil seines Haarschmuckes beraubt und mit einem dünnen Röllchen Seidenpapier versehen hatte, worauf die notwendige Nachricht stand. Ich schoß in der gleichen Richtung wie vorhin, wartete dann noch einige Augenblicke, um gegebenenfalls einen zweiten Bolzen nachzusenden, aber anscheinend hatte Fortuna schon das erste Nachrichtengeschoß an sein Ziel gelangen lassen.

Immerhin, der nächste Tag mußte zeigen, ob der Streich geglückt war. Vorsichtig pirschte ich mich wieder zurück und verließ, reichlich eine Stunde später, als ich gekommen, den später noch so oft betretenen äußeren Hof des Gefängnisblocks.

Am nächsten Morgen begab ich mich frühzeitig ins Landgericht und suchte meinen Beobachtungsplatz am Oberlichtfenster auf. Jumbo hatte es übernommen, in das leere Bolzenloch den mit den Bolzen angekündigten Kassiber von grauem Papier zu schieben.

Endlich betrat der Chef den Hof. Er ging mehrmals auf und ab. Ich erwartete von ihm ein Zeichen, ein Nicken gegen die Tür, aber nichts erfolgte. Er trat einmal an das Tor, aber immer noch nicht hatte ich die Gewißheit, daß ihn der Brief erreicht hatte. Endlich war die Zeit des Spazierganges um. Sofort ging ich zum Tor. Von unserer Nachricht war nichts mehr zu sehen. Hatte sie nun der Chef erhalten oder nicht? Hatte sie ein Windstoß verschleppt oder war sie in unbefugte Hände geraten?

Meine Unruhe war größer denn je. Am folgenden Tage war ich schon frühzeitig am eisernen Tor. Ich hörte, wie die Gefangenen kamen, und preßte mein Auge dicht an das Loch heran. Beobachtete der Chef die Pforte, mußte er's sehen. Und in der Tat, als er vorüberging, nickte er dreimal. Er hatte verstanden. Die Verbindungsmöglichkeit durch das Tor war hergestellt. Der erste und nicht unwesentlichste Teil meiner Aufgabe war gelöst.

In unserer Hoffnungsfreude glaubten wir draußen, in acht Tagen müsse nun der Chef heraus sein. Aber nun erst kam die wirkliche schwere Arbeit, die noch fast ein halbes Jahr in Anspruch nehmen sollte.

Jumbo mußte einen Teil meiner bisherigen Aufgabe übernehmen, um die Innenerkundung der Höfe und Räume weiterzubetreiben und um als Nachrichtenvermittler am

Tor zu dienen. Denn ich war im Landgericht allgemach zu bekannt geworden. Mit der Zeit wäre mein Herumvagabundieren da doch verdächtig geworden. Dieses: einen andern in Gefahr handeln lassen, war viel nervenaufreibender als selbst handeln. Jedesmal konnte ich die Rückkehr kaum erwarten, jedesmal, wenn eine Nachricht ausgetauscht werden sollte, meldete sich von neuem die quälende Sorge. Ich selbst machte mich daran, die notwendigen Geldmittel zu beschaffen. Denn allmählich hatte ich die Schwierigkeiten schätzen gelernt und rechnete mit einer noch ziemlich langen Dauer des Unternehmens. Wie es nachher eigentlich weitergeführt werden sollte, konnte ich noch gar nicht voraussehen. Ich mußte dazu erst einmal den Chef selbst hören und unsere eigenen Ortskenntnisse noch wesentlich erweitern. Als ich nach einiger Zeit zurückkam, war mein Freund schon ein gutes Stück weitergekommen. Wir hatten das grundsätzliche Einverständnis des Chefs, doch behielt er sich das Ob und Wann der Durchführung vor. Immerhin, jetzt konnte mit neuer Kraft gearbeitet werden.

Wir waren mittlerweile mit dem Chef so gut aufeinander eingespielt, daß mit einzelnen Stichworten ganze Fragenknäuel beantwortet werden konnten. Das ist eine große Erleichterung, ja sogar eine Vorbedingung für einen solchen Nachrichtenverkehr. Unsere Skizzen waren in der Zwischenzeit wesentlich ergänzt worden. Durch eigene Beobachtung und die des Kapitäns gewannen wir Einsicht in die Binnenräume, wir wußten, durch welche Gänge er zur Vernehmung geführt wurde, wo diese stattfand, über jede seiner Gewohnheiten am Tage waren wir unterrichtet. Aber nur eine Nachtunternehmung schien mir als allein aussichtsreich in Frage zu kommen.

Aber wie sollten wir in das Gefängnis einbrechen? Sollten wir den Eingang in der Beethovenstraße benutzen?

Vielleicht in der Vermummung eines Gefängnisbeamten? Sollten wir eines der Gerichtsgebäude zur Basis nehmen? Zur Probe ließen wir uns da des Nachts einmal einschließen, um an Ort und Stelle Beobachtungen machen zu können. Ein anderer Weg ging über die Dächer am Blitzableiter entlang, der neben der Zelle des Kapitäns herunterführte. Auch die Möglichkeit, vom Dachboden durch die Decke in das Gefängnis einzubrechen, wurde durchgerechnet. Etwas anderes ist es, eine Möglichkeit spielerisch zu erwägen, und etwas anderes, ein Unternehmen hart durchzuführen. Immer wird sich Unvorhergesehenes einschieben. Die Möglichkeit des Unvorhergesehenen auf das kleinste Maß herabzumindern ist das, was zu einer „guten" Vorbereitung gehört. Ganz werden Zufälligkeiten nie auszuschalten sein, darin eben besteht das Wagnis.

Eine zähe Nachtbeobachtung vom Kapitän innen und von uns von außen hatte den regelmäßigen Gang der Nachtronden festgestellt. Auf diese Tatsache wurde der erste, wirklich bis ins kleinste durchdachte Plan aufgebaut.

Wir wollten mit einer Reihe von acht bis zehn Leuten in den Innenhof des Gefängnisses eindringen, die beiden Rondengänger überfallen, betäuben und ihnen die Schlüssel abnehmen. Zwei von uns sollten als zurückkehrende Ronde ins Gefängnis eindringen und mit den Schlüsseln, die die Wächter aller Wahrscheinlichkeit nach für alle Zellen mit sich führten, zur Zelle des Kapitäns vordringen und diese öffnen.

Voraussetzung waren unbedingt verschwiegene und brauchbare Leute von bester Art. Weiter galt es, das Unternehmen zu finanzieren, einen verlässigen Kraftwagen zu besorgen und schnell wirkende, aber nicht tödliche Betäubungsmittel beizubringen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Motto:

> Ein Fähnrich zog zum Kriege, vidibum valera, vidibum valera,
> Ein Fähnrich zog zum Kriege, wer weiß, kehrt er zurück.
> (Altes Soldatenlied.)

Nachschlüssel und ihre Tücken. — Jumbo an der Arbeit. — Der Schlosser und die geerbten Schränke. — Die Technik der Betäubungsmittel. — Wo nehmen wir einen Kraftwagen her? — Der Stoßtrupp. — Wegerkundung. — Jiu-Jitsu-Kampf wird geübt. — Aufschub des Unternehmens. — Roßbach wird in Leipzig eingeliefert; wir buchen es zu unseren Gunsten. — Das Unternehmen wird angesetzt. — Eine Nacht, in der alles schief geht. — Das Unternehmen wird abgebrochen. — Fort aus Leipzig. — Der Angriff wird wiederholt. — Der Stoßtrupp ist da, der Kraftwagen bleibt aus, dennoch wird der Versuch gewagt. — Fritz zeigt seine starken Seiten. — Die Ronde kommt nicht, erneuter Rückzug. — Ein internationaler Einbrecher als Fachmann. — Das Nachtunternehmen wird aufgehoben. — Ein neuer Plan für den Tag wird vorbereitet.

Der erste praktische Fühler, der gemacht wurde, fiel Jumbo zu. Aber trotz seiner geradezu erstaunlichen Kletterfähigkeit gelang es ihm nicht, die fünf Meter hohe Innenmauer zu übersteigen, um sich im Innenhofe des Gefängnisses umzusehen.

Wir mußten also, um zum Ziele zu kommen, an die Verfertigung von Nachschlüsseln gehen. Das geschah mit behelfsmäßigen Mitteln auf meiner Bude. Die praktische Selbsterlernung des Schlosserhandwerks gab für uns ein neues Betätigungsfeld ab. Unsere ersten Versuche entbehrten nicht der Komik. Wir arbeiteten zunächst einen Schlüssel für meine Bude und sonstige leicht zu erprobende Türen. Das wichtigste und zunächst schwierigste war, den Schloßabdruck nehmen zu lernen. Durch eine Lektüre von irgendwelchen lächerlichen Kriminalromanen waren wir auf die Idee gebracht worden, es genüge, den Stirnabdruck eines Schlosses zu kopieren. Wir waren damals eben noch An-

fänger auf diesem Gebiete und fertigten Scheußlichkeiten von Schlüsseln an. Erst allmählich haben wir es zu einer selbst behördlich anerkannten Fertigkeit gebracht.

Nachdem wir bald herausgekriegt hatten, daß ein Schloß auch innen abgedrückt werden muß, um keinen der darin befindlichen Zapfen zu verfehlen, und wir mit unserem Übungsmaterial aus Wachs, Seife, Knetmasse und Lehm endlich nach langer Übung einwandfreie Abdrücke erhielten, ging Jumbo an die Arbeit, bei einem Besuche des Hofes einen Abdruck des Tores zu nehmen. Damals war ich mehrere Tage außerhalb Leipzigs tätig. Bei meiner Rückkehr hatte der treue Jumbo nicht nur diesen einen Abdruck besorgt, nein, er hatte die Gelegenheit benutzt und von allen erreichbaren Türen Abdrücke gewonnen. Noch einmal wurde der Plan in jeder Beziehung genau durchdacht. Jumbo schlug mir auf Grund seiner Beobachtungen vor, den auf der anderen Seite des Langbaus liegenden Hof als Ort der Tat zu wählen, also nicht den Hof unter der Zelle des Chefs. Ich prüfte seine Beobachtungen nach und fand, daß die Innenbeleuchtung dieses Hofes schlechter war als im anderen. Seine Ecken und Winkel gewährten mehr Schattenschutz. Auch schien es mir, als ob das in der Mauer befindliche große Holztor sich besser öffnen ließe als das schwere eiserne Tor der anderen Seite. Bisher hatte ich mir über die Frage der Innenschlösser und -schlüssel keine besonderen Sorgen gemacht. Ich rechnete damit, daß mir die Ronde die Schlüssel selbst bringen würde. Nun war es aber doch eine große Verstärkung all meiner Hoffnungen, daß der Kapitän die Beobachtung gemacht hatte, die Gitterschlüssel des Innenraums, die die einzelnen Korridore trennten, seien überall die gleichen. Diese Schlüssel mußten sich sicherlich bei der Ronde befinden, weil nur sie ihren Weg ermöglichten. Was aber die Zellenschlüssel anlangte, so hatte ich die Beobachtung aus anderen Gefäng-

nissen, daß die Zellen eines Stockwerks immer den gleichen Schlüssel haben. Da die Ronden gelegentlich bei Unfällen oder Krankheiten von den Zelleninsassen hereingeklingelt werden, haben sie selbstverständlich die Schlüssel der einzelnen Zellengruppen bei sich. Trotzdem hatte ich fürsorglich verschiedene Schlüssel nach Skizzen bei einem kleinen Schlosser in Leipzig in Arbeit gegeben, da damals unsere eigene Kunst noch in den Anfängen stak. Als ich zu dem Manne hinkam, fragte er mich: „Ach Herrjemersch ne, warum müsse Se so wischte große Schlüssel haben?" — „Gott," sagte ich, „es sind ja ziemliche Ungetüme. Aber ich habe von meiner alten Tante große Schränke von Anno Tobak geerbt."

„Gottverdammich, da gennen Se sich aber streicheln, daß Se die geerbt ham, mei liebster Herr. Das bedeitet ä hibsches Geld heide."

Immerhin war die Aufgabe dem Mann aufgefallen. Er platzte vor Neugier und wäre gar zu gern mal Sonntags selbst gekommen, um sich die „scheenen" Schränke anzusehen und die Schlüssel am Schlosse selbst zu probieren.

Schwieriger als die Beschaffung der Schlüssel war die Beschaffung der Betäubungsmittel. Einer unserer Ostasiaten, den ich ins Vertrauen zog, riet Kampfer an. Aber dieses Mittel hat eine zu kurze Wirkung, und mancher, der mit ihm behandelt wird, schreit und schlägt um sich. Und solch aufgeregte Patienten konnten wir wirklich nicht gebrauchen.

Endlich erhielt ich von einer besonders vertrauenswürdigen Seite ein paar Ampullen eines Betäubungsmittels, das bei Einspritzung in die Nase fast unmittelbar wirkt. Allerdings wird ein stechender Schmerz hinter der Stirn erzeugt, was wir bei der Prüfung des Mittels an uns selbst verspürt hatten. Nur was erprobt ist, gibt rücksichtsloses

Vertrauen. Und so ein Präparat, das man nicht kennt, bleibt eine unheimliche Sache.

Zur Ergänzung des Betäubungsmittels, das fortgesetzt erneuert werden muß, um fortgesetzt zu wirken, hatten wir eine Morphiumlösung und zwei tüchtige Morphiumspritzen erworben, um den Schlaf der Rondenteilnehmer sicherzustellen. Außerdem waren Watteknebel angefertigt, mit denen die Rondenleute gesichert werden sollten. Und gute geschmeidige Leinen, um sie einzuschnüren. Für alle Beteiligten lagen schwarze Masken bereit sowie große rote Bauerntücher, um den Unterkiefer der „Schläfer" festzubinden, damit die Rondengänger keinesfalls in die Lage kamen, sich eines schlecht angebrachten Knebels zu entledigen. Dicke Socken waren beschafft worden, die über die Stiefel gezogen werden sollten, um die peinlichen Trittgeräusche auf dem Kiesboden zu dämpfen. Für alle Fälle hatte ich außerdem einen guten daumendicken Strick von hinreichender Länge besorgt, um mit ihm die Mauer zu übersteigen, falls das Tor des Hofes, über dessen Innenanlage wir kamen, wider Erwarten noch einmal besonders gesperrt sein oder dem angefertigten Schlüssel Widerstand leisten sollte.

Diese Vorbereitungen galten alle der örtlichen Befreiung. Sie machten Arbeit, verursachten Nachdenken, aber boten keine besonderen Schwierigkeiten.

Nun galt es, den Kraftwagen für die Trennung vom Orte zu beschaffen. Ich hielt es für ausgeschlossen, ein Auto leihweise zu erhalten. Auch nationale Kraftwagenbesitzer haben allgemach ein Haar darin gefunden, an politische Organisationen ihre Wagen abzugeben. Hätte ich den Grund angeben dürfen, wofür ich den Wagen benötigte, dann wäre es ein Kinderspiel gewesen. Viele hätten sich's als Ehre angerechnet. Aber ich befürchtete die Fallgrube der Schwatzhaftigkeit, in der die meisten

nationalen Unternehmungen kläglich zu endigen pflegen. Zu einem bewußt verhehlten Zweck hätte mir nie ein Mensch damals einen Wagen geliehen. Damals war der Ruhrwiderstand in vollem Gange. Auch unsere Organisation hatte voll zu tun. Den Herren in München war es gelungen, einen Kreis zu finden, der nicht unbeträchtliche Mittel für diesen Zweck zur Verfügung stellte. Einer der Herren, der sich um die Durchführung von Sabotagemaßnahmen schon sehr verdient gemacht hatte, hatte die Erfahrung gemacht, wie unbedingt notwendig ein Kraftwagen war, und nachdem nun Geldmittel zur Verfügung standen, kaufte er einen gebrauchten Wagen, der für den Fall, daß die Franzosen ihn oder einen seiner Leute einmal fassen würden, durch einen anderen Herrn „X“ zur Zulassung angemeldet wurde.

Ich wußte mir nun nicht anders zu helfen, als daß ich mich kurzerhand entschloß, diesem Ruhrkommando während irgendeiner seiner Unternehmungen den Wagen auszuspannen, ohne daß es dadurch unnötig gefährdet wurde. Das war ziemlich einfach durchzuführen, da dem Ruhrkommando einige Leute angehörten, deren Mitwirkung ich bei meiner Aktion für unbedingt erforderlich hielt. Mit diesen setzte ich mich also ins Benehmen. Es war ja klar, daß sie lieber den Chef herausholten, als eine der Sprengungen durchführten, von denen die amtlichen deutschen Stellen früher oder später doch abrücken würden, und so hatte ich denn eines Tages den Wagen, während man in München glaubte, der Wagen sei in die Hände der Franzosen gefallen.

Ich habe mich während der nächsten Zeit immer diebisch gefreut, wenn ich mit einem der Herren zusammenkam und sie fragte, ob sie mir keinen Wagen beschaffen könnten, und sie mir dann antworteten: „Ja, jetzt haben wir glücklich einmal einen gehabt, bautz, haben ihn schon die Franzosen!“ Am meisten habe ich am 14. Juli in München gelacht über

die erstaunten Gesichter, als plötzlich der Wagen wieder auftauchte und ausgerechnet der bestohlene Führer der Ruhraktion — nomina sund odiosa, da im besetzten Gebiet beheimatet — den Wagen zurückerhielt, um ihn dem Herrn X, auf dessen Namen er zugelassen war, zurückzugeben.

Wagen, Betriebsstoff und die Angriffsmittel waren also beschafft. Zweierlei galt es noch zu tun: Erstens, die notwendigen Leute auszusuchen und einzuarbeiten, und zweitens, die beste Rückzugslinie für den Wagen zu bestimmen. Das erste war bei der Auswahl bester Kräfte, die zur Verfügung standen, leicht. Weit schwieriger war, als Verantwortlicher die Entscheidung zu treffen, was nach geglückter Befreiung in der Nacht weiter zu geschehen hatte.

Es ist ja eine alte Geschichte: Mißglückte die Tat, so fehlte es nicht an Klugrednern, die das selbstverständlich ganz anders gemacht hätten, für die es so, wie es versucht war, das törichtste war, was gemacht werden konnte! Wenn es aber gelang, so würden dieselben Leute mit der gleichen Fixigkeit da sein und sagen: Das war der einzig richtige Weg, und das haben wir schon lange vorausgesagt. Na, schließlich konnte mir das alles pipegal sein. Man kennt ja diese Leute, und darum gibt man nichts auf sie.

Mit den ausgesuchten Leuten mußten die Möglichkeiten erörtert werden. So wurde denn immer wieder erwogen und geprüft, verworfen und wieder aufgegriffen.

Grundsätzlich beharrte ich auf dem Standpunkte: Wenn die Befreiung ohne große Verwicklung glückte, wäre es am besten, möglichst weit mit dem Wagen von Leipzig wegzukommen. Falls sich das als unmöglich erwiese, mußte ich mit dem Kapitän in meinem Leipziger Dachbodenquartier bleiben und dort mindestens vier Wochen aushalten.

Aber welcher Weg sollte bei der nächtlichen Flucht eingeschlagen werden? Es lag auf der Hand, daß die sächsischen Behörden zuerst alle Wege nach Bayern sperren lassen

würden. Mein Plan ging daher dahin, nach Norden auszuweichen, die preußische Grenze war in kürzester Frist zu erreichen. Die gegebene Fahrt war dann von Schlesien aus durch die Tschechoslowakei nach Österreich.

Bei den ausgezeichneten Verbindungen gelang es mir unschwer, die erforderlichen tschechischen Papiere zu beschaffen. Ich befand mich unter anderem im Besitze eines Heimatscheines mit Lichtbild, der von einer tschechischen Gemeindebehörde ausgestellt war. Trotzdem kam ich, je näher die endgültige Entscheidung heranrückte, wieder von diesem Plane ab. Ich sagte mir: Es gilt, koste es, was es wolle, Bayern zu erreichen. Zu diesem Entschlusse trug bei einer Erkundungsfahrt durch Mitteldeutschland die Erkenntnis des schlechten Zustandes der Straßen bei. Seit zehn Jahren waren sie nicht mehr gründlich überholt worden. Außerdem ergab die Rechnung, daß der Weg durch Schlesien an die Grenze zu weit war. Wenn Herrn Severings Nachrichtendienst nur einigermaßen klappte, konnten wir beim Grenzübertritt leicht gefaßt werden. Auch konnte es geschehen, daß bei der Grenzalarmierung die tschechische Behörde aus irgendeinem Grunde mißtrauisch sein würde und ihrerseits den Wagen streng untersuchte. Das waren zu viele Unsicherheiten für mich. Darum entschloß ich mich zu dem Wege über Zeitz, Gera, Pößneck, Saalfeld. Diese Straße war auf weite Strecken jedenfalls die beste. Auf ihr war bei voller Fahrt ein erheblicher Vorsprung zu gewinnen. Eine eingehende Erkundung dieser Straße erfolgte aus Ersparnisgründen erst am Vortage der beabsichtigten Aktion, als der Wagen nach Leipzig fuhr.

Zehn entschlossene Männer brauchte ich, die für das Unternehmen in Frage kamen. Jeder zu wenig hätte gefehlt, jeder mehr nur belastet. Ich brauchte einen zuverlässigen Fahrer für den Wagen. Dann noch folgende Hilfs-

kräfte: Für jeden Rondegänger einen Mann, der ihn überfällt und ihn mit Jiu-Jitsu-Schlag niederwirft, einen zweiten, der den Gefallenen sofort mit dem Betäubungsmittel bearbeitet. Dann brauchte ich einen Begleiter für mich, um die zwei Männer der Ersatzronde zu mimen und den Chef herauszuholen. Auf der Straße mußten zwei Schmiere stehen, einer hatte im Hof des Polizeipräsidiums die Leine zu halten. Zu seiner Unterstützung diente ein Mann beim Öffnen des Holztores, während wir, die wir im Hofe zu arbeiten hatten, mit der Leine über die Mauer kletterten.

Die Leute, die ich mir als besonders geeignet aus den verschiedenen Teilen des Reiches zusammengesucht hatte, entstammten durchweg dem Arbeiter- und Handwerkerstande und waren kräftige, durch die Art ihrer Tätigkeit für das Unternehmen geschulte Männer, besonders begeisterte, treue Anhänger des Chefs. Ehemalige Polizeibeamte boten mir eine besonders wertvolle Hilfe, sie hatten ihre praktische Erfahrung im Jiu-Jitsu-Kampf. Diese Männer wurden zunächst in großen Zügen in das Unternehmen eingeweiht, nachdem sie sich durch einen besonderen Eid zur unbedingten Verschwiegenheit verpflichtet hatten, selbst für den Fall, daß sie zu der Durchführung selbst nicht herangezogen würden. Danach wurden sie in die Einzelheiten eingeweiht. Nach der theoretischen Besprechung stellte ich die Männer gruppenweise zusammen und ließ sie, um sie geschmeidig zu machen, noch einmal besonders turnerisch durchbilden. Ich konnte nun mit einem Stoßtrupp von besonderer Sachkenntnis und Tatkraft rechnen.

Diese Vorbedingungen hielten mich längere Zeit von Leipzig fern. Als ich zurückkam, wurde der Chef auf unserem Nachrichtenweg von allem bis ins kleinste verständigt und gefragt, ob er in die ganze Art der Befreiung einwillige. Vor allem aber galt es, den Stichtag genau zu vereinbaren. Da es kurz vor Ostern war, schlug ich die

20*

Nacht vom Ostersonntag zum Ostermontag vor. Sicher wurde an diesem Tage eine Reihe von Beamten beurlaubt. Die allgemeine Ferienstimmung würde sich bis in den Nachrichtendienst der sächsischen Regierung und des Reiches fühlbar machen. Die Zeitungen fielen allgemein aus.

Mit Spannung wartete ich auf die Entscheidung des Chefs. Mit der Art des Unternehmens erklärte er sich grundsätzlich einverstanden. Zur Bedingung stellte er, Ernstliches dürfe den angefallenen Beamten nicht geschehen. Die Durchführung am vorgeschlagenen Termin untersagte er.

Die Gründe dafür waren mir nicht bekannt. Ich nahm an, daß er irgendwie die allgemeine Lage als für sich günstiger beurteilte.

Die schwerste Bedingung des Chefs war, daß er im Gegensatz zu meiner Auffassung unter allen Umständen in Leipzig bleiben wollte, um die ersten Tage scharfer Nachforschung vorübergehen zu lassen.

Meine erste Handlung war nun, den Leuten des Stoßtrupps die Aufschubweisung zugehen zu lassen. Danach prüfte ich gemäß der Auffassung des Chefs die Bedingungen für ein Bleiben in Leipzig. Es gelang mir, ihn für die schnelle Abfahrt zu gewinnen und die Einwilligung für einen der nächsten Sonntage zu erhalten.

Für die Fortsetzung der Flucht hatte ich einen zweiten Wagen auf bayerischem Boden für Montag früh um 5 Uhr bereitstellen lassen. Das hielt ich aus betriebstechnischen und persönlichen Sicherheitsgründen für ratsam. Unterwegs überzeugte ich mich, daß eine genaue Festlegung des Treffpunktes der beiden Maschinen und der Meldedienst gut eingerichtet waren, und fuhr, vom schönsten Wetter begünstigt, die Straße von Bamberg nach Leipzig. Wir untersuchten die schon erwähnte Rückzugsstraße Saalfeld—Pößneck—Gera—Zeitz. Um uns als Vergnügungsgesell-

schaft zeigen zu können, hatten wir die Braut eines Kameraden mitgenommen, ein wackeres Mädel, das sich sehr ordentlich gehalten hat. Ein nettes Erlebnis hatten wir mit dieser Dame. Die Beschaffung von gemahlenem Pfeffer, den wir brauchten, um die Spur zu verwischen, wurde ihr übertragen. Sie ging auch treu und bieder in ein Geschäft und verlangte gemahlenen Pfeffer. Auf die Frage: „Wieviel?" antwortete sie: „Ein Pfund!" Entgeistert sah die Kaufmannsfrau sie an. Dann sah sie den Ring, lächelte und wog tatsächlich ein Pfund ab. Im stillen mag sie wohl gedacht haben: Na, das mag eine feine Kocherei werden!

Bedenken hatte ich nur wegen der Münchener Nummer, die das Auto trug. Aber immerhin sollte ja das Gefährt keinen Aufenthalt in Leipzig selbst nehmen, für die Nacht von Sonnabend auf Sonntag wurde es vor der Stadt untergebracht. Am Samstagabend fuhren wir in Leipzig ein und bezogen unsere Quartiere. Im Laufe des Tages trafen mit genau festgelegten Zügen auch die Männer des Stoßtrupps ein. Jeder von ihnen hatte seinen besonderen Auftrag. Einzeln wurden sie am Bahnhof vorgenommen, nochmals genau belehrt und dann zur persönlichen Inaugenscheinnahme des Tatortes entlassen. Der allgemeine Treffpunkt war für den Abend in Naumanns Bierkneipe verlegt worden. Die einzelnen Gruppen nahmen an verschiedenen Tischen Platz.

Zugunsten des Unternehmens rechneten wir damals die Tatsache, daß vor kurzem der Freikorpsführer Roßbach verhaftet und ins Untersuchungsgefängnis in Leipzig übergeführt worden war. Für den Fall des Mißlingens konnten die Leute in Leipzig dann nicht mit Bestimmtheit annehmen, daß die Tat dem Chef gegolten hatte.

Mit dem Kapitän hatte es allerdings eine kleine Meinungsverschiedenheit gesetzt. Er hatte sofort den Wunsch geäußert, Roßbach mit zu befreien. Aus drei Gründen

konnten wir das nicht erfüllen: Unmöglich war es erstens, in der Kürze der Zeit dessen Zelle in Erfahrung zu bringen, zweitens fehlte eine eingearbeitete Verbindung mit ihm, drittens liefen wir Gefahr, unsere Kräfte zu verzetteln. Wir hätten infolgedessen weder Roßbach noch den Chef befreit, denn es lag zur besonderen Bewachung des Chefs eine Sipowache im Treppenhaus des Gefängnisses. Die mußten wir als Rondeleute immerhin passieren. Daß wir das lieber einmal als zweimal taten, ist klar. Und zweimal hätten wir sie wahrscheinlich passieren müssen für den Fall, daß wir Roßbachs Zelle aufsuchen mußten. —

Wir warteten in Naumanns Bierlokal, aber die erwartete Bereitschaftsmeldung vom Wagen kam nicht. Das machte mich unruhig und erschütterte auch die Sicherheit der Leute, denn das ganze Unternehmen hatte ja keinen Zweck, wenn der Wagen fehlte.

Mit dreistündiger Verspätung wegen zweier Reifenpannen und dem Versagen der Lichtmaschine kam das Gefährt glücklicherweise immer noch zu einer Zeit an, die eine Absage des ganzen Unternehmens nicht nötig machte.

Noch einmal ging ich mit jedem knapp in Stichworten die Aufgabe durch, die Aussage eines jeden für den Fall des Schiefgehens, für den Fall des Gelingens genaue Anweisung, wie in derselben Nacht ein jeder noch Leipzig zu verlassen hätte, um möglichst schnell in seiner Heimat zu sein. Wir gingen in Gruppen zum Polizeipräsidium, alles schien mir aufs beste vorbereitet. Kein Anzeichen von Schwierigkeiten war zu erwarten.

Aber anscheinend war die Einlieferung von Roßbach doch nicht auf die Habenseite zu buchen. Ich sah das Polizeipräsidium heller als sonst erleuchtet, es herrschte ein reges Leben dort. Entgegen den früheren Beobachtungen brannten auf dem Platze vor dem Reichsgericht alle Bogenlampen

in strahlender Pracht. Sonst hatte eine einzige ein mildes, vertrauenerweckendes Licht verbreitet. Die vorbeigehenden Polizeipatrouillen waren recht zahlreich. In der kleinen Kneipe, die der Polizeidirektion gegenüberlag, hielt sich eine Reihe von Leuten auf, die unverkennbar Kriminalbeamte waren. Trotzdem waren wir so zuversichtlich, daß wir unter allen Umständen an der Durchführung unseres Planes festhalten wollten. Ich hatte noch einmal erkundet und als bestgeeigneten Ort zum Übersteigen des Gitters die Stelle gewählt, wo es unmittelbar unter dem offenen Fenster der Polizeiwache an die Wand des Polizeipräsidiums anstößt. Hier waren die Leute erstens für die vom Peterssteinweg kommenden Passanten im Schatten des Gebäudes und zweitens konnte ein von seinem Schreibtisch zufällig aufsehender Beamter sie mit den Blicken vom Hell ins Dunkel viel schwerer sichten als gegen den hellerleuchteten Reichsgerichtsplatz hin.

Voller Ungeduld wartete ich in den nahen Anlagen, daß einer nach dem andern übersteigen würde. Aber der erste kam nach ungefähr dreiviertel Stunden, in denen er sich längst im Innern des Hofes hätte befinden müssen, zu mir möglichst unauffällig zurück und meldete dauernde Störung.

Nun mußte beschleunigt versucht werden, hineinzukommen, denn der Hof des Polizeipräsidiums war noch lange nicht der Hof des Gefängnisses, und es war dicht an der Zeit, daß die Ronde kam.

Aus eigener Erfahrung wußte ich genug, wieviel Angsthemmungen der Mensch in einem solchen Moment des Übersteigens ausgesetzt ist und daß das Mißtrauen überall Beobachter sieht, die gar nicht da sind. Ich glaubte die Meldung von der dauernden Störung nicht, denn auf Befragen hatte mir der Mann erklärt, die Kriminaler in der Wirtschaft beobachteten genau das Gitter.

Ich befahl Durchführung des Versuchs unter allen Umständen. Der zweite Mann sollte gleich hinterher einsteigen. Tuchfühlung gibt immer etwas mehr Vertrauen.

Nach ungefähr zehn Minuten kam der zweite Mann zurück und berichtete: „Grad als ich ansetzen wollte, kam ein Hund aus der Kneipe und stellte mich. Auf der anderen Seite des Zaunes habe ich einen Mann gesehen, der alles beobachtet hat. Ich merkte, er war mit den Kriminalern im Einverständnis."

Ich fragte: „Wo ist der Erste?"

„Hinüber."

Ich schlenderte über die Straße. Der eine Schmierensteher teilte mir mit, ein Mann habe aus der Kneipe heraus sich zum Zaune herüber unterhalten.

Auch am Standort des Kraftwagens in einer Seitenstraße beim Reichsgericht erschien ein verdächtiger Beobachter.

Dies alles ließ mich Verrat wittern. Ich gab daher Weisung, daß sich alle Leute aus dem verdächtigen Gebiet zurückzuziehen hätten. Aber Mann Nummer 1 fehlte noch.

Sofort gab ich einer Gruppe den Befehl, den Kameraden unter allen Umständen herauszuholen und eine Festnahme beim Herausklettern zu verhindern.

Endlich kam auch er glücklich zurück. Die Unternehmung wurde abgebrochen.

Ein Teil der Leute blieb weisungsgemäß in Leipzig, um mit dem Frühzug in ihre Heimat zurückzukehren. Die von mir mitgebrachten Leute nahm ich im Kraftwagen mit. Um wenigstens etwas zu erreichen, fuhren wir die zweite in Betracht kommende Fluchtstrecke Weißenfels—Naumburg—Jena zur Prüfung ab.

Die Nachtfahrt auf der unbekannten Straße nahm meine Aufmerksamkeit voll in Anspruch. Mit Karte und Taschenlampe half ich dem Wagenführer. Diese neue Aufgabe tat

mir wohl. Ich war so niedergeschlagen und enttäuscht, mußte ich doch an Verrat aus engstem Kreise glauben. Und doch durfte ich es nach außen hin nicht zeigen, sondern mußte doch meine Leute in guter Stimmung und Vertrauen halten, um so bald als möglich einen neuen Versuch zu unternehmen.

Die Kameraden hinter mir schliefen nach all der Anstrengung, Aufregung und Spannung, das war nur natürlich. Ich selbst aber mußte an den Chef denken, der in seiner Zelle lag und auf uns wartete.

So wie mir damals zumute war, kann es nur einem Menschen zumute sein, der vor den verkohlten Trümmern seines mit viel Freude gebauten Hauses steht. Die monatelange Arbeit schien vergeudet und die Zeit vertan. Ich mußte mir die erste große Niederlage meines Lebens eingestehen. Das viele Geld war umsonst verpulvert.

Es war eine Wohltat für mich, daß ich mich durch angespannte Aufmerksamkeit auf die Straße von den stechenden Gedankenschmerzen wenigstens zeitweise freihalten konnte.

Aber in dieser Nacht sagte ich mir für mich selbst: „Du hast eine unglückliche Hand, du mußt als Führer aus dem Spiele bleiben, ein anderer soll's machen, dem du dich dann gerne unterstellst."

Aber dann sagte ich mir doch wieder: „Wenn der Chef zu dir das Vertrauen hat, daß du es schaffen wirst, darfst du nicht nachgeben."

Ruhig und sachlich wurde durchgegangen, was an Positivem erreicht war. Viele Schlüssel zum Gefängnis besaßen wir. Die Möglichkeit, sie zu vervollständigen, war gegeben. Noch einmal wurden die Hinderungen, die die Unternehmung in Frage stellen konnten, erörtert. Wir erhielten Nachricht vom Chef, der uns ermunterte und mir ein „Kopf hoch!" zurief. Er glaubte noch an den Enderfolg.

Meine Hoffnungslosigkeit wich, ich konnte in Leipzig innerhalb weniger Tage feststellen, daß die verschärften Überwachungsmaßnahmen nicht aufrechterhalten wurden. Mich beschlichen Zweifel: Waren all die Gegenzüge, die wir in der Nacht des Unternehmens gesehen hatten, nicht Zufall gewesen? Hatten wir vielleicht irrtümlich alles auf uns bezogen, was uns gar nicht galt? Ich setzte darum einen neuen Angriff auf genau der gleichen Basis an. Diesmal aber kamen wir überhaupt nicht zum Anfang. Der Kraftwagen langte in Leipzig nicht an. Tagelang warteten wir auf Nachricht von dem Gefährt. Wir durchspähten die Zeitungen nach Autounfällen, wir konnten aber rein gar nichts erkunden. Da wurden wir unruhig. Vielleicht war irgendeine Schweinerei im Spiel. Am fünften Tage kam das erste Lebenszeichen des Kraftfahrers, der unterwegs mit einer Panne liegengeblieben war und nicht gewußt hatte, wie er mich erreichen sollte. Die gesamte Mannschaft war umsonst aus dem Reiche zusammengeholt worden. Wieder hatten wir eine Niete gegriffen, wieder war der Chef unnötig in die Spannung der Erwartung versetzt worden, ohne daß sich uns Gelegenheit bot, ihm sobald als möglich den Grund des Versagens mitzuteilen.

Aber der erste große Mißerfolg hatte mich selbst härter gemacht. Ich setzte den nächsten Versuch auf einen Sonnabend an. Aber auf Grund meiner gemachten Erfahrungen entschloß ich mich, die Verteilung der einzelnen Leute zu ändern. Vor allem ging ich gleich selbst zu Anfang mit ins Innere des Polizeigefängnishofes. Zur besonderen Unterstützung hatte ich einen sehr gewandten Jiu-Jitsu-Kämpfer herangezogen, aber dieser mein Achilles versagte völlig. Er fand nicht den Dreh, in den Polizeigefängnishof einzudringen. All die anderen kleinen Achäer waren glücklich und zur rechten Zeit im Innern des Hofes, nur der große Myrmidone nicht.

Es mißlang uns, mit Schlüsseln und Dietrichen das große Holztor zu öffnen, das vom Polizeigefängnishof zum Gefängnishof führte. Nun galt es, über die Fünf-Meter-Mauer hinüberzuentern; unter Ausnutzung der angebauten Schuppen gelang es als erstem meinem später so bewährten Kampfgenossen Fritz, das Hindernis zu nehmen. Er kam in den inneren Hof und klärte das Gelände genau auf. Gerade befand sich der zweite Mann auf der Höhe der Mauer, da erhob sich plötzlich ein Riesenlärm von fallendem Schiefer und Ziegeln, die auf die Blechröhren herunterrasselten. Der Mann da oben hatte aus Versehen ein paar Schieferplatten heruntergetreten und damit das Unglück angerichtet.

Es war kurz vor 12 Uhr. Laut klingelte es im Gefängnis und Polizeipräsidium, die Flure wurden hell, wir sahen die Schatten der hin und her laufenden Beamten. Alles glaubten wir verraten. Jeder zog die Pistole, denn so ohne weiteres wollten wir das Feld nicht preisgeben.

Ein Sündenunglück war es, daß das gerade jetzt passieren mußte, wo vielleicht spätestens in einer Viertelstunde die Ronde für uns griffbereit sein mußte. Das war das Gefühl, was bei uns allen vorherrschte

Allmählich trat Ruhe ein, offenbar hatte das Läuten und Hin- und Herlaufen mit uns nichts zu tun gehabt. (Die Wachtstube hatte lediglich die Patrouillenablösung geweckt.)

Der kaltblütige Fritz hatte die Zwischenzeit benutzt, um sich im Innern des Gefängnishofes genau umzusehen und von den verschiedenen Türen, die vielleicht doch noch einmal für uns von Wert sein konnten, Abdrücke zu nehmen. Immerhin, die kostbare Zeit war wieder verloren, merkwürdigerweise war keine Ronde gekommen. Fritz meldete nun vom Innern des Hofes: „Das Öffnen des Tores von innen ist nicht möglich, das Tor ist mit einer schweren Kette gesichert." Alle Versuche, es von außen oder innen zu öffnen, scheiterten. So mußte ich mich wohl oder übel entscheiden,

die zweite Ronde, die morgens zwischen zwei und vier Uhr ging, abzuwarten. Diese Lage war für Fritz nicht beneidenswert. Er befand sich allein im Innern des Hofes, in den der Mond vom sternklaren Himmel sein schönes weißes Licht herabsandte. Im Polizeigebäude herrschte reichlich viel Leben für unseren Bedarf. Immer wenn Licht gemacht wurde und wir die Beamten sahen, wuchs die Spannung rasend.

Nach einer abermaligen Stunde des Abwartens war ich mir klar, auch diese Nacht würde keinen Erfolg zeitigen. Viel zuviel Nervenkraft war verpulvert worden. Ich entschloß mich, Fritz zurückzurufen. Aber der Auftrag war leichter gegeben, als ausgeführt. Selbst der kaltblütige Fritz war durch den außerordentlichen Spannungsdruck sehr angegriffen. Wir warfen ihm eine starke Leine über die Mauer, da er innen an der glatten Wand keinen Halt finden konnte. Der Auftrag lautete: „Zurückklettern, ohne den Verputz der Mauer zu beschädigen." Wiederholt scheiterte der Versuch. Endlich aber gelang es mit Hilfe eines auf der Mauer sitzenden Mannes, ihn zurückzubekommen. Als wir ihn in dem äußeren Hof hatten, befürchteten wir durch das trotz allem entstandene Geräusch neuerlich eine Entdeckung. Aber auch diesmal blieb alles ruhig, wir standen doch schon erheblich unter Nervenspuk.

Die schwerste Aufgabe war nun ein ruhiger, vorsichtiger, geräuschloser Rückzug aus dem Polizeigefängnishof auf die Straße. Immer wieder mußte ich die einzelnen leise anfauchen. In jedem drängte das Fluchtgefühl zur Hast. Die Nervenhochspannung und Enttäuschung waren ja zu groß gewesen. Ich fürchtete weniger, daß der eine oder andere entdeckt werden könnte, als daß wir Spuren hinterlassen konnten, die in Zukunft jede Arbeit unmöglich machen mußten.

Schon befand sich der größte Teil meiner Leute draußen auf der Straße. Da höre ich ein helles Klingen, Splittern,

knirschen. Einer der Übersteigenden hatte Flaschen, die am Polizeipräsidium standen, umgeworfen. Ich glaubte alles verloren. Aber von der Wache hatte niemand etwas gehört. Um halb drei Uhr morgens waren wir alle wieder in Sicherheit.

Ein neuer Angriff sollte am nächsten Abend angesetzt werden. Aber ich blies ab. Ich konnte unmöglich feststellen im Laufe des einen Tages, ob unsere nächtliche Anwesenheit im Innern des Gefängnishofes entdeckt worden war oder nicht. Ich entließ daraufhin den größten Teil der Leute und baute einen neuen Plan auf. Einer aus meinem Stoßtrupp hatte die Bekanntschaft eines internationalen Einbrechers gemacht und war begeistert von der Klugheit, Gewandtheit und Sachkenntnis dieses Fachmannes. Mir war es unsympathisch, aber da ich entschlossen war, alles zu versuchen, beschloß ich, die Bekanntschaft dieses famosen Herrn zu machen, um seine Erfahrungen und Fähigkeiten für uns auszumünzen.

Zwei Tage nach dem letzten gescheiterten Versuche trafen Fritz und ich diesen Ungarn und zogen ihn mit Vorsicht ins Vertrauen. Wir beschlossen, mit ihm zunächst einmal die örtlichen Verhältnisse genau zu überprüfen. Den Kraftwagen hielt ich bereit. Es konnte ja sein, daß wir diesmal weiterkamen als vorher. Auch für den Wagen hatte ich einen neuen Fahrer, einen Mann, der sich in der Folge aufs höchste bewährt hat.

Der Gedanke, den Chef durch einen internationalen Einbrecher zu befreien, war mir, rundheraus gesagt, ekelhaft. Auch machte mir der Mann zu viel hochtrabende Sprüche und Redensarten. Und es kam auch so, wie ich es erwartet hatte. Alle Erfahrungen des „Fachmannes“ reichten nicht aus, die Schwierigkeiten, die im Wege waren, zu beheben. Immerhin haben wir in den Tagen dieser nicht allzu sympathischen Bekanntschaft eine Reihe von Fingerzeigen erhalten

und technische Kunstgriffe gelernt, die uns für die Zukunft von Wert waren.

Endgültig standen wir jetzt von dem Nachtplan mit dem Rondenüberfall ab. Wir hatten aus der Reihe dieser verfehlten Unternehmungen gelernt, daß mit einem großen Apparat von Menschen die Sache nicht zu leisten sei. Das Unternehmen mußte beweglich gestaltet werden, und so kehrten wir zu dem ursprünglich verworfenen Plan: Eindringen in das Gebäude bei Tage und Flucht im hellen Licht, zurück. Die ganze nächste Zeit galt der Vorbereitung. Hatten wir vorher Schlosserarbeit getrieben, so wurde die Schlosserei jetzt eine tägliche Beschäftigung. Mein Hauptarbeitskamerad wurde Fritz. Er war zäh und ruhig. Bald war er von mir in die Baulichkeiten des Landes- und Amtsgerichts eingeführt. Wir studierten sämtliche Türen, die in Frage kamen.

In dieser Zeit, gestehe ich, hielt mich persönlich eine Prophezeiung aufrecht, die uns im April zuteil wurde: „Sie versuchen etwas, was Ihnen viel Schwierigkeiten und Mißerfolge bringen wird — Enttäuschungen und Opfer, aber es wird Ihnen überraschend gelingen. Sie versetzen dadurch einen älteren Herrn, dessen Haare beginnen grau zu werden, in die Lage, seine Pläne zu verwirklichen."

Aus allen Überlegungen schälte sich endlich der entscheidende Plan heraus: Wir müssen dem Chef den Schlüssel zum Gittertor verschaffen, das das Treppenhaus des Gefängnisses gegen den Gang zum Landgericht abschließt. Dieser Gang war noch durch eine zweite Gittertür und einen wachhabenden Beamten gesichert. Immerhin, war der Chef erst zwischen den beiden Gittertoren, dann konnte Mut und im Notfall Waffengebrauch ein Davonkommen erzwingen. In letzter Minute entschlossen wir uns, von der Amtsgerichtsseite anzugreifen. Der Grund war: unmittelbar neben der Tür zwischen dem Gefängnis und Landgericht, also auf der Seite, wo der Hof lag, befand sich eine zweite

Tür, die zum Frauenflügel des Gefängnisses führte. Aus dieser Tür konnte uns im gegebenen Augenblick eine unliebsame Überraschung kommen, ferner war ein Verlassen des Landgerichts nach der allgemeinen Bureauzeit schwieriger zu bewerkstelligen und mußte auf der stillen Straße mehr auffallen als ein Verlassen des Amtsgerichts nach der immer stark belebten Peterssteinwegstraße.

So ward der Plan vorbereitet und genau durchdacht. In Frage kam bei der Ausführung nur Fritz und ich.

In dieser Zeit gingen auch die letzten Hoffnungen dahin, auf legalem Wege eine Haftentlassung des Chefs beziehungsweise die Einstellung des Verfahrens zu erreichen.

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Motto:

Wir zogen in das Feld, da hatten wir weder Säckel noch Geld. (Landsknechtsmarsch.)

Der Gerichtstermin rückt näher, der Chef drängt. — Er erhält die Schlüssel zum Treppenhaus. — Der Wagen wird fertiggemacht. — Fritz und ich wollen es allein machen. — Der Dreizehnte. — Die Aktentasche mit dem Einbruchswerkzeug wird gepackt. — Fritz und ich gehen in das Gerichtsgebäude. — Ich komme mit Fritz auseinander, wir finden uns wieder. — Am Ort der Entscheidung, Holzpforten und Gittertür. — Fritz an der Arbeit. — Die Uhr und ihre Wirkung. — Die Hitze und die Spannung. — 4 Uhr 45.

Der Gerichtstermin rückte immer näher heran. Nach dem Urteil hätten bei einem Ortswechsel alle Befreiungsversuche ganz von vorn wieder begonnen werden müssen.

In der Organisation wurde von allen Seiten gedrängt. Viele, die von den Befreiungsplänen irgend etwas hatten läuten hören, waren mit der Kritik bei der Hand und be-

haupteten: „Ernsthafte Arbeit wird ja dafür überhaupt nicht geleistet. Endlich muß doch einmal etwas Großes geschehen.“

Fritz und Sachs hatte ich seit ungefähr acht Tagen beurlaubt, teils der Kostenersparnis halber, teils weil ich es nicht aushalten konnte, die beiden jungen Leute jeden Tag vertrösten zu müssen, ohne zum Ziel zu kommen.

Ich wollte allein in aller Ruhe alles noch einmal überprüfen, ehe ich dem Chef mit dem entscheidenden Vorschlag kam.

Damals war eine Personalfrage in der Organisation brennend geworden, die mehr als notwendig die Gemüter beanspruchte. Ich vermittelte dem Chef die Einzelheiten. Der schickte mir einen Zettel mit der Frage: „Soll dadurch etwa meine Befreiung in Frage gestellt werden?“

Dieser Satz ging mir doch verflucht an die Nieren. Nicht einen Augenblick hätten derartige Organisationssorgen Einfluß auf mein Verhalten gewinnen können. Aus der Bemerkung des Chefs glaubte ich zu entnehmen, daß er Zweifel in den Ernst unserer Arbeit setze. Das war mir nach all den Nöten und Fehlschlägen denn doch zuviel. Der Kapitän hatte mir den Befehl gegeben, als Leiter bei der Aufgabe dürfe ich mich nicht in vorderster Linie einsetzen. Bisher hatte ich mich immer, selbst in kritischer Lage, seinen Anordnungen gefügt. Diesmal nun schien mir die Lage so, daß ich mich mit ruhigem Gewissen über seinen Befehl hinwegsetzen zu müssen glaubte. Immer noch hatte bei mir der Entschluß daran gehangen, wer mit Fritz zusammen die Durchführung übernehmen sollte. Ich ließ dem Chef durch die Spalte der eisernen Pforte den Schlüssel zur Gittertür zukommen, bestellte telegraphisch Fritz und benachrichtigte den Chef, der nächste Freitag wäre in Aussicht genommen.

Noch am gleichen Tage veranlaßte ich eine genaue Überprüfung des Wagens, Beschaffung von Betriebsstoff und

Öl und ließ alles für Donnerstagnachmittag, den 12., fahrbereit halten.

Ich war durch genügende Erfahrung gewitzigt, den Wagen nicht auf den gleichen Tag zu bestellen. Am Mittwoch ließ ich Nummer und Garage wechseln, denn es war ja klar, daß durch den langen Aufenthalt in Leipzig es der Kriminalpolizei nicht schwer fallen würde, für den Fall der Flucht eine genaue Beschreibung des Gefährtes und Angabe der Nummer zu erhalten.

Die falsche Nummer war von geschulter Hand fein säuberlich mit Stempeln und allem Polizeibehör versehen worden, so daß das Auto sich gern jede Kontrolle von Behörden gefallen lassen konnte. Jumbo und Sachs, der Fahrer, erhielten den Auftrag, ihre persönlichen Angelegenheiten bis zum 12. abzuwickeln. Sie hatten aus ihren Wohnungen alles irgendwie Belastende zu entfernen, alle Brücken hinter sich abzubrechen. Ich war entschlossen, aufs Ganze zu gehen. Sollte dieser Versuch nicht gelingen, dann sollte er in würdiger Weise scheitern. Aber in meinem Ärger, in meiner Hitze und Entschlossenheit machte ich mir überhaupt keine Gedanken über die Folgen eines Fehlschlages.

Allein Fritz traf nicht, wie ich angeordnet hatte, am 11. ein. Das versetzte mich in Unruhe. Ohne Fritz war die Durchführung unmöglich. Aber absagen konnte und wollte ich auf keinen Fall. Dringendes Telegramm! Am 12. traf Fritz ein. Irgendein Zufall hatte ihn verhindert. Ich wies ihn ein, daß wir unter allen Umständen am Freitag alles wagen müßten. Er und ich wollten es machen.

Der Freitagmorgen kam heran. Trotz des bevorstehenden Unternehmens hatten wir beide ausgezeichnet geschlafen. Fritz und ich waren gleichen Sinnes und glänzend aufeinander eingespielt. Die Sache mußte gelingen.

Das erste, was mir am Morgen einfiel, war: Herrgott, heut ist Freitag, der 13. 7.! Freitag segeln ist nie beliebt

gewesen und die Dreizehn wie die Sieben sind für einen jeden unheimliche Zahlen. Aber dann sagte ich mir: Natürlich, der Unglückstag ist es für die andern, nämlich Metz und Genossen. Un wat den een sin Uh! is, dat is den annern sin Nachtigall!

Nun saßen wir beide uns gegenüber. Aber der Vormittag wollte nicht herumgehen, obwohl wir auf unserer Bude noch Korrekturen von Schlüsseln und Dietrichen vornahmen, um für alle Gelegenheiten das Geeignete zur Hand zu haben. Dazu herrschte in unserer Bude unter dem Dache eine ganz blödsinnige Hitze, es wurde einem ordentlich schlecht im Magen davon.

Unter Anspannung unserer ganzen Phantasie wurde die Aktentasche für unseren Besuch im Amtsgericht gepackt. All die kleinen Hilfsmittelchen und Instrumente, die wir im Laufe der Monate als notwendig und zweckmäßig erkannt hatten, fanden ihren Platz. Zum xten Male wurde jede mögliche Schwierigkeit durchgesprochen und noch einmal der Entschluß gefaßt, wie sie unter allen Umständen zu beseitigen sei. So fest vertrauten wir auf unsere Instrumente und Schlüssel, daß wir gar nicht auf den Gedanken kamen, sie könnten nicht passen. Wir nahmen Feilen und Werkzeuge mehr aus Aberglauben als aus dem Gefühl der Notwendigkeit mit. Nichts wollten wir versäumen, nichts weglassen, wenn es uns unter Umständen nützlich sein könnte. Ein paar Kilo Mehrbelastung scheuten wir nicht. Alles andere, was für andere Pläne in Betracht kam, wurde, wie schon so oft, in unser Musterköfferchen untergebracht und auf dem Bahnhofe aufgegeben.

Bevor wir die Bude endgültig verließen, wurde noch einmal sorgfältig nachgesehen, ob nichts zurückgeblieben war, ob nicht doch etwa Feilspäne auf dem „Teppich“ lagen. Dann ging's in die Stadt. Ein Zurück war jetzt nicht mehr möglich. Der Morgenspaziergang des Chefs war vorbei, abge-

blasen konnte nicht mehr werden. Die Zeiger der Uhr kreisten, bis unsere Stunde kam.

Fritz war vorausgegangen. Ein Treffen mit ihm hatte ich in dem alten Studentenlokale „Zum grünen Baum" verabredet. Dort sollte auch Jumbo eintreffen mit Sachs, um die letzte Ölung zu erhalten.

Gegen seine Gewohnheit ließ Fritz auf sich warten. Endlich kam er in Begleitung seines Freundes Hans. Das überraschte mich. Später trafen Sachs und Jumbo ein. Im ersten Augenblick dachte ich an tausend Möglichkeiten, die plötzlich eingetreten waren, um unser Unternehmen zu stoppen. Aber ganz so schlimm war es nicht. Hans war aus einem anderen Grunde nach Leipzig gekommen. Ich schob ihn schnell ab, so leid es mir tat. Ich konnte ihn nicht gebrauchen, und unnötig wollte ich keinen einspannen.

Trotzdem war er mir von Nutzen. Und vielleicht hat er das ganze Unternehmen gerettet. Ich hatte Sachs und Jumbo zum Wagen geschickt, um ihn an einer bestimmten Ecke bereitzuhalten. Plötzlich, ehe Hans meinen Tisch verließ, fuhr es mir durch den Kopf, daß ich eines nicht bedacht hatte bei der blödsinnigen Hitze: In der unbarmherzigen Sonne konnte der Wagen unmöglich zwei bis drei Stunden in voller Bestrahlung warten. Der Gummi wäre von den Felgen getropft. Also schickte ich Hans zu Sachs mit dem Befehl, den Standpunkt ein wenig zu verändern. Jumbo sollte Posten markieren.

Ich mußte auf gut Glück annehmen, daß Sachs diesen Befehl erhalten würde. Nachkontrollieren konnte ich nicht mehr. 1 Uhr 30 mußten Fritz und ich unter allen Umständen im Gerichtsgebäude sein.

An diesem heißen Tage der Entscheidung entwickelten weder Fritz noch ich den nötigen Appetit. Wir aßen nur ein paar russische Eier und tranken dazu ein Viertel Wein. Dann gingen wir, um es ehrlich zu gestehen, zwar sieges-

21*

gewiß, aber doch mit Herzklopfen in den Peterssteinweg. Wir betraten das Gerichtsgebäude, das wir in- und auswendig kannten, mit etwas anderem Gefühl als sonst. Irgendwie erschien es uns ungewohnt: In diesem Hause ruhte die Tat! Plötzlich überkam mich das Gefühl, das ganze Unternehmen sei doch furchtbar fragwürdig, eine improvisierte Sache. Ich dachte an die Schwierigkeiten, die wir jedesmal wieder erlebt hatten, um überhaupt in den Verbindungsgang zwischen Gericht und Gefängnis zu gelangen. Bei unseren Spähversuchen waren wir mehr als einmal genötigt gewesen, fortzugehen, ohne überhaupt in den Gang zu gelangen. Und d a s Pech konnten wir heute auch haben. Und was dann? Aber ich rief mir selbst zu, wie es der Chef getan hatte: „Nur guten Mut!" Und mit einer Art von frevelhaftem Gottvertrauen gingen wir kurz nach halb zwei in das Gerichtsgebäude hinein. Später hätten wir nicht kommen dürfen, denn es stand schon ein Beamter am Tor, bereit, den allgemeinen Parteiverkehr, wenn es dreiviertel schlüge, zu unterbinden.

Wir wandten uns wieder zu dem rückwärtigen Gang, an den für uns berüchtigten Treppenschacht. Wie manche Schwierigkeiten hatten wir da erlebt. Wie oft waren wir in Gefahr gewesen, entdeckt zu werden. Zu unserer Bestürzung sahen wir, daß alle Türen sperrangelweit offen standen. Der ganze Gang vom Gericht aus lag offen da bis zur Eisengittertür des Gefängnisses. Das waren schlechte Aussichten für uns. Wenn diese Türen nicht vor dem allgemeinen Räumen des Gerichtsgebäudes, also von drei bis halb vier Uhr, geschlossen waren, bestand keine Möglichkeit mehr, uns dort drinnen zu verbergen. Aber wir mußten nun kommen lassen, was kommen sollte. Anderthalb Stunden ungefähr hatten wir noch Zeit. Um sie zu verbringen, suchten wir im entgegengesetzten Teil des Gebäudes jenen Ort auf, wo auch im Staatsgebäude der einzelne Mensch das

Recht hat, sich einzuschließen. Hier wurden die Pistolen noch einmal nachgesehen. Nach fünf Minuten schon glaubten Fritz und ich, die anderthalb Stunden wären verronnen.

Die Uhrzeiger schienen in den Uhren festzukleben, ich glaubte in der Tat, meine alte Zwiebel wäre stehengeblieben.

Das Merkwürdige war, ich hatte die Peinlichkeit dieses Wartezustandes in meine Berechnungen gezogen, hatte sogar, um die Zeit hinbringen zu können, für Fritz und mich einen ganzen Stoß Zeitungen gekauft. Trotzdem gelang es nicht, die Spannung abzustellen. Jedesmal, wenn Schritte sich unserer Klausur näherten, glaubten wir, jetzt wird einer anklopfen und fordern: „Aufgemacht!" Beide hatten wir uns zu oft im Gerichtsgebäude herumgetrieben, und glaubten, irgendeinem müßten wir doch aufgefallen sein. Und warum sollte nicht gerade heute dieser eine den Gedanken haben, uns nachzugehen, uns zu überwachen? An persönliche Mißhelligkeiten für uns dachten wir keinen Augenblick. Dagegen hatten wir die Gewißheit: Würden wir mit unseren Aktentaschen, all den Nachschlüsseln und Instrumenten erwischt werden, dann wäre ein für allemal eine Befreiung des Chefs ausgeschlossen. Und besonders gemein und unrühmlich erschien es uns schon jetzt, auf diesem menschlich komischen Ort erwischt zu werden, anstatt etwa beim Eindringen in das Gefängnis selbst.

Endlich läutete die Glocke im Gebäude zum allgemeinen Bureauschluß. Wir packten unsere Sachen, machten uns fertig und setzten uns in Marsch zum Tatort. Die Türen, die vom Gerichtsgebäude in den Treppengang führten, waren glücklicherweise schon geschlossen. Der erste Versuch, in das nur für Gerichtsbeamte bestimmte Treppenhaus zu gelangen, schlug fehl. Ein Mann mit mißtrauischem Blick, der uns hier des öfteren schon begegnet war, kam pfeilgerade auf uns zu. Ich glaubte, er wolle uns anhalten. Wir machten kehrt, trennten uns. Sicherlich war das Ganze nur ein

Angstbild unserer Phantasie. Aber immerhin, Fritz und ich hatten uns verloren.

Ich durchlief ein paar Biegungen in dem Labyrinth des Gebäudes allein und gelangte endlich glücklich doch in das Treppenhaus. Keine Spur von Fritz war zu sehen. Kurz entschlossen stürmte ich die halbe Treppe hinunter zur Haustür des Gefängnisganges, ein kurzer Griff, sie sprang auf. Nun zurück ins Amtsgericht, um Fritz zu suchen. Ich verzweifelte an ihm und war im Begriff, zum zweiten Male über die Treppen zum Gefängnisgang zu laufen, da sah ich Fritz von unten ins Treppenhaus heraufkommen. Auch er war herauf-, herabgelaufen, mich zu suchen. Zwei Winke hin und her, wir hatten uns verständigt und schoben uns in den Gang. Im Augenblick, als hinter mir Fritz die Tür zuziehen wollte, öffnete sich ein halbes Stockwerk höher die Tür des Gerichts.

Ein Beamter kam heraus. Schnell und behutsam ließen wir die Tür ins Schloß schnappen. Dann die Pistolen raus für jeden Fall. Kam der Mensch nun oder kam er nicht? Aber er schien uns nicht gesehen zu haben oder keinen Argwohn zu schöpfen. Ich zählte instinktiv bis hundert. Nichts erfolgte. Nachdem wir diese Angstspannung überstanden hatten, schlossen wir die Tür in aller Ruhe fest ab. Fritz kauerte sich nun nieder und schlich vor zu der Holztür gegenüber. Bei jeder seiner Bewegungen knarrte der Holzboden unangenehm und peinlich. Die großen Fenster rechts und links des Ganges erschienen mir gefährlicher als je. Schon bei den Probeversuchen hatte ich sie als Verräter gefürchtet. Und hell war es in dieser ersten Nachmittagsstunde, so viel Licht und Hitze hatte die Sonne noch nie gespien. Ich fühlte, wie mir der Schweiß den Rücken hinabrieselte. Eine Ewigkeit schien es mir, bis Fritz die zweite Holztür erreichte. Ich stand indessen mit der entsicherten Pistole in der Hand vor der anderen Pforte zum Trep-

penhaus, bereit, mit der Waffe jede Kontrolle abzuwehren. Beide hatten wir uns entschlossen, den Hausmeister, wenn er vorschriftsgemäß auch diesen Gang abschritt, mit der Pistole zu zwingen, bei uns zu bleiben, bis die Befreiung gelungen war. Ich war überzeugt, daß das Zeigen der Pistole und ein leises, festes Wort schon genügten, diese Art von Leuten von Lärmen, Rufen und sonstigem Unsinn abzuhalten.

Inzwischen sah ich, wie Fritz an der anderen Holzpforte hantierte. Vorsichtig führte er den Schlüssel ein. Ich hatte mir immer alles so genau vorgestellt, daß ich jetzt jede Bewegung seiner Hand im Gelenk und in den Fingern spürte. Sacht führte er den Schlüssel ein, versuchte, drehte, der Schlüssel klemmte, eine ganze Kleinigkeit stimmte nicht. Ein Wink hin und her, beide schnellten wir uns leise über den Gang. In der Mitte tauschten wir die Schlüssel der Holztür aus; ich sah, Fritz konnte schließen, aber die Tür ließ sich nicht aufziehen.

Herrschte da ein bestimmtes Mißtrauen im Gefängnis oder wurde etwa diese Holztür immer gewohnheitsmäßig von innen mit einem Riegel gesichert? Daß uns das passieren konnte! Das zu übersehen! Aber freilich, der Riegel auf unserer Außenseite hatte mich auf einen solchen Gedanken nicht gebracht. Leise schlich ich mich hinüber zu Fritz und machte mir die bittersten Vorwürfe über diesen Fehler. Dabei entdeckte ich, daß das Sprachrohr, das von hier offenbar hinunter zum Wachthabenden führte, offen stand. Schnell stopfte ich für alle Fälle mein Taschentuch hinein. Nun lauschten wir an der Tür. Kein Geräusch war zu hören. Beide hoben wir nun die Tür ein wenig an, um zu probieren. Gott sei Dank, sie gab nach, der Flügel hatte sich nur ein wenig verklemmt.

Hell fiel aus unserer sonnengebadeten Galerie das Licht in den halbdunklen Rundgang des Gefängnisses. Zwei

Meter vor uns lag die Eisengittertür. Da hörten wir Schritte. Sofort drückten wir die Tür wieder zu. War nun der Lichtschein aus der geöffneten Tür im Gefängnisgang bemerkt worden oder nicht? Doch alles blieb ruhig. Durchs Schlüsselloch konnte ich beobachten, wie der Wachtmeister des Gefängniskorridors vorbeiging, ohne irgendwelchen Verdacht zu zeigen.

Schritte klangen von der Seite des Gerichtsganges her. Das mußte der Rundgang des Hausmeisters sein; beide schnellten wir uns in langen Sätzen zur anderen Tür und lauschten wie der Jäger aufs Wild. Nichts rührte sich mehr. Vorsichtig öffnete ich nach einer kleinen Zeit einen Spalt. Niemand war zu sehen. Vom oberen Flur herab hörten wir das Scheuern der Putzfrauen.

Ich schaute auf die Uhr. Ihre Zeiger schienen mir von Schnelligkeit besessen. Hatten sie vorher geklebt, jetzt rasten sie wie kleine Lokomotiven. Schon war die Zeit gekommen, die die Möglichkeit für ein Kommen des Chefs barg, und noch hatten wir nicht den Versuch gemacht, ob sich das Eisengittertor öffnen ließe.

Wir suchten den großen Schlüssel heraus, Fritz drückte sich durch die Holzpforte und schlich das Gittertor an. Ich mußte seine unglaubliche Ruhe, die Sicherheit und Exaktheit jeder seiner Bewegungen bewundern. Indessen stand ich sprungbereit, bepackt mit allem Material, da. Laut schlug mir mein Herz in die Gurgel hinein. Es war vereinbart worden, wenn er geschnappt würde, sollte ich schleunigst verschwinden. Im Augenblick beneidete ich ihn um seine Aufgabe. Ich an meiner Tür im Treppenhause mußte blind vertrauen. Er hatte Übersicht, er konnte handeln.

Plötzlich sehe ich, wie sich Fritz kreidebleich aus der gegenüberliegenden Holztür herausdrückt. Noch ehe er herüberkommt und einen Ton sagen kann, habe ich begriffen: das Schloß hat nicht nachgegeben.

Er kommt herüber, er flüstert mir zu: „Der Schlüssel hat die Feder des Schlosses gefaßt und sich gedreht, aber trotzdem hat er nicht geschlossen. Irgendein kleiner Zapfen oder ein kleines Plättchen muß da im Wege sein."

Wären wir doch bei der Landgerichtsseite geblieben, wo alles ausprobiert war! So schien alles in Frage gestellt, denn nun war es Zufall, wenn der Schlüssel des Chefs am inneren Tor paßte, da er ja auch nach dem anderen Schloß gefertigt war.

Fritz suchte nun den besten der Dietriche. Mit ein paar Feilenstrichen bekam er noch eine letzte Korrektur auf Grund seiner Beobachtungen an dem widerspenstigen Schloß. Dann sollte ein neuer Versuch folgen.

Da hörten wir laute Stimmen aus dem Gefängnisgang, ein Schrubben der Fußböden begann, ein Hin- und Herstellen von Eimern, ausgerechnet jetzt mußte noch großer „Reinschiff"-Betrieb gemacht werden. Aber immerhin, diese unfreiwillige Atempause gab uns etwas Beruhigung. Während all das Volk da arbeitete, konnte der Kapitän nicht passieren. Aber hoffentlich dehnten sie den Bodenbetrieb nicht zu lange aus, sonst wurde der Kapitän verhindert, von sich aus zu tun, was er tun mußte. Wir spielten va banque. Trotz der Nähe des Aufsehers und der Leute schlich sich Fritz noch einmal hinein, während ich jetzt meinen Posten vor der zweiten Holztür einnahm, bereit, ihm beizuspringen. Ich hatte mir jetzt zurechtgelegt, daß die Leute, wenn sie ihn entdeckten, ihn noch lange nicht zu schnappen brauchten. Zwischen sie und uns konnten wir ja die Türen legen. Und daß es sich um den Chef handle, konnten sie bei unserem bloßen Erscheinen durchaus nicht sofort wissen.

All dies ging durch meinen Kopf, während ich das Auge ans Schlüsselloch der Holztür preßte und genau beobachtete,

wie Friz mit dem Dietrich das Schloß zu meistern suchte. Da ging durch seinen niedergebückten Körper plötzlich eine Bewegung der Entspannung. Also das Schloß war auf. Schnell schlich er zurück und schob sich zu mir herein. Er hatte das Schloß aufgelassen und es unter Ausnutzung der etwas schrägen Lage des Tores einfach angelehnt. Mit einem gewissen Recht sagte er sich: „Auf haben wir's glücklich. Ob wir's so schnell nochmal aufkriegen, weiß ich nicht."

Aber die Gefahr, daß das Gitter während des Reinemachens durch irgendeinen Schrubber aufgestoßen wurde, war zu groß. Das konnte eine Meldung und einen Kontrollgang geben. Dann war alles verspielt. Also schob sich Friz noch einmal hinein und schloß wieder ab, wir vertrauten auf das, was kommen würde.

Ein Blick auf die Uhr. Mein großer Zeiger jagte über 4 Uhr 30, fast die ganze ausgemachte Zeit ist verstrichen, ohne daß der Chef eine Möglichkeit gehabt hätte, sich uns zu nähern. Endlich entfernte sich der Wachtmeister mit seinen schrubbenden Arbeitsgefangenen. Wir hinein, öffnen nochmals das Gittertor, eilen in langen, schleichenden Sätzen durch den Halbbogen zum inneren Torabschnitt. Der Wachtmeister befand sich mit seinen Reinschiff-Leuten auf der entgegengesetzten Seite des Rundbaues. Ein Glück, denn die Wachtmeisterstube neben dem eisernen Innentor stand weit auf. Schnell öffnen wir dieses Tor, das viel leichter zu schließen war als unser erstes. Wir ließen es einfach angelehnt stehen, gingen durch den Rundgang, lehnten das äußere Tor an und verbargen uns hinter der zweiten Holzpforte. Die nächste Viertelstunde mußte die Entscheidung bringen. Eine gewagte Sache war es, das innere Tor geöffnet zu lassen. Aber es blieb kein anderer Weg. Ich hatte aber die starke Hoffnung, daß die Sache glatt gehen würde, wußte ich doch aus meinen eigenen Gefängniszeiten, daß gerade beim Reinemachen der Gänge die

Abschnittstüren immer gern offen gelassen werden, weil der Wachtmeister ständig hin und her zu gehen hat. Und warum sollte nicht gerade der Wachtmeister das Tor vor seiner eigenen Stube offen lassen?

Natürlich, solche Gedankenkombinationen sind nicht richtig. In Spannung und quälender Erwartung tröstet der Mensch sich immer mit dem, was er gern wahr haben will. Alle Unternehmungen, von denen wir erwartet hatten, sie würden mit mathematischer Sicherheit glatt gehen, waren fehlgeschlagen. Warum sollte jetzt nicht ein Wagnis, an dem mehr blinde Faktoren im Spiel waren, gelingen?

Es war 4 Uhr 45, gebückt standen wir hinter dem Schlüsselloch der Holztür, denn das Oberlicht ließ eine aufrechte Haltung nicht zu. Abwechselnd beobachteten Fritz und ich die vor uns liegende Gittertür. Unsere Glieder schmerzten uns. Das Wasser lief uns in Strömen den Körper herunter. Ich schaute auf die Uhr, 4 Uhr 49. War nun die Zeit verronnen oder war noch etwas zu hoffen? Fritz und ich wollten wieder einmal die Stellung am Schlüsselloch wechseln, zweifelnd sahen wir einander an.

Aber was inzwischen innen geschah, warum die Minuten davonjagten, das kann der Chef nur selbst erzählen.

Vierundzwanzigstes Kapitel

Motto:
Kein schönrer Tod ist auf der Welt,
Als wer vorm Feind erschlagen!

Der Kapitän erzählt. — Das heiße Bad soll Befreiung bringen. — Der erste Versuch mißglückt, der zweite ebenfalls, der dritte folgt nach. — Ein vierter Versuch wird ersonnen; die Seife soll Rettung werden. — Hinunter zum Bad, hinauf, die Gittertür ist offen, zur Holztür, meine Getreuen erwarten mich. — Frox erzählt weiter: 4 Uhr 50. — Fritz sichert das Gefängnis. — Wir

steigen zum Amtsgericht empor, die große Treppe hinunter, das Amtsgericht ist verschlossen. — Fritz kommt und öffnet, der Hausmeister zeigt sich. — Fritz sichert, ich ziehe den Chef hinaus. — Wir finden den Wagen, langsame Fahrt durch die Stadt, durch die Vororte, auf freier Strecke. — Die Kirschen als Labsal. — Die brenzlige Wegkreuzung Weißenfels—Zeitz. — Die Schulausflügler auf dem Lastauto, die wir für Sipoleute halten. — Die bayerische Grenze wird erreicht. — Fritz erzählt sein Abenteuer mit dem Hausmeister. — Bamberg und Nürnberg. — Endlich in München.

Der 13. Juli war ein irrsinniger Sommertag. Wie ein schweres heißes Ofentuch schlug mir bei der geringsten Bewegung in der Zelle die Luft gegen Stirn und Backen. Freitag war's und ein Dreizehnter. Auch der Kapp-Putsch war ausgerechnet an einem Dreizehnten gestiegen, die Brigade schon am Freitag marschiert!

Langsam vergingen die Stunden bis zum Nachmittagsspaziergang. Als ich ihn beendet hatte, ging ich am Bad vorbei, bestellte eine Wanne, stieg das Treppenhaus empor. Den Schlüssel hielt ich krampfhaft fest in der Tasche, jetzt kam ich zum Absatz und sah das Gittertor, das zu dem Gang führte. Gerade, als ich mich nach rechts wenden wollte, kam ein Wachtmeister den Gang entlang, und der erste Versuch war geplatzt. Ich stieg nun die Treppe hinauf und wartete dort, bis ich zum Baden heruntergeklingelt wurde. Das war die Möglichkeit Nummero zwei. Aber als ich mich jetzt beim Hinuntergehen nach links wandte, stand gerade an der Gittertür der Zellenreiniger mit seinen Kübeln. Also Möglichkeit zwei war auch geplatzt. Ich mußte sofort zum Bad hinunter, da ich ja gemäß dem Klingelzeichen dort erwartet wurde. Das Wasser in der Wanne lockte mich wenig an diesem Tage, wo jede Pore voller Schweiß stand. Ein heißes Bad, draußen eine Temperatur über 30 Grad und im Innern die Eingeweide kochend vor Aufregung. — So habe ich noch nie in meinem Leben geschwitzt, und jede Bewegung dabei wurde begleitet

von den Augen des Wachtmeisters. Da hieß es nun, sich ohne Überhetzung ausziehen und aufpassen, daß der Schlüssel nicht aus der Tasche fiele oder sich abzeichnete, dann ins Bad steigen und so tun, als ob das ein Labsal wäre. Dann wieder ohne Übereilung sich anziehen und achtgeben auf den Schlüssel. Fertig. Nun also mit Gottvertrauen zum dritten Male nach meiner Gittertür hinauf. Und diesmal schien das Glück mir hold zu sein. Ich sah niemand. Gerade als ich mich zur Tür umdrehte, kam aus der neben der Tür befindlichen kleinen Wäschekammer der Wachtmeister heraus und fragte gleich: „Nanu, was wolln Se denn?"

Irgendein guter Geist gab mir den Einfall, zu sagen: „Ich bin gänzlich erschöpft von dem wahnsinnig heißen Bad. Und dazu heute noch die Hitze. Ich muß einen Augenblick verschnaufen. Ich kriege keine Luft mehr."

In ganzen Bächen troff mir der Schweiß von der Stirn. Darum glaubte mir der Wachtmeister das, was ich sagte, und bemerkte zustimmend: „Gottverdammich, es is ooch nich auszuhalten!"

Also auch der dritte Versuch war geplatzt. Aber ein guter Genius gab mir noch einen Einfall. Und ich sagte zu dem Wachhabenden: „Herrgott, jetzt hab' ich meine Seife unten liegenlassen. Kann ich noch mal schnell 'runter und sie holen?"

Der brave Mann war von dem Mißgeschick, an diesem Tage extra Treppen steigen zu müssen, gerührt. Er erlaubte es mir mit den Worten: „Ja, gehn Se runter, aber dann gleich wieder ruff!"

Ich sauste die Stufen hinunter, um Zeit zu gewinnen. Dem Badewachtmeister rief ich zu: „Ich habe meine Seife liegen lassen!" Tat, als ob ich sie aus der Badewanne herausnahm, und lief wieder nach oben. Meinen Wachtmeister sah ich am Schreibtisch in seinem Zimmer sitzen, die Tür stand

halb offen. Ging ich zum Gitter, hatte ich Dreiviertel-deckung. Wenn er aufsah, konnte er nichts merken. Aber wenn er feinhörig war, mußte er es doch wohl hören. Ich sagte mir: Jetzt ist alles wurscht. Den Schlüssel hatte ich natürlich sorgfältig mit Seife eingeschmiert. Aber er war gar nicht nötig, diese Tür war offen. Ich passierte den Gang, aber als ich vor die zweite große Gittertür kam, überfiel mich ein Schrecken, die Tür schien geschlossen. Ich schaute auf, blickte auf die Holztür dahinter und zischte. Da öffnete sich die Holztür: ich sah in die vor Erregung hochroten Gesichter meiner beiden Freunde, die mir zuriefen: „Angelehnt!" Da drückte ich, der Flügel sprang auf, Frax zog mich durch die Holztür in den Gang des Amtsgericht, Fritz stürzte in das Gefängnis und sicherte die Türen.

Den weiteren Verlauf der Flucht lasse ich Frax, der die Führung hatte, erzählen.

Vier Uhr fünfzig war's, als wir an der Holztür den Chef, der Seife und Handtuch noch in der Hand hatte, in Empfang nahmen. „Was nun?" fragte er und schaute erstaunt Frax nach, der sich ins Gefängnis stürzte. Ich zog ihn weiter schnell durch den Gang, stülpte ihm den bereitgehaltenen Schlapphut auf. Das Ungetüm rutschte ihm über die Ohren. Da konnte er ein leises Lachen nicht unterdrücken. Als ich ihn nicht die Treppe hinuntergehen ließ, sondern ihn aufwärts zog, empor zum Amtsgericht, zauderte er.

„Schnell oder langsam?" fragte er. „Laut oder leise?" Ich antwortete: „Ruhig und laut." Wir betraten den oberen Gang; der stehengebliebene Putzeimer einer Reinemachfrau kommt dem Kapitän zupaß. Seife und Handtuch fliegen hinein. Wir gehen schnell. Er ist des Gehens auf so glattem Boden ungewohnt und rutscht ein paarmal. Ich fange ihn auf. Angst befällt mich. Nachdem so viel geglückt ist, wäre jetzt irgendein dummer kleiner Zufall, wie ein vertretener Fuß, mehr als Gemeinheit des Schicksals.

Der Chef hält inne. Er fragt: „Wo ist der andere?“ Ich antwortete: „Hat seine Aufgabe und kommt.“

Alle Türen des Gerichtsgebäudes stehen weit offen. In langen Sätzen geht's herunter zur Pforte. Diese war in den letzten Tagen erfahrungsgemäß bis abends um sechs Uhr offen gewesen. Am Dache wurden Reparaturen gemacht. Das Material wurde durch dieses Tor getragen. Immerhin hatten wir erwogen, daß das Tor zufällig zu sein könne, und darauf einen einfachen Trick gesetzt, den ich jetzt anwandte. Ich klingelte dem Hausmeister. Der Chef sah mich mit einem Blick an, als wolle er mir zurufen: „Junge, bist du denn plötzlich übergeschnappt?“ Ich nicke ihm zu, und wir warteten auf das Kommen des Hausmeisters. Dabei sah ich mir den Kapitän von der Seite an. Tiefe Schatten lagen unter seinen Augen. Das Gesicht war blaß und gedunsen. Jeder Pulsschlag jagte eine Welle Röte über die Schläfen. Es war die höchste Zeit gewesen, ihn rauszuholen.

Ich glaube, bei unserem Drang nach Eile habe ich Sekunden für Minuten gehalten. Noch einmal klingele ich lang und energisch. Da höre ich die Treppe herab Fritz in langen Sätzen herbeihasten. Er sieht uns, erfaßt klar die Situation, ist im Nu am Tor, zu dem sein Lieblingsdietrich passen kann. Mit einer beneidenswerten Ruhe führt er den Dietrich kunstgerecht in das Schloß ein und dreht ihn einmal um. Den Chef, der das beobachtet, erregt die Ruhe. Er zuckt im Gesicht. Fritz zieht den Dietrich, ohne zu prüfen, ob das Schloß schon auf sei, wieder heraus. Das war psychologisch leicht zu erklären. Alle Schlüssel hatten an diesem Tage nur einmal gedreht. Der Chef wird ungeduldig, aber schnell steckt Fritz den Schlüssel noch einmal hinein und stößt das Tor auf. Gleichzeitig läßt der Hausmeister die Tür seines Verschlages öffnen. Ich dränge mit dem Chef sofort hinaus und überlasse Fritz die Lage. Ich darf

mich nicht um ihn kümmern, denn nun waren wir gesehen, und ich zweifelte keinen Augenblick, daß der Hausmeister Alarm schlagen würde, wenn Fritz ihm nicht das Maul stopfte.

Oben an der Ecke des Hotels, ich glaube „Deutscher Kaiser" hieß es, muß befehlsgemäß der Wagen stehen. Jumbo sollte vor dem Gericht auf uns warten. Aber ich sehe ihn nicht. Wegen der plötzlichen Erscheinung des Hausmeisters bin ich gezwungen, entgegen meiner Absicht, in dem Menschengewühl des Peterssteinwegs langsam zu gehen, einen Galopp anzuschlagen. Zum Glück befindet sich dort eine Straßenbahnhaltestelle. Ich brülle laut, um uns zu decken: „Dort fährt unsere Bahn!"

Ich sehe Jumbo winken. Der Wagen ist angekurbelt. Sachs am Steuer. Wir rein, der Chef links, ich rechts, Fritz schwingt sich auf den Sitz neben Sachs, unser Wagen brummt ab.

Sachs bringt unseren Kraftwagen auf immer höhere Touren. Ich muß ihm auf die Schulter klopfen und ihm zurufen, er solle nicht unnötig die Aufmerksamkeit der Beamten auf sich lenken.

Der erste Teil ist gelungen. Wir rechnen bestimmt damit, daß sofort Alarm geschlagen wird. Das erste, was der Chef sagt, ist: „Na, das hätten wir! Aber ich hatte doch ausdrücklich verboten, daß Sie persönlich mit an der Spitze seien!" — Ich sage: „Jawohl" und schweige. Im Innern freue ich mich aber doch mächtig. Das war wieder mal ein „echter Ehrhardt" gewesen. Immer noch ist er derselbe Mann, der vor Jahren, als er nach Verlust des Führerbootes mitten im Minenfelde von einem andern Boot aufgefischt war, den Kommandanten dafür anpfiff, daß dieser, um ihn zu retten, das Boot in Gefahr gebracht hatte. Darin blieb er sich gleich, daß er jederzeit sich und seine ganze Macht in

die Wagschale warf, wenn es galt, für einen andern einzutreten, daß er aber, wenn man ein Gleiches für ihn tat, peinlich betroffen war. —

Der Chef versteht die langsamere Fahrt nicht. Ich erkläre ihm den Zeitverlust, den wir haben würden, und die Gefahr, wenn ein Schutzmannsposten uns anhielte und unsere falsche Nummer aufschriebe.

Auf einigen kleinen Umwegen winden wir uns aus der Stadt heraus. Natürlich kamen wir durch einen Vorort, in dem sie gerade Wochenmarkt abhielten. Da mußten wir sogar im Schritt fahren.

Der Chef sieht es mit Sorge. Ich kann es ihm nachfühlen, daß er das Stadtbild so schnell wie möglich hinter sich haben will. Aber wir sind in der gefährlichsten Zeit, sicherlich haben sie jetzt alle Polizeistationen alarmiert und können auf gut Glück jeden schnellfahrenden Wagen anhalten.

Wir sind aus dem nahen Stadtkranz heraus, und der Kraftwagen nimmt seine große Fahrtgeschwindigkeit auf. Da, noch ein Schreck. In einem der entfernten Vororte kommt uns ein Mann in Gefängnisbeamtenuniform entgegen. Ein „Bekannter" des Chefs. Aber dieser wackere Spaziergänger schenkt uns natürlich keine Aufmerksamkeit. Der Chef hätte sich gar nicht abzuwenden brauchen.

Wir sind auf freier Strecke. Sachs und Fritz haben diese Straße mit Fahrrädern zuvor abgefahren und kennen sie also genau. Es ist nicht der beste Weg, aber der sicherste. Er liegt hart in der Mitte zwischen den Straßen nach Weißenfels und Zeitz und führt in der Richtung Südwest auf Jena zu.

Ich schildere dem Chef die ganze Lage und versichere ihm, es könne jetzt nichts passieren. Der einzige Gefahrpunkt sei der Saaleübergang, bei dem wir uns auf Waffengebrauch gefaßt machen müssen. Aber in Jena könnten wir schon

sehen, ob Alarm erfolgt sei oder nicht. Wenn Jena ruhig sei, würden wir eher als alarmierte Sipo am Saaleübergang sein, zumal sächsische Polizei kaum in Frage käme.

Im Grunde meines Herzens jedoch wünsche ich, die nächste Stunde möge bald vorbei sein, denn der brenzligste Punkt auf unserer Fahrt ist die Wegkreuzung unserer Straße mit der, die von Weißenfels nach Zeitz führt. Ein an die Sipo in Weißenfels gegebener Alarmbefehl kann zur Folge haben, daß Polizei zur gleichen Zeit wie wir an dieser Straßenkreuzung eintrifft.

In dieser Spannung ist die Uhr boshaft genug, die Zeiger im Schneckentempo kreisen zu lassen. Endlich sehe ich in der Ferne rechts vor uns die Bäume der Weißenfelser Straße, und — Tod und Teufel! — von der Kreuzung, uns entgegen, kommt ein Lastkraftwagen, der dicht mit Menschen besetzt ist. Die Pistolen klargelegt! Noch sage ich dem Chef nichts. Aber er bemerkt die Bewegung von Friz und Sachs vor uns, die vorsichtig nach ihren Waffen greifen. Wir schauen uns an, Sachs strammt den Rücken. Jeden Augenblick fürchte ich den Haltruf zu hören. Da macht der Lastwagen eine Bewegung, und wir erkennen einen Schulausflug. Wir brausen vorüber, begeistert rufen die Kinder „Hurra, hoch!", und wir erwidern es aus freudigstem Herzen.

Als wir die Straßenkreuzung glücklich passiert hatten, konnte ich dem Chef versichern, für die nächsten anderthalb Stunden besteht keine Gefahr mehr.

Für uns, die wir das Gelände, Fahrzeit, Polizeistationen genau bemessen und berechnet hatten und den Weg aus Erfahrung kannten, brachte diese Fahrt bei weitem nicht die Erregung hervor wie bei dem Kapitän.

Diese Stunden der Ruhe benutzten Friz und ich, um unsere Aktentaschen auszumustern. Alles was wir an Hilfsinstrumenten und Geräten mitgenommen hatten, flog nun nacheinander in die umliegenden Kornfelder. Aber die

Hauptschlüssel und Hauptdietriche behielten wir und die Gläser mit gemahlenem Pfeffer. Der sollte uns, falls wir angehalten würden, noch als Waffe gegen die Augen unserer Angreifer dienen. Die Schloßöffner behielt Fritz als Andenken.

Gemach gewann nun auch der Chef die Ruhe und griff in den Korb mit Kirschen, die wir vorsorglich mitgenommen hatten. Es war unser einziger Proviant.

Daß wir uns nicht besser mit Lebensmitteln vorgesehen hatten, war aus einem gewissen Aberglauben heraus geschehen. Bei all unseren Nachtfluchtversuchen hatten Ausarbeitung und Fürsorge für den Rückzug die meiste Arbeit erfordert. Das geschah, weil bei den verschiedenen politischen Handstreichen der letzten Jahre die Durchführung immer im allgemeinen geglückt war, Schwierigkeiten sich erst bei der Flucht ergeben hatten. Aber alle unsere Leipziger Versuche waren fehlgeschlagen. Wir hatten eine abergläubische Angst vor Systematik bekommen und waren plötzlich in diese improvisierte Flucht hineingesprungen. Nun fehlten die Annehmlichkeiten einer genauen Einzelvorbereitung.

Der Korb mit Kirschen war für den Durst sehr gut. Aber der Chef hatte Appetit und wollte gern etwas anderes noch essen. Da kamen uns wieder die früheren Versuche zugute. Sachs fand noch in einer Seitentasche Keksschachteln, Schokolade und Kognak von früher.

Durch diese Erfrischungen und den scharfen Zug wurde uns die pralle Julisonne, der wir dauernd ausgesetzt waren, und der Staub nicht so zur Qual, als ich befürchtet hatte.

Wir vereinbarten für den Fall, daß wir angehalten würden, unsere Aussagen über Herkunft, Ziel usw.

Jena rückt heran. Wir machen uns auf alles gefaßt. Aber was wir geplant hatten, erweist sich als unnötig. Wir fahren an vier oder fünf wackeren Stadtpolizisten vorbei,

22*

die ihrem Ordnungsdienst phlegmatisch nachgehen und sich um uns nicht scheren.

Nun liegen wir auf der Hauptstraße Berlin—München. Und im großen Tempo frißt der Kraftwagen die Kilometer. Mir bangt am meisten vor einer Reifenpanne. Denn die Gummis sind bei dieser Hitze einer erhöhten Strapazierung ausgesetzt. Der kleinste Stein kann den glühenden Kautschuk durchschneiden; aber unsere Reifen halten gut. Ab Orlamünde lasse ich wieder von der Hauptstraße abbiegen. Über Pößneck erreichen wir unter Umgehung von Saalfeld abends gegen 9 Uhr den Saaleübergang. Wir erlegen den Brückenzoll; die letzte ernsthafte Sperre liegt hinter uns. Bald muß die bayerische Grenze erreicht sein. Dauernd haften unsere Augen auf der Uhr. Endlich muß Probstzella kommen. Bei früheren Fahrten war uns diese Strecke immer viel kürzer erschienen. Heute scheint der Wagen gar nicht vorwärts zu kommen. Endlich laufen wir die Häuser des langgezogenen Ortes entlang. Die bayerischen Schlagbäume sind durcheilt. Auf einer Waldhöhe auf bayerischem Boden wird zum ersten Male wieder gerastet. Sachs schraubt die richtige Nummer des Autos wieder an. Die sächsische Decknummer wird unterm Fußteppich verstaut. Einige Änderungen am Aussehen des Wagens werden vorgenommen. Wir benutzen die Rast, um die Glieder zu strecken. Sachs überprüft den Wagen; zum ersten Male wird gefragt und erzählt.

Fritz berichtet: Er hatte das große eiserne Gittertor abgeschlossen. Ebenso hat er's bei der hölzernen Galerietür gemacht und den Schlüssel steckenlassen. Eine sofortige Verfolgung vom Gefängnis ins Amtsgericht hat er dadurch gestoppt. Allerdings auf die Gefahr hin, diesen Schlüssel bei genauerer Untersuchung finden zu lassen.

Dann war er uns nachgesprungen. Als der Hausmeister erschien, der uns verdutzt anschaute, war er auf ihn zuge-

treten, hatte ihm einen guten Abend gewünscht und sich dann empfohlen mit den Worten: „Na, grüßen Sie man schön!"

Später wird ja wohl dem Hausmeister klar gewesen sein, von wem er grüßen sollte.

Der Wagen wurde nun wieder angekurbelt, und die Fahrt ging weiter. Dunkel war es inzwischen geworden. Die Aufmerksamkeit auf den Weg hatte naturgemäß nachgelassen, beruhigend schnurrte der Motor seine Kilometer ab. Alle Versuche der Unternehmung wurden dem Chef kurz geschildert. Wir waren in jener lustigen Stimmung, die einer großen Anspannung folgt. Und in dieser Fröhlichkeit verfuhren wir uns denn auch glücklich in einem der kleinen Nester zwischen Probstzella und Kronach. Aber diese Gelegenheit der Rast, die wir zum Zurechtfragen brauchten, kam uns gleichzeitig für ein gutes Glas bayerischen Bieres und ein paar Stück kräftigen Schwarzbrotes zugute.

Kronach zog nun nächtlich vorüber. Bei allen Unternehmungen vorher hatte es die Etappe zum Wagenwechsel bilden sollen. Jetzt war von dem keine Rede. Unsere wirklich glückliche Unternehmung hatten wir ja gewissermaßen aus dem Ärmel geschüttelt. Wie gern hätten wir jetzt einen frischen Wagen und einen frischen Fahrer gehabt, so gut sich auch Sachs mit seinem Kraftwagen bewährt hatte.

Ich gab dem Chef die Zusicherung, in Bamberg im Notfall Quartier zu nehmen und einen anderen Wagen zu rufen. Aber innerlich stand bei mir der Entschluß bombenfest, noch in dieser Nacht so weit als möglich nach Süden zu kommen.

Um Wagen und Führer nicht zu überanstrengen, ließ ich Sachs das Tempo herabsetzen. In aller Gemächlichkeit wird Bamberg passiert, dann geht es auf schöner, breiter Straße weiter gen Erlangen und Nürnberg. Aus irgendeinem Grunde prangte Erlangen, während der Morgen graute, im Flaggenschmuck. Es war ein Anblick, der uns ganz seltsam

berührte, durch die schlummernde, festlich geschmückte Stadt zu fahren.

Die Pegnitz hatte über Nürnberg Nebel ausgesandt. Das war ein schlechtes Willkommen, denn zweimal fuhren wir denselben Kreis und tauchten zweimal mit dem gänzlich verstaubten Wagen und den ermüdeten Insassen am Hauptbahnhof auf. Eine stärkere Polizeipatrouille ward auf uns aufmerksam und begann uns zu mustern.

Wir fragten einfach einen der Polizisten nach dem Weg. Dann lag auch Nürnberg bald hinter uns.

Jetzt erst glaubten wir in einer gewissen Sicherheit zu sein. Wenn in Nürnberg zwölf Stunden nach der Flucht noch keine besonderen Maßnahmen getroffen waren, so mußte in dem amtlichen Apparate irgend etwas nicht stimmen. Irgendwo unterwegs in einer kleinen Stadt faßten wir noch einmal Benzin.

Ingolstadt gab noch einmal einen Augenblick der Spannung. Diese alte Festung ist so leicht zu sperren wie eine Mausefalle. Aber wir wollten nicht daran denken, daß wir von der nationalen bayerischen Polizeimannschaft ausgerechnet an das Revolutionstribunal ausgeliefert würden, während wir den roten Polizeibrüdern in Sachsen und Thüringen entronnen waren.

Ingolstadt war durchquert. Gegen Mittag wuchsen die Frauentürme und der alte Peter und die anderen markanten Türme der Stadt in der Silhouette über der bayerischen Hochebene empor. Bei Schleißheim beschlossen wir, ruhig durch die Stadt zu fahren. Eine überfahrene Gans ließen wir liegen. Schade um das Tier. Aber wir wollten alle Scherereien vermeiden.

München war voll von Turnern und erwartete neue Scharen. Wir sahen, daß an den Telegrammtafeln irgend etwas angeschlagen war, und vermuteten, daß das uns mehr anging als die Passanten, die sich die gelben Blatteln durch-

lasen. Wir gewannen die Rosenheimer Straße und machten dort an der Eingangsstadt des Chiemgaues die erste, richtige Rast. Eine Maß Bier und Weißwürschtel versöhnten Schlund und Magen. In der Morgenzeitung lasen wir den Bericht über unsere Flucht mit dem lakonischen Zusatz: „Bisher noch keine Spur." Aber wir mißtrauten erfahrungsgemäß der behördlichen Veröffentlichung. Die Zeitungen müssen vieles bringen, was das Mißtrauen solcher Tatbeteiligten, wie wir es waren, einschläfern soll. Noch konnten wir uns nicht denken, daß alles glatt gegangen war.

Erst am Mittag, als wir den Chef an der österreichischen Grenze an seinem ersten Unterkunftsort abgeliefert und mit Händeschütteln von ihm Abschied genommen hatten, wuchs in mir, als uns der Kraftwagen nach München zurückbrachte, das Gefühl auf: „Gott sei Dank, die Flucht ist gelungen!"

Fünfundzwanzigstes Kapitel

Motto:

Zum Herrn erhebt die Herzen, zum Herrn erhebt die Hand.
Gott schütze unser teures, geliebtes Vaterland!

Endlich in freier Luft. — Was das Gefängnis aus mir gemacht hatte. — Die Pracht des Sommers. — Erholung auf der Alm. — Gefangennahme der Prinzessin. — Ich will mich stellen; alle sind dagegen, Freunde, Anhänger, Berater und Herren in den höchsten Stellen. — Ich sehe ein, daß meine Stellung nichts verbessern würde. — Der Prozeß gab meinen Beratern recht. — Was Treue heißt.

Als ich den treuen Kraftwagen verließ und meine gefängnismüden Lungen zum ersten Male die reine, starke Gebirgsluft tranken, spürte ich an der Schwere meines Körpers, wie sehr ich in der Haft heruntergekommen war. Dem alten Gebirgler traten die Tränen in die Augen, als ich ihn um ein Asyl für ein paar kurze Tage bat. „Jesus

Maria!" sagte er. „Was haben die Hallodris aus Ihnen gemacht!"

Erst als ich vor den großen Spiegel im Hause trat, sah ich, wie recht der Mann hatte. Die Nägel waren weich geworden, und beim Kämmen gingen die Haare aus. Dicke Schatten lagen um meine Augen, unter denen schlaff ein Paar farblose Backen hingen. Um so mehr erfrischte das Herz die Gastfreundschaft. Alle wollten sie mir guttun. Und am Abend nahm mein alter Gastfreund die Pfeife in den Mund und den Karabiner in den Arm, um meinen Schlaf zu bewachen.

Da war kein Zögern und kein Bedenken. Und das gleiche fand ich im Hause eines andern, der mich zwei Tage lang aufnahm. Dessen prachtvoller Sohn sorgte dafür, daß kein Häscher die Schwelle seines väterlichen Hauses übertrat.

Wenn ich des Morgens aufwachte, konnte ich's und mochte ich's gar nicht glauben, daß ich in einer bayerischen Bauernstube lag, daß draußen die Kuhglocken klangen und um das Haus alles in der frischen Pracht des Sommers leuchtete.

Aber ich ertappte mich dann in den Rückerinnerungen, wie sich die Gittertüren öffneten, wie mir das Auto nicht schnell genug lief durch Leipzig, auf den dunkelnden Straßen in Thüringen. Leuchtend stand vor mir die Fahrt durch das fahnengeschmückte München, zwischen zehn und elf Uhr des Vormittags durch die Leopoldstraße, die Ludwigstraße, Theatinerstraße zum Marienplatz.

Wie tapfer und treu hatten sich die jungen Männer bewährt! Wie gut stand es um Brigade und Bund, daß sie ein solches Unternehmen planen und durchführen konnten, trotz aller Widerstände, trotz aller Fehlschläge!

Nach der ersten kurzen Eingewöhnung mußte ich weiter, denn es wäre unsittlich gewesen, meine Gastfreunde in Ungelegenheiten zu bringen. Mit Rucksack, Nagelstiefel und

kurzer Witz ging es hinauf ins Gebirge, und ich kann wohl sagen, der allen körperlichen Anstrengungen entwöhnte Körper litt höllisch unter dem Aufstieg von vier Stunden. Aber ich hab's dem alten Leichnam doch abgezwungen. Oben auf der weltentlegenen Alm kam zum ersten Male das Gefühl der Ruhe und Geborgenheit über mich.

Aber dies Aufatmen sollte nicht lange dauern. Dort oben erreichte mich alsbald die Nachricht von der Verhaftung und der Verschleppung der Prinzessin nach Leipzig. Das war für mich der schwerste Schlag, der mich treffen konnte. Trotzdem ich Metz kannte, wollte es mir nicht in den Kopf, daß ein Mann so oft mir versichern konnte: „Der Prinzessin geschieht nichts, was von Belang ist."

Sofort faßte ich den Entschluß: du fährst nach Leipzig zurück und stellst dich wieder, oder du bietest dich an, wenn sie die Prinzessin loslassen.

Aber die beiden Getreuen, die meine Bewachung auf der Alm übernommen hatten, griffen mit dem gleichen Ungestüm ein wie damals meine Männer im Munsterlager. Sie wollten mich mit Gewalt verhindern, wenn ich mich in Leipzig stellen wollte. Nach allem, was für mich gewagt worden sei, dürfte ich nicht fort.

Ihre Meinung wurde von allen Freunden und Beratern geteilt, Briefe gelangten an mich: „Um Gottes willen, stellen Sie sich nicht. Das ist eine ganz falsche Auffassung von Kavaliersehre. Sie selbst werden dort vernichtet, und der Prinzessin helfen Sie nicht um ein Jota.

Die Meinung: „Hoffentlich kommt er jetzt nicht auf den unsinnigen Gedanken, sich nochmals zu stellen!", wurde besonders von Staatsmännern ausgesprochen, die die unsinnige Erfindung eines politischen Gerichtshofes in Deutschland von seiner Entstehung an bekämpft hatten.

Dennoch ward mir der Entschluß, mich nicht zu stellen,

sehr schwer. Arg war der Gedanke an die Voreingenommenheit und Ungerechtigkeit meiner Richter, ärger noch das Gefühl, daß ich von nun an vogelfrei sein mußte für die widerliche Zunft der Dreckschleuderer und Ehrabschneider in der gesamten deutschen Presse.

Aber neben meiner persönlichen Ehre hatte ich noch etwas Höheres zu verwalten: das Kapital der Opferbereitschaft und hingebenden Treue meiner jungen Leute! Eine halbjährige, nervenzerrüttende Arbeit für meine Befreiung zur Sinnlosigkeit zu machen, wäre ein Verbrechen wider den Heiligen Geist gewesen. Meiner Befreier wegen mußte ich dem Kotregen standhalten.

Der Verlauf des Prozesses hat den Anschauungen meiner weitsichtigeren Freunde recht gegeben. Die Gerichtsverhandlung bewies, daß die Verurteilung ein Racheakt gegen mich war, ein Versuch, mich auf diese Art persönlich und politisch zu verfemen. Kleinlich war die Art des Vorsitzenden. Immer wieder wurde die öffentliche Meinung zum Klatschbasentum ermuntert. Schon der Eingang der Rede des Herrn Vorsitzenden zeigte, wessen er fähig sein konnte, denn er sagte ungefähr: „Ein Berg hat gekreißt, und nun erblicken wir eine kleine Maus!“ Immer wieder wurde von mir gesprochen als „dem jungen Mann“, dem Kapitänleutnant. Das sind die Praktiken und kleinen Verwechslungen, gegen die der anständige Mensch immer wehrlos bleiben wird.

Aber die „Richter“, wenn man sie mit diesem Namen höchster Ehre nennen darf, haben sich durch ihr Verfahren ihr eigenes Urteil gesprochen. Die Prinzessin konnte durch den Prozeß keinen Abtrag in ihrer persönlichen und gesellschaftlichen Stellung erleiden. Im Gegenteil, ihr Märtyrertum der Treue umgab sie mit dem Glanz der Erhebung und Würde, der einem zuteil wird, wenn man ein höheres, sittliches Gebot kennt als die Meinung der Masse.

Sie trug ihre Gefängniszeit mit Stolz und lehnte in ihrem Gefühl der Würde eine Begnadigung durch Herrn Ebert ab. Erst als ihr gesagt wurde, durch ihre Ablehnung könne sie den Begnadigungsweg für andere, länger Verurteilte abschneiden, nahm sie die Begnadigung an als ein Opfer, das ihr nationales Gefühl bringen mußte.

Sie war nicht weltkundig und den Listen und Kniffen der politischen Justiz nicht gewachsen, aber unbezwinglich war in ihr das fürstliche Gefühl der Treue gegen den Schützling.

Die Treue ist in diesen Zeiten politischer Verwirrung und Not das einzige, was den Persönlichkeitswert erweist. Treue ist das Mark der Ehre, Treue ist das letzte Gefühl der Sittlichkeit. Ist sie einmal geschwunden, gibt es keine Möglichkeit mehr, ein Volk zu erneuern, einen Staat neu zu gründen.
